Das

Reich der Geister,

der Wunder,

des

Priestertrugs und der Zauberei.

Von *r.
[Gottfried Wilhelm Becker]

Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne:
Wer bist du denn, wenn du dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt?

Erster Theil.

Leipzig, 1834.
Friedrich Volkmar.

= Ew. 3933

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Staats-Bibliothek München

Vorrede.

Schon vor fünf Jahren erschien in Paris von Eusebius Salverte ein Werk in zwei Theilen: **Des sciences occultes, ou Essai sur la magie, les prodiges et les miracles,** das über die genannten Gegenstände eine Menge der scharfsinnigsten Bemerkungen mittheilt. Sie sind um so schätzenswerther, da Salverte sie zugleich durch eine Belesenheit in älteren, wie neueren Schriftstellern beglaubigte, welche nicht leicht übertroffen werden kann. Der Unterzeichnete hoffte vergebens, es in's Deutsche übersetzt zu sehen, da so vieles Mittelgut unter uns verpflanzt wird. Allein er irrte sich und am Ende wunderte er sich auch nicht gar zu sehr darüber. Zuerst war die Uebersetzung nicht Jedermanns Sache. Sie erforderte eine Menge Vorkenntnisse, das Original zu verstehen, so wie Sprachkenntnisse und Belesenheit in älteren Schriftstellern, die zahllosen Citate nachsehen und vergleichen zu können. Im Ganzen aber war den encyklopädischen Deutschen damit doch zu Wenig gegeben. Salverte hatte fast keinen andern Zweck, als zu zeigen, daß den Alten fast Alles und zum Theil noch besser bekannt war, worauf wir uns viel zu Gute thun, daß es aber mehr auf wenige Eingeweihte beschränkt blieb, und oft allein zu

Privatzwecken benutzt wurde. Er hatte auf solche Weise nur eine Menge nützlicher Materialien zusammengetragen, wenn Jemand es unternahm, den ganzen Stoff historisch bis auf die neuere Zeit fortzuführen und der Unterzeichnete glaubte, etwas nicht ganz Unnützes zu thun, wenn er sich daran wagte, in sofern er selbst eine große Menge Collektaneen solcher Art seit Jahr und Tag gesammelt hatte, eine historische Uebersicht des so reichhaltigen, hier bearbeiteten Gegenstandes aber noch gänzlich fehlt: denn was Horst in seiner Dämonomagie und Zauberbibliothek gibt, ist zwar ebenfalls eine schätzbare Sammlung von Materialien, die aber weder vollständig, noch in faßlicher Ordnung zusammen gestellt ist, vom hohen Preise derselben und von der geringen Verbreitung nicht einmal zu sprechen, denn man findet sie nicht immer oder nicht vollständig in öffentlichen Bibliotheken. Vielleicht ist es ihm gelungen, einen Beitrag zur Culturgeschichte zu liefern, der den Gebildeten unterhält, den Minderunterrichteten belehrt und ihm auf's Neue darthut, wie uralt das Menschengeschlecht sein muß, das vor Jahrtausenden schon so Manches wußte, was wieder die Urenkel abermals zu lernen genöthigt waren, wie häufig aber das Menschengeschlecht ein Opfer solcher geheim gehaltener Kenntnisse war und in welcher Art dieselben ausarten konnten.

L., im Mai 1834.

* r.

Inhalt.

I. Seite

Der Glaube an's Wunderbare. . . . 5

Vermeinte Wunder in der Natur, in Folge zu allgemein gehaltener Beschreibung, unzureichender Beobachtung, vorgegangener Veränderungen, der Uebertreibung, vermeinte Wunder in Folge unrichtigen Ausdrucks und falscher Mittheilungen, der bildlichen Sprache, der Symbolik,

(Queckſilberregen, der blutige Bach, das ſteinerne Schiff, die verſteinerte Niobe, Ludwig's XVI. Felſenbild, Leopold I., der verſteinerte Haſe, Fußſtapfen des Teufels, des Elias, u. ſ. f., der Vogel Greif, der Kraken, die Scylla, die blitzende Pflanze Baaras, die Todtenäpfel, der tödtende Dunſt des Avernerſee's, die Ameiſenfüchſe, die Töpfe voll Gold, zwei wunderbare Pflanzen in Perſien, die einſchläfernde Milch, der theure Taubenmiſt, das Stier- und Schweizerblut, die feuerſpeienden Krieger, der Baſilisk, die chineſiſchen Rebhühner, Moſes und die Quelle, die Wölfe, welche ſtumm machen, die vom Winde befruchteten Stuten, Joſua heißt Sonne und Mond ſtill ſtehen, Nebuchodonoſar's Verwandlung, die Heiligen ohne Kopf, Drachen und Lindwürmer, die Kuh, welche einen Haſen gebar, ein Engel tödtet 185000 Mann in einer Nacht.)

II.

Seite

Fortsetzung. 41

(Pygmäen, Albino's, Menschen mit Hundsköpfen, die Kahlköpfe, die in Weiber verwandelten Scythen, die Eselsmenschen, das Ungeheuer Catablepon, Himmelszeichen, blutiger Schwefelregen, Mannaregen, Gänse- und Entenregen, veilchenblauer Seide-, Schleier-, Stein- und Feuerregen, Sodom und Gomorrha, die Wachteln in der Wüste, Pharao's Untergang im rothen Meere, die Plagen Israels.)

III.

Alter der Zauberei. 60

(Die Magier, die Priester Aegyptens, die Druiden, die Heroen (Halbgötter), Moses Sieg über seine ägyptischen Gegner, die Telchinen, der Schmied Wailand, Apollonius, berühmter Wunderthäter des Alterthums, Zauberformeln und Zaubercharaktere (vincula), Cureten, Corybanten, Cyklopen, Gnomen, Genien, Orpheus, Circe, Medea, Pythagoras.)

IV.

Mittel der Zauberei. 84

(Erworbene Natur- und andere Kenntnisse, Geheimhaltung derselben, Mittheilung nur an innigste Vertraute, Wunsch, dadurch berühmt zu werden, hiezu nothwendige Gesten, die Blutspuren, die Marienbilder, das Gespenst in Temessa, der lebendig abgeschnittene Kopf, der verschluckte Degen, die Wasserprobe und Sündenwage, die Passauer Zeddel, die heiligen Taschenspieler, das Schicksals-Loos, Orakel, Bauchredner.)

V.

Geheimnißvolle Lehre der Alten. . . 111

(Hieroglyphen, Grade der Einweihung, der Eid.)

VI.

Seite

Fortsetzung. 121
(Die ewige Lampe, der Stein der Weisen, Sterndeuterei, Horoscop Ludwig's XIV.)

VII.

Fortsetzung. 137
(Die Zahlenlehre, Rhabdomantie, Talismanne und Amulete, Zauberworte und Zauberverse, die Kabbala, Amen, ephesische Laute, Zauberkreise.)

VIII.

Größere Verbreitung der geheimnißvollen Tempellehren und Ausartung derselben. 153
(Theurgie, Geisterlehre.)

IX.

Fortsetzung. 166
(Neuplatoniker, Elemente und Elementargeister, natürliche Magie, Paracelsus, Agrippa, Pignatelli u. a., die Araber, der persische Goldmacher.)

X.

Hexerei. 182
(Hexenprozesse im römischen Reiche, Ursprung der Hexerei, der Satan, der Hexensabbath, die Hexensalbe.)

XI.

Hexenprozesse im Mittelalter und bis zum 18. Jahrhunderte. 199
(Ihre Menge, der Jude Lippold 1573, 2. Mos. 22, 18.,

Seite

woher die vielen Hexen? der Umgang mit den Teufeln, die Kinder Gottes, Gottes Sohn, die Dews, die Dschins oder Genien, der Hexenhammer, Verbrennen der Hexen.

XII.

Einfluß der Reformation auf die vermeinte Zauberei. 219

(Luther's Ansichten, Jakob I., Schicksal Johann Friedrich's in Sachsen 1628, der Hexenadvokat und Johannes Wier, Johann Spee, Balthasar Becker, Johann Faust, Chr. Thomasius, Friedrich II. und seine Zeit, die neuesten Teufelslehrer.)

Zweiter Theil.

XIII.

Die alten Mysterien. 3

XIV.

Die Mechanik der Alten. 11

(Die Bachanalien in Rom, die Höhe des Trophonius, die Dreifüße und die goldenen Jungfrauen des Vulkans, die hölzerne Taube des Archytas, die alten Luftschiffer, die Theater der Alten.)

XV.

Die alte Akustik. 26

(Redende Automaten, Androide von Albert dem Großen und Gerbert, der Kopf des weisen Mimer, die Teraphim, die Memnonssäule.)

XVI.

Die alte Optik. . . . . . Seite 40

(Das Diorama und Pleorama, Geister- und Götterer-
scheinungen, die Unterwelt, Todtenbeschwörer.)

XVII.

Fortsetzung. 50

(Camera obscura, Hohlspiegel, Verwandlung in Thiere,
Benvenutos Cellini's und Horst's Aben-
teuer.)

XVIII.

Fortsetzung. 66

(Wehrwölfe, Katzen- und Bocksverwandlungen, Esel-,
Löwen- und Tigergestalten.)

XIX.

Alte Hydrostatik. 78

(Der Brunnen voll Wein, das Grab voll Oel, schwitzende
Bilder, weinende Marienbilder, ewige Lampen.)

Alte Chemie.

(Das bittere Wasser des Jordans, das bittere von Mo-
ses verwandelte Wasser, der blutähnliche, purpur-
rothe und blaue Wein, das roth werdende Kleid des
Beireis, das Blut des heiligen Januarius,
die Destillation ist uralt, der Branntwein der Alten.)

XX.

Die Unverletzbarkeit im Feuer. 93

(Eunus und Barchebas, die Priesterinnen der Diana,
die Unverbrennbaren zu Soracte, das Feuerfest in

Seite

Indien, die Feuerprobe im Mittelalter und im alten wie im heutigen Indien, Spuren davon im Sophokles, Teutoberga und Chlodosinde, der Feuerkönig.)

XXI.

Zähmung wilder u. schädlicher Thiere. 109
(Die Sage von Orpheus, van Aken's und Martin's Thiere, Einfluß der Musik auf die Thiere, Carpani's Schafe, Entwickelung der thierischen Psyche, zahme Krokodile.)

XXII.

Die zahmen Schlangen. 124
(Psyllen, Ophiogenen und Marsen.)

XXIII.

Betäubende und Sinn verwirrende Mittel. 135
(Der nadowessische Neophyt, der Geruch in der Höhle des Throphonius, die Erzählungen von Menschen, welche durch solche Mittel in Thiere verwandelt wurden, der zinnoberrothe See des Diodor.)

XXIV.

Fortsetzung. 148
(Die Malaien, die Assassinen, die Myrrhe, der Stein von Memphis, die Gefühllosigkeit vieler Hexen und Heiligen, der Schlaftrunk.)

XXV.

Fortsetzung. 163
(Einreibungen von Salben, die Hexensalbe, woher die Grausamkeit der Richter bei Hexenprozessen.)

XXVI.

Seite

Wirkungen der Einbildungskraft. . 175

(Die Schwärmerin Guyon mit der überschwenglichen Gnade Gottes angefüllt, die Pariser Wunder, der Schauspieler, die Berserkerwuth, die furchtsamen Samojeden, Darstellung der Agnes Bernauerin, das geistig überlegne Auge, Ahnungen, Hellsehen, der Kranke und der Tod, der Banquier und sein Landhaus, Junot's Traum, Verwünschungen, die Bhâts, Convulsionen, Teufelsbesessne.)

XXVII.

Priester, Aerzte und Zauberer waren Eins. 199

(Die Aerzte und Zauberer der Indianer, das verschluckte Baionnet, die arzneikundigen Mönche, die königlichen Kropfärzte, Wunderquellen und Wunderkuren, St. Jakob von Compostella, die Wiederbelebung der Todten.)

XXVIII.

Gifte. 213

(Die Aqua Toffana im Alterthume, Giftgebrauch in Hindostan, in Afrika.)

XXIX.

Prophezeihungen von Seuchen, Erdbeben und andern Naturerscheinungen. 220

(Samuel's Drohungen, der Regen des Elias, die Druidinnen in Sena, die Finnen, der alte Blitzableiter, Numa Pompilius, Tullus Hostilius und Remulus, Prometheus, der Tempel in Jerusalem, Zoroaster.)

XXX.

Seite

Fortsetzung. 236

(Alte Spuren vom Phosphor beim Zoroaster, bei den Druiden, im Ossian, das Feuer zu Gnatia, im Tempel der Vesta, das Opfer des Propheten Elias und des Moses, das Hemd des Nessus, das Gewand der Medea und ihre Stiere, das griechische Feuer.)

XXXI.

Das Schießpulver in alter Zeit. . . 249

(Die Rotte Korah, Herodes in den Gewölben des Tempels, Julian's Versuche, den Tempel aufzubauen, die chinesischen Feuerwerker i. J. 1253, die Titanen und Cyklopen, der Prophet Elias, das Feuerwerk im 9. Jahrhunderte.)

XXXII.

Magnet, Magnetnadel und Wasserdämpfe in alter Zeit. 262

(Der Püsterich, Anthemus von Tralles, Dampfboot unter Karl V.)

Das Reich der Geister,

der Wunder, des Priestertrugs, der Zau-
berei u. s. w.

I.

Der Mensch lebt und stirbt als ein gläubiges Wesen. Seinem Ursprunge nach ist solcher Hang zum Glauben sehr ehrenvoll, obschon oft die Folgen davon Irrthum und Elend der mannichfachsten Art waren. Er glaubt gern, weil er von Natur wahrheitliebend ist; weil er geneigt ist, die Sprache als Ausdruck seiner Gefühle, Empfindungen und Erinnerungen zu betrachten, und sie für so untrüglich zu halten, als die Thränen, den Ausdruck des Schmerzes oder der Freude, die Blicke des Auges, die Geberden, die Züge des Antlitzes, wenn es Leiden und Furcht, Wonne oder Hoffnung äußert. Ob aber schon die Sprache viel leichter, als die stumme, tonlose Geberde trügt, obschon die Rede es mehr mit der Kunst, als der Natur zu thun hat: dennoch ist die Neigung, in dem, was wir hören. Wahrheit zu vernehmen und es zu glauben, so groß, daß selbst die meisten, welche jeden Augenblick sie zu verrathen geneigt sind, bei Andern dieselbe zu finden meinen, so lange ihnen nichts gesagt wird, was ihnen schon als unwahr erwiesen ist, oder kein Verdacht entsteht, daß man sie hintergehen wolle.

Daß eine Sache neu und ungewöhnlich und mit schon bekannten Erscheinungen nicht gut zu vereinen sei, erschüttert die Leichtgläubigkeit eines arglosen Menschen keineswegs. Es trägt dieß im Gegentheil wohl gar dazu bei, ihm die Sache reizender und willkommner zu machen; denn der Mensch liebt und sucht in der Regel immer das Wunderbare, wenn zumal damit seine Furcht und Hoffnung in Verbindung gesetzt wird. So lange diese beiden Hebel aus dem Spiele bleiben, fesselt es ihn allerdings nur wenig, nur vorübergehend, und ist er nicht bis zu einem gewissen Grade der Bildung gekommen, fast gar nicht. Als die Franzosen in Aegypten 1798 einen Ballon steigen ließen, sahen die trägen Orientalen kaum hin; dagegen aber wird die Seele um so mehr befangen, je mächtiger jene Hebel in Bewegung gesetzt werden. Der Mensch sieht dann im Wunderbaren nichts Uebernatürliches und Unerklärliches allein, sondern es erscheint ihm als Befehl, als Drohung eines allmächtigen Wesens, das in seiner furchtbaren Hand die Schicksale der armen Sterblichen wägt.

Aus diesem Grunde stellten von den ältesten Zeiten an Männer, welche ihren Mitbrüdern den Zaum der Religion anlegen wollten, alle Wunder als sichere Zeugnisse ihrer höhern Sendung dar; sie machten sie zu unnachahmbaren Werken der Gottheit, von welcher sie die Dolmetscher zu sein behaupteten. Die Menge ward von Furcht ergriffen und beugte sich unter das Joch; auch der Stolzeste berührte mit seiner Stirn demüthig die Stufen des Altars.

Jahrhunderte sind vorübergegangen; das Menschengeschlecht glaubte und gehorchte, fand bald frommen Trost,

und ward bald in Schrecken gesetzt; bald sah es sich von gerechten Gesetzen beschützt, und noch öfterer war es der Laune und der Grausamkeit eines Tyrannen Preis gegeben. Die Geschichte aller Länder und aller Zeiten ist mit Nachrichten von wunderbaren Ereignissen angefüllt, die wir jetzt mit verächtlichem Lächeln zurückweisen. Letzteres steht jedoch der Philosophie nicht wohl an. Der Glaube, welcher auf das Schicksal des Menschengeschlechts so mächtigen Einfluß übte, verdient wohl hohe Beachtung, denn vergessen dürfen wir nicht, daß in Folge davon die Dazwischenkunft der Gottheit, durch Zeichen und Wunder sichtbar, fast überall das mächtigste Werkzeug wurde, die Menschen zur Civilisation zu bringen. Ueberdieß dürfen wir nicht vergessen, daß so Vieles von jenen Zeichen und Wundern, welche die Geschichte der Vorzeit erzählt, sehr wahr und begründet sein kann, wenn es gleich als Lüge und Betrug dazustehen scheint. Dem Unwissenden erscheint Alles als Wunder, was aus dem Kreise seiner wenigen Kenntnisse heraustritt; für den Weisen existiren gar keine Wunder; ihm ist eine Mißgeburt, das Versinken eines Felsen und die Cholera so natürliche Folge einer Ursache, wie die Abwechselung von Nacht und Tag. Einst gab es nur wenig Menschen, welchen der richtige Gang der Natur bekannt war, und was jetzt gleichgiltig von der Menge betrachtet wird, oder die Forschung des Gelehrten rege macht, ward da von jenen wenigen benutzt, als Wunder dargestellt zu werden, durch welche die Gottheit ihren Zorn oder ihr Wohlwollen kund thun, womit sie drohen oder versprechen, strafen oder belohnen wollte.

Aber nicht nur die Gottheit that Zeichen und Wun-

der, auch der Mensch maßte sich diese Macht an, insofern er das Werkzeug einer höhern Macht war, welche wohlthätig oder böswillig wirken und ihm ihren Beistand leisten wollte. Das Reich der Priester ging mit dem der Geister Hand in Hand. Die Wunder der Gottheit wurden bei ihnen zu Werken der Magie oder Zauberei. Wie wenig indessen darum jede auffallende Nachricht in den Alten deßhalb als unwahr zurückgewiesen werden darf, wird sich leicht aus einigen Beispielen darthun lassen. Sobald viele Menschen zu verschiedenen Zeiten und an mehrern Orten dasselbe oder doch ziemlich ein Aehnliches sahen; sobald die Nachrichten davon sich einander mehr oder weniger nähern: so lange muß der Erzähler von einem solchen Ereignisse weder der Leichtgläubigkeit, noch der absichtlichen Unwahrheit beschuldigt werden. Es klingt allerdings unglaublich, wenn Dion Cassius vom Jahre 197 n. Chr. G. erzählt, daß es auf dem Forum des Augustus zu Rom bei hellem Himmel Queckſilber geregnet habe. Er selbst sah es nicht, aber fand noch das Queckſilber vor, als es eben gefallen war, und es haftete auf einigen Kupfermünzen, die er damit bestrich, drei Tage lang. Etwas ganz Aehnliches erzählt ein anderer alter Schriftsteller, Glykas, jedoch nur als Sage: **Aureliano imperante argenti guttas decidisse sunt, *qui tradant.*** Aber so unglaublich es klingt, so wenig darf es als unmöglich und noch weniger als Entstellung der Wahrheit, als Produkt der Leichtgläubigkeit hingestellt werden, denn die Unmöglichkeit der Erscheinung ist nicht erwiesen. Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts bewiesen die besten Gelehrten Frankreichs, daß ein Steinregen, daß ein Me-

teorstein, ein Aërolith eine Unmöglichkeit sei. Wie oft sprechen die Alten davon; wie oft hat man ihrer leichtgläubigen Zeit gespottet, und wie wahr hat sich die Nachricht davon durch so viele Erfahrungen bewährt, welche man nun davon fast alle Jahre in den verschiedensten Ländern gemacht hat! Wenn nun ein Naturereigniß, wie es Dion berichtet, in verschiedenen Zeiten von andern Schriftstellern erzählt, oder in unsern Zeiten gesehen worden wäre, so hätten wir denselben Fall; die Thatsache wäre ermittelt, wie bei den Meteorsteinen, obschon die Bildung des Queckfilbers ein Räthsel bliebe, wie es die der Meteorsteine noch heute ist. Wenn ein alter Schriftsteller uns meldete, daß ein Weib an ihrem linken Schenkel eine Brust gehabt und damit ihr Kind gesäugt habe, so würde er der Leichtgläubigkeit und Unwahrheit beschuldigt worden sein, bis 1827, wo in der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein solcher Fall in der Sitzung vom 25. Jun. vorkam.*)

Wenn die Geschichte älterer Zeiten häufig eine Erzählung von unglaublichen Wundern zu sein scheint, so darf man aber auch nicht vergessen, daß oft nur kleine Nebenumstände in Abrechnung zu bringen sind, den Schein des Wunderbaren abzustreifen und die nackte Thatsache als etwas Gewöhnliches hinzustellen. Der Mensch pflegt gar zu gern zu übertreiben. Er liebt das Wunderbare und sucht es also auch da, wo es nicht ist; Unwissenheit, Vorurtheil, Schrecken, Sucht zum Wunderbaren, das Streben, sich wichtig zu machen, die einfache Thatsache zu vergrößern, um das Interesse des Lesers zu er-

---

*) Revue Encyclopédique. XXXV. p. 244.

regen; der Wunsch zu täuschen, die Leichtgläubigen irre zu führen, der Sprachgebrauch, der Zufall haben hundert Dingen den Stämpel des Wunderbaren aufgedrückt und um so mehr Zeichen und Wunder geschaffen, je finsterer die Zeit, je mächtiger der Priesterbetrug, je geheimnißvoller Alles gehalten war. Man nehme alle die genannten Nebenumstände weg, und was als ein Wunder geschildert ist, wird wie ein ganz gewöhnliches Ereigniß dastehen. Besonders muß hier der Sprachgebrauch in Betracht gezogen werden. Als der Dichter auch zugleich Anfangs Geschichtschreiber war, so schmückte er seinen Stoff mit Bildern aus; er gab ihm Leben; er kettete gewöhnliche Ereignisse oder Naturerscheinungen an eine Person, die existirt hatte. Je lebhafter die Phantasie eines Volkes und je geneigter dieses ist, der todten Natur einen lebendigen Athem einzuhauchen, desto mehr werden ganz einfache Dinge zu Wundern umgestaltet erscheinen. Memnon ist unter dem Schwerte des Achilles gefallen, die Götter sammeln die Tropfen seines Blutes, und es entspringt ein Bach, der in Ida's Thälern fließt. Alle Jahre verwandelt sich an dem Tage, der den Sohn der Aurora erbleichen sah, das Wasser in Blut, aus dem ein häßlicher Geruch steigt.*) So erzählt die griechische Mythe, und ist wieder erst Nachahmung einer ältern Nachricht, die dasselbe vom Flusse Adonis im Gebirge des Libanon mittheilt. Es soll dieser Fluß zu einer bestimmten Zeit eine blutrothe Farbe annehmen und so dem Meere zueilen. Es ist das Blut des Adonis; es dient zum Zeichen, daß das Fest ihm zu

---

*) Q. Calaber Praetermiss. ab Homero libr. II., v. 555—565.

Ehren beginnen soll. Nur freilich darf nicht Blut hier gesucht werden. Die Quelle des Flusses fließt lange durch eine Lage röthlicher Erde; der Staub davon, vom Winde gehoben, schlägt sich, wenn die trockne Jahreszeit eintritt, in Menge darauf nieder. Vermuthlich gab eine ähnliche Ursache Gelegenheit zur Fabel des Memnonflusses. Eine Schwefelwasserstoffgas aushauchende Quelle wird das „*foedum exhalet odorem*“ des Calaber leicht erklären. — Wenn der Schnee schmilzt oder die Regenzeit herrscht, wird im Idagebirge eine röthliche Ochererde aufgelöst; daher die Erscheinung und die bestimmte Zeit, zu welcher sie beobachtet ward und noch beobachtet werden würde, wären die Türken mit griechischer Mythe bekannt. In Phrygien beglückte Diana den Endymion. An der Stätte, wo sie es that, floß stets ein Bach voll frischer schäumender Milch und schon von fern erkannte man das Bett der süßen Wonne. Doch kam der Beschauer näher, so sah er nur einen Bach klaren Wassers, das einem Felsen entsprang. Die kleine Täuschung in der Ferne reichte hin, das gläubige Gemüth zu bethören. Oft gibt die Natur ihren Werken Gestalten, wie es kaum die Menschenhand zu thun vermöchte. Man denke an die Tropfsteinhöhlen im Harze, an Ludwig's XVI. Felsenbild in der sächsischen Schweiz. Hier gehört nur wenig dazu, wenn sich die Sage verleiten ließ, ein Wunder zu schaffen. Und so ward eine Klippe bei Corfu, die noch heute einem Schiffe mit ausgespannten Segeln gleicht, zum Fahrzeuge der Phäaker, welches Ulysses in die Heimath führen sollte. Neptun zürnte, daß ihm der griechische Held den Sohn Polyphem getödtet hatte; er verwandelte das Schiff in einen Felsen.

Die alte Volkssitte trug hierzu wesentlich bei. Der alte Grieche opferte so gern mit dankbarem Gemüthe dem Neptun oder einer andern Gottheit eine steinerne Abbildung des Schiffs, welches ihn unter tausend Gefahren durch die Fluthen getragen hatte. So weihte Agamemnon eine solche der Diana, als die Göttin, durch das schreckliche Opfer seiner eigenen Tochter versöhnt, den Griechen endlich die Abfahrt gestattete.*) Bei Vienne im südlichen Frankreich an der Rhone findet sich eine Felsenhöhle, unter dem Namen des steinernen Schiffes bekannt. Kein Mensch weiß etwas von dem Ursprunge solcher Bezeichnung, aber wahrscheinlich trug einst dieß Gewölbe ein solches Fahrzeug, das Reisende, die den Gefahren auf der Rhone entgangen waren, den Nachkommen zum Andenken aufstellen ließen. Gleichwie in der sächsischen Schweiz der Wanderer unten Ludwig's **XVI.** Riesenbild zu sehen wähnt, das ihm in der Nähe ein roher Felsen erscheint,**) so kannten die Alten auch am Sypilus die unglückliche Niobe, welche von den Göttern aus Zorn oder aus Mitleid in Stein verwandelt war. D. Calaber besingt das

---

*) Procopius de bello gothico IV. bemerkt ausdrücklich, daß auch das vermeinte Schiff des Ulysses solchen Ursprungs sei. Noch zu seiner Zeit war ein Theil der Inschrift vorhanden, die, wenn auch nicht aus Agamemnon's Zeiten, doch späterhin besagte, welchen Ursprung und welche Bedeutung das Schiff hatte, das er der Diana zu Ehren aushauen ließ.

**) Ein Seitenstück dazu gibt Leopold I. und der Hase in den Adersbacher Felsen, welche mit denen des Elbthales große Aehnlichkeit und gleichen neptunischen Ursprung haben mögen. Beide Bilder scheinen dem Meisel des Bildhauers entsprossen, so nett sind alle Umrisse. Wenn sie in der Vorzeit schon bekannt und Jedem zugänglich gewesen wären, wer weiß, welche Sage davon im Gange sein würde!

Wunder,*) das an sich gerade so vielen Werth hat, wie die Verwandlung von Loth's Weibe in eine Salzsäule, als Werk der Dichtung aber ungleich edler ist, denn der höchste Schmerz wandelt den Menschen gleichsam zum gefühllosen Stein. Indessen bemerkt Calaber noch ausdrücklich: „von fern glaubt man ein Weib zu sehen, das in Thränen zerfließt und auf's Heftigste seufzt, in der Nähe aber gewahrt man nur eine von Felsen zerrissene Steinmasse." — Pausanias**) bestätigt dasselbe: „Ich habe diese Niobe gesehen; es ist ein steiler Felsen, der, in der Nähe betrachtet, mit einem Weibe auch gar keine Aehnlichkeit hat. Tritt man aber in einige Ferne, so glaubt man ein Weib zu schauen, das den Kopf hängen läßt und heftig weint."

Wie kam man aber darauf, in diesem Naturspiele gerade die in Stein verwandelte Niobe zu sehen? Epidemische Krankheiten waren mit den Pfeilen des Apollo und der Diana verglichen worden; die Strahlen der Sonne und des Mondes hatten zu diesen Bildern um so mehr Gelegenheit gegeben, da der Einfluß beider Gestirne auf Gesundheit, aber auch auf Entstehung von Krankheit zu oft beobachtet worden war. Herrschte eine solche Epidemie in der Nähe des Berges Sypilus, kamen in derselben die Kinder eines Fürsten um, daß die trostlose Mutter, Nameus Niobe, eines nach dem andern verscheiden sah: so war nichts natürlicher, als daß der Aberglaube ihr Geschick als die Strafe für ein Verbrechen nahm, statt in ihr

---

*) Q. Calaber L. I. Praetermiss. ab Homer. v. 292—304.

**) Attic. XXI.

eine Unglückliche zu ehren. Voll mütterlichen Stolzes hatte sie sich den Göttern gleich geachtet und war von diesen nun mit dem Schmerzlichsten heimgesucht worden, was eine Mutter treffen kann. Ihre Pfeile tödteten die Kinder. Der Felsen, welcher die Gestalt eines jammernden Weibes abspiegelte, erinnerte immer an die Mutter, bis die Sage gerade ihre Gestalt darin wahrnahm. Vielleicht lag aber der Sage gar nichts Wahres zum Grunde. Priester oder Weise hatten das Naturspiel benutzt, die Lehre zu predigen, daß nichts verderblicher sei, als der Stolz und Uebermuth; nichts vergänglicher, als das Glück! Dianens und Apollon's Priester hatten immer Gelegenheit, ein unvergängliches, furchtbares Beispiel von der gerechten Rache der Götter anführen zu können, und haben sicher nicht unterlassen, es auf alle Art geltend zu machen. Hat doch selbst auch die deutsche Volkssage Aehnliches. Die beiden einander gegenüberliegenden Felsenspitzen des Metilsteins bei Eisenach zeigen einen Mönch und eine Nonne, die, der gelobten Keuschheit vergessend, in dem Augenblicke zu Stein verwandelt wurden, als sie einander in die Arme sinken wollten.

Die Sage von der Niobe hat, wie wir schon bemerkten, ihr Seitenstück in der Salzsäule von Loth's Eheweibe. In einem Thale Syriens, dessen Boden so mit Salztheilen geschwängert ist, daß selbst die Atmosphäre davon erfüllt wird, hat der Zufall einem Steinblocke die Gestalt eines stehenden, sich umwendenden Weibes gegeben, wie Volney in seiner Reise durch Syrien bemerkt. Die Sage berichtet auch noch jetzt, was sie vor ein paar tausend Jahren erzählte, und immerhin mag wohl das Weib

eines angesehenen Mannes Opfer eines vielleicht ganz unwillkürlichen Verweilens geworden sein. Daß man den Felsen, welcher eine frauenähnliche Gestalt zeigt, in eine Salzbildsäule umschuf; daß man das Schicksal des Weibes als Strafe der Neugier bezeichnete, muß der Sage vergeben werden, die hier weniger poetisch war, als in Griechenland, in der Hauptsache aber sich eben so gestaltete, wie die von dem Schicksale der Niobe. Auch hier hat es vielleicht nie ein Weib gegeben, das seinen Tod in der Wüste durch erstickende Schwefeldünste fand; auch hier gab vielleicht das Naturspiel erst Veranlassung zu der Sage, wie es z. B. mit der Spitze des Metilsteins bei Eisenach offenbar der Fall ist.

Wenn die Natur in ihrer Laune einzelnen Felsen solche Gestalten in größerem zusammengesetzteren Maßstabe verlieh, so gehört noch weniger Phantasie dazu, einzelne kleinere Gegenstände zu erblicken. Fast jede Gegend hat Etwas der Art, was zu einer Sage Gelegenheit gab. Der Felsen der Roßtrappe im Harz zeigt die Spur des Hufes vom Pferde, das eine Königstochter im gewaltigen Sprunge über die schäumende Bode auf das jenseitige Ufer brachte, da ein gehaßter Anbeter sie gewaltsam heimführen wollte; und auf dem Adamsberge zu Leyden ist der Fuß des Buddha zu sehen. Unweit Genf bekreuzt sich der Bauer, so oft er einen Granitblock sieht, der noch die Fußtapfen vom Teufel und seinen Maulthieren enthält. Die Kühe des Herkules hinterließen dergleichen auf einem Berge bei Agrigent; in der Felsenwand einer Grotte bei Medina sieht der fromme Muselmann den Abdruck von Muhammed's Haupte: auf einem Felsen Palästina's bemerkt er den Huf-

eindruck vom Kameele, das den Propheten trug. Er würde im nachgiebigen Sande nicht getreuer ausgefallen sein. Der Berg Karmel bewahrt noch die Fußtapfen des Propheten Elias, und bei Nazareth ist dasselbe viermal mit dem Fuße des Propheten Jonas geschehen. Moses ließ in einer Höhle die Umrisse von seinem Rücken, seinen Armen zurück, und in dem Steine, auf welchen man den Leichnam der heiligen Katharina legte, drückten sich ihre runden — Lenden ab. Ebenso verehrt der Pilger bei Nazareth den Abdruck vom Knie der Marie, von den Füßen und Ellenbogen des Heilandes; Letztere zeigt ein Felsen am Bache Kidron. Auf dem Berge, von welchem der Herr zum Himmel fuhr, findet sich ebenfalls die Spur seines Fußes. Der Muhammedaner findet als ein Seitenstück hierzu auf einem Berge im Süden den riesengroßen Fuß des Kameeles, auf welchem Muhammed zum Himmel stieg; die heilige Magdalena hat einen Abdruck ihres rechten Fußes auf einem Felsen bei Vienne in Frankreich hinterlassen. Das größte Wunder aber zeigte einst Bethlehem. Wenn man sich da, den Kopf in eine leinene Kappe gehüllt, am Rande eines gewissen Brunnen niederlegte, sah man beim Hineinblicken den Stern, welcher die drei Könige leitete, an der Wand des Brunnens von einer Seite zur andern gehen und über die Wasserfläche hinschweben. Indessen setzt Gregor von Tours, der das Mährchen erzählt,*) ausdrücklich hinzu, daß er nur Pilgern sichtbar ist, welche sich durch ihren Glauben solcher Erscheinung werth machten. Alle, welche nicht be-

*) Miracul. I. §. 1.

fangen sind, sahen natürlich nichts, als den Wiederschein einiger Sonnenstrahlen, die sich im Wasser brachen. Der Glaube muß bei solchen Dingen Alles thun, und vermag es sehr leicht. Wer einmal eine im wörtlichen Sinne genommene Himmelfahrt glaublich findet, kann auch gläubig annehmen, daß ein dem Menschenfuße ähnelnder Eindruck auf dem Berge, wo sie Statt gefunden haben soll, wunderbarer Weise den Punkt zu bezeichnen bestimmt war wo das Hauptwunder Statt fand.

Wenn wir indessen bei solchen Wundern nichts Wunderbares finden, als daß der Zufall oder ein Naturspiel oder der Betrug hierbei im Spiele war, denn auch der Letztere mag bei solchen Fußtapfen von Heiligen nachgeholfen haben; dafür sorgte sicher die Gewinnsucht der Priester und Mönche, welche einfältige Pilger locken und fesseln wollte: so gibt es dagegen auch andere, welche nur wunderbar klingen, aber an sich gar wohl begründet sind. Die Sprache übertrieb; die Erzählung drückte das im Allgemeinen, als für immer bestehend aus, was nur in besonderer Beziehung oder nur für kurze Zeit vorhanden war. Wird der Diamant oder der Rubin einige Zeit der Sonne Preis gegeben, so leuchten beide noch einige Zeit fort, wenn sie in's Dunkle gebracht werden. Jetzt lese man die Mährchen der tausend und Einen Nacht; die Diamanten und Karfunkel erhellen die finstere Nacht eines Gewölbes, eines Palastes. Ein anderes Mal erzählen sie uns vom Vogel Greif, vom Vogel Rukh (oder Rokh), dessen Größe und Stärke hinreicht, einen Elephanten in die Luft zu heben; und der Lämmergeier Europa's, der Condor in Amerika's Cordilleren, welche beide bisweilen

ein Kind entführt haben mögen, obschon auch dieß nur selten der Fall zu sein scheint, wie Humbold u. A. behaupten, werden hinreichen, das Wunderthier in ein gewöhnliches zu verwandeln. Der Kraken, welcher noch zu Pontoppidan's Zeiten als unumstößliche Wahrheit galt, wurde zu einem großen Wallfische, und das Wunder ist verschwunden; die Scylla des Homer mag sich in einen großen Polypen mit Armen von zwei Ellen Länge verwandeln, und auf solche Art wohl den Männern des Ulysses in ihrem zerbrechlichen Fahrzeuge gefährlich geworden sein. Undeutliche, ungenaue, mangelhafte Beschreibung eines Gegenstandes läßt ebenfalls scheinbare Wunder entstehen, die an sich sehr leicht zu ergründen sind. Wenn Plinius von Pflanzen spricht, welche das Wasser plötzlich zum Gerinnen, zum Gefrieren bringen, wenn er namentlich vom Hanfe sagt, daß dieser solche Kraft angeblich besitze,*) so darf man nur die etwas undeutliche Darstellung abrechnen und die Sache ist richtig. Hanf, Altheewurzel, Malvenkraut, mehrere Orchien, Rennthiermoos geben dem Wasser so viel Schleim ab, daß es eine feste Masse zu sein scheint. Aelian**) und Josephus erzählen von einer Pflanze, deren Wurzel am Abende wie ein Blitz leuchte. Möglich, daß die Sache sich verhielt, wie einige Neuere von der Kapuzinerkresse behaupteten: sie soll beim Eintritt der Nacht zur Zeit der Befruchtung nach einem sehr warmen Tage ein Aehnliches wahrnehmen lassen. Man nehme dem ganzen Ausdrucke etwas an Kraft und aus

---

*) Hist. nat. XX, 97: „ut aquae infusa *coagulare* eam *dicatur*."

**) De Hist. anim. XIV, 27. Joseph. de bell. jud. VII, 25.

der bildlichen Vergleichung mit dem Blitze werde ein etwas stärkerer Glanz, so können Aelian, Joseph u. die Neueren Recht haben.

In den Thälern am todten Meere wird, wie Hasselquist, der bekannte Reisende meldet, die Frucht des **Solanum Melongena** oft von einem Insekte dergestalt verzehrt, daß nur ein von der Schale umzogener Staub zurückbleibt. Schale und Farbe leiden dabei nichts. Ein anderer Reisender, Bruchi berichtet ungefähr dasselbe, nur bestimmt er diese Frucht als ein Aftergewächs, als ein den Galläpfeln verwandtes, durch den Stich einer Wespe erzeugtes Produkt aus der **Pistacia terebinthina.** Die Sache ist nur in sofern von Werth, als Joseph*) von Früchten erzählt, die am Gestade jenes Binnensees wachsen, schön und lieblich von äußerem Schein, inwendig aber Staub und Asche und so ein immerwährendes Wunder zum Andenken der gerechten, schrecklichen Strafe von Sodom und Gomorrha sein sollen. Eine an sich richtige Thatsache ist hier nur zu sehr im Allgemeinen angenommen, und zur Begründung eines Wahnes erzählt, den Joseph mit so Vielen theilte, die nach ihm berichtet haben.

Wilhelm Clinton, ein amerikanischer Naturforscher, erzählt, daß die jungen Klapperschlangen sich bei anscheinender Gefahr in den Rachen der Mutter flüchten. Ist dieß begründet, so dürfte man den Alten keinen Vorwurf machen, wenn sie erzählen, daß manche Thiere ihre Jungen aus dem Rachen gebären; sie hätten nur auf die Beobachtung, daß die Jungen aus dem Rachen wieder heraus-

*) De bell. jud. V., 5.

kommen, einen irrigen, voreiligen Schluß gebaut. Wieder ein ander Mal wurde von ihnen eine an sich begründet gewesene Erscheinung dadurch entstellt, daß sie auch dieselbe für bestehend annahmen, als sie längst aufgehört hatte. Der Averner See, behaupteten sie, hauche so tödtliche Dünste aus, daß die über ihn fliegenden Vögel todt in seine Fluthen stürzten. Das Gegentheil weiß jetzt Jedermann in Italien. — Wie konnten sie also so ein Mährchen erzählen? Die Moräste in den Carolinen zeigen noch jetzt ein Aehnliches. An manchen von diesen durch Wald umgebenen Orten ist es während der heißen Jahreszeit so ungesund, erzählt ein Schriftsteller Bosi, noch 1817 von ihnen, daß die Vögel und andere Geschöpfe, welche darüber hinfliegen, todt niederstürzen. Stiegen aus dem Averner See viel Dünste aus, war er von vielem Gebüsche umgeben, daß diese nicht zerstreut werden konnten, so war bei ihm die Folge zu sehen, welche vermuthlich in Carolina noch heute beobachtet wird. August ließ die Wälder an seinen Ufern lichten und das Wunder hörte auf; der See, an dessen Ufer der Eingang zum Reiche der Unterwelt lag, glich jedem anderen. Wie richtig aber die Nachricht der Alten ursprünglich begründet gewesen sein mag, bezeugen noch jetzt die Pontinischen Sümpfe. Lachend und scherzend über die vermeinten Gefahren, welche ihre Ausdünstungen drohen, tritt man die Fahrt an, aber kaum ist man einige Stunden auf der Straße, die durch sie hinführt, so fühlt der Reisende ein Mißbehagen, ein Unwohlsein, eine Schläfrigkeit, daß er froh ist, wenn ihn die angetriebenen Pferde glücklich hindurchgeführt hatten *).

*) Oefele, Bilder v. Ital. 1833.

Indessen würde eine Menge vermeinter Wunder, welche in den alten Schriftstellern vorkommen, verschwinden, wenn man den uneigentlichen Ausdruck, den bildlichen Ausdruck, den nicht richtig gewählten Ausdruck in Betracht zöge. Erzählt ein alter Schriftsteller von Dingen, die er nicht selbst sah, sondern nach dem Berichte Anderer schildert, welche sich ihm vielleicht erst durch Dolmetscher verständlich machen konnten, so war die natürliche Folge, daß Mißverständnisse aller Art erfolgten. Theilen doch unsere Reisenden noch alle Tage in fremden Ländern dieß Geschick und geben ihren Nachfolgern unaufhörlich Gelegenheit, sie zu verbessern oder zu berichtigen. Man denke nur an die Fabel vom Upasgiftbaum, welche bis vor wenig Jahren allgemein geglaubt wurde und erst jetzt als ein ersonnenes Mährchen dasteht. Wer darf da mit dem alten Herodot rechten, wenn er von Ameisen erzählt, die so groß sind wie Füchse und sich ihre Wohnung im Sande bauen und dabei das Gold zu Tage fördern, welches in ihm enthalten ist?*) Die Tausend und Eine Nacht (105 und 106) haben etwas Aehnliches. Thiere werden da geschildert, groß wie die Tiger und fast gebildet wie die Ameisen. Wenn die Ameise in einen Ameisenlöwen verwandelt wird, schwindet alles Wunderbare und wie leicht mag hier Herodot ein Wort überhört haben? Nach Plinius und Virgil wächst die Seide bei den Chinesen auf den Bäumen, wie die Baumwolle. Die Wirkung ist hier mit der Ursache verwechselt. Nicht die Seide findet sich darauf, wohl aber der Seidenwurm, dessen Puppe abgele-

*) Herod. III., 20.

sen wurde. Der Arzt Ktesias spricht von einer Quelle, in welcher alle Jahr flüssiges Gold getroffen werde. Man schöpft das letztere mit Töpfen und läßt diese stehen, bis sich das Gold zu Boden gesetzt hat, wo dann in jedem ein Talent gefunden wird. Das Ganze läuft auf eine Goldwäsche hinaus, wo aber die Blättchen ungemein dünn sein mochten und also auf dem Wasser schwimmen konnten. Ließ man letzteres verdunsten, so mußte freilich das Gold in den Töpfen zurückbleiben. Nach Plinius diente eine Pflanze in Persien dazu, bei einem Gastmahle Heiterkeit zu verbreiten und sich bei dem Könige den ersten Platz zu verschaffen. Letzteres ist offenbar figürliche Redensart. Wer am aufgeräumtesten und lustigsten war, blieb der willkommenste Mann, trank genug, ohne aber die Folgen des Weines fühlen zu wollen und benutzte bittere Mandeln oder andere Stoffe, welche den Rausch hindern sollten. Die Pflanze, welcher Plinius so wunderbare Eigenschaften zuschreibt, war ihnen in der Wirkung gleich. Von einer anderen Pflanze berichtet Plinius, indem er die Charletanerien des Asklepiades verspottet und also selbst nicht daran glaubt, daß sie die Gesandten des persischen Königs auf der Reise bei sich führten und dann alles Mögliche im Ueberflusse hätten. Denkt man sich aber daß die Pflanze nur ein Anerkennungsmittel war, daß sie ihrem Inhaber als Anweisung diente, von den Behörden der Städte, durch die er kam, Alles umsonst geliefert zu erhalten, daß sie vielleicht nur wie ein Orden im Knopfloche getragen wurde, daß sie als ein Wappen, als der Knopf eines Mandarines diente und wohl gar nur auf einer vorausgetragenen Fahne gemalt oder am Turban gestickt war:

dann ist Alles im Einklange. In Afrika tragen die Frauen der Häuptlinge, wenn sie einen Jahrmarkt besuchen, ein Tuch um das Haupt geschlungen und ihre Waaren sind dann überall zollfrei, nicht weil sie das Tuch tragen, sondern, weil das Tuch ihre Würde anzeigt. Jael, eine blutdürstige Verrätherin, eine Kannibalin, wie wir sie im A. T. so oft finden, gibt dem verschmachteten, und um einen Trunk Wasser flehenden Feldherrn Sissera Milch; um ihn einzuschläfern? Vielleicht war es eine Mandelmilch, denn das hebräische Wort bedeutet ein schlaferregendes Getränk, und das bübische Stück Arbeit gelang nur zu gut. Sissera entschlief; die Tigerin schlug ihm einen Nagel durch den Kopf. *) Ein Getränk aus Wasser, Zucker und Eidotter heißt bei den Franzosen Hühnermilch, lait de poule. Wenn es ganz außer Gebrauch käme, die französische Sprache nur im Munde der Gelehrten lebte, und keine Nachweisung vorgefunden würde, was es sei: wie könnte die Nachwelt daraus ein Wunder fabriciren oder ihnen eine Albernheit aufbürden: die Hühner wären gemolken worden und hätten Milch gegeben! Wie der Sprachgebrauch einer Unmöglichkeit Farbe verleihen kann, zeigt sich 2. Kön. V. 25. Hier wird berichtet, daß ein kleines Maß Taubenmist bei einer großen Theuerung fünf Silberlinge gekostet habe. Warum soll denn gerade so ein zum Genuß ganz untauglicher Stoff solchen Werth erhalten haben? Wenn, wie es wahrscheinlich ist, das Wort eine eßbare Pflanze bedeutet, so bedarf die Sache keiner großen Verwunderung. Nach Bochart nennen die Araber noch heute eine Art Erbsen so.

---

*) Buch der Richt. IV. 19.

Auch wir haben eine, wenn auch nicht zu Speise benutzte Pflanze, unter dem Namen Taubenkropf. Wenn man bei den Alten lies't, daß Midas, der König von Phrygien, Tanyoxartes, der Bruder des Kambyses, Psammenitus, König von Aegypten, Themistokles aus Athen gestorben seien, nachdem sie Stierblut getrunken hatten; wenn man lies't, (Herod. III. 13.) daß die Priesterin in dem Tempel der Erde bei Argos nur mit Einem Manne zu thun gehabt haben durfte, um zu ihrer Würde zu gelangen, und deßhalb Stierblut trinken mußte, weil sie des Todes war, falls sie mehrere Männer umarmt hatte, so lächelt man allerdings vielleicht, da bei uns von solchem Tranke höchstens der Magen zum Brechen gereizt, aber nicht der Tod erfolgen würde. Aber der Name bezeichnet vermuthlich nichts, als ein Getränk, das in seiner Farbe und Substanz mit dem Blute eines Rindes Aehnlichkeit hatte, und einen schnellen, schmerzenlosen Tod in Folge eines beigemischten Giftes herbeiführte. In Basel trinkt man gern Schweizerblut. Wenn es nach Jahrhunderten kein Mensch mehr weiß, daß der Wein so genannt wird, welcher auf den Höhen wächst, die durch die Leichname mehrerer Tausende Schweizer gedüngt wurden, nachdem sie in einer Schlacht 1444, der französischen Uebermacht unterlagen: so muß die Nachricht von dem Schweizerblute, das zum Getränke diente, alsdann gerade so auffallend sein, wie die der Alten vom Stierblute, zumal wenn vielleicht auch dort der Weinbau ganz ein Ende erreicht hätte. Das Blut der lernäischen Schlange, womit Herkules seine Pfeile vergiftete, das Blut des Nessus, ist sicher nichts als Gift. Wie ein uneigentlicher Ausdruck und der

Wunsch, sich durch Vergleiche zu helfen, wenn man eine ganz fremde Erscheinung schildern will, zu ganz irrig scheinenden Behauptungen leitet, die an sich doch nur Wahrheit schildern, zeigt die Angabe der späteren Schriftsteller. Als die Kreuzfahrer nach Konstantinopel kamen, erschienen sie den feigen Griechen als Männer ganz von Erz, deren Augen Flammen spien; wörtlich hat hier der Grieche Niketas in seinen Annalen (I. 4.) Unsinn berichtet. Aber konnte er den wilden, durch's geöffnete Visir leuchtenden Blick eines Ritters besser schildern? Die Russen heißen in Kamtschatka noch jetzt feuerspeiende Männer; sie erhielten diesen Namen von den Ureinwohnern, weil sie Gebrauch von ihren Flinten machten. Die Kamtschadalen sahen in der Angst ihres Herzens das Feuer nicht aus der Mündung des an die Wange gelegten Flintenlaufes, sondern aus dem Munde der Russen kommen. Nördlich vom Missouri lebt ein Völkchen am St. Petersflusse, das vermuthlich von Flüchtlingen aus Mejico abstammt. Seiner Sage nach, hat es sich in der Erde verborgen, als einmal die Ufer des Meeres von großen Ungeheuern beunruhigt wurden, welche Blitz und Donner wüthen ließen. Es gingen aus dem Bauche der Ungeheuer Menschen hervor, die durch unbekannte Werkzeuge oder Zauberkünste in schrecklicher Ferne die armen Indianer tödteten. Als diese aber sahen, daß die Ungeheuer sich nicht auf dem Lande fortbewegen konnten, suchten sie eine Zuflucht in den Bergen. Wer sieht hier nicht die Darstellung der Schiffe, welche an der Küste ihre Geschütze lösten, und ihre Krieger an's Land setzten, die nun mit Feuergewehren den Indianern zu Leibe gingen!

Nehme man nun noch dazu, daß der Mensch als sinnliches, von der Phantasie beherrschtes Wesen fast nothgedrungen ist, einen uneigentlichen bildlichen Ausdruck für den eigentlichen zu gebrauchen, bald um seiner Rede Nachdruck zu geben, bald seine Darstellung in schönerer Form erscheinen zu lassen. Jeden Augenblick muß der Schriftsteller zu solchen Bildern seine Zuflucht nehmen, und es wird ihn keiner seiner Zeitgenossen mißverstehen, wohl aber kann solches nach Jahrhunderten der Fall sein. Wenn wir lesen, daß Jemand Haus und Hof verzehrt hat, daß ein Pferd schnell wie der Wind war, daß eine Sache in die Augen springt, so weiß Jeder, was bei diesen Bildern zu verstehen ist. Wörtlich genommen, würde es den ärgsten Unsinn verrathen. Natürlich mußte das Alterthum noch vielmehr in Bildern reden, als die spätere, als die jetzige Zeit, denn die Phantasie war lebhafter, die Sprache an Wörtern für abstrakte Begriffe viel ärmer. Und weil das Alterthum schrieb, wie wir oft selbst noch schreiben, weil es den bildlichen Ausdruck wählte, seiner Rede Nachdruck zu geben, das Erzählte anschaulich zu machen: so sind von ihm Wunder über Wunder dem Scheine nach verbreitet worden, an welche es freilich nicht dachte. Um immer seinen Beobachtungen über die Natur nachzuhängen, durchbohrte sich Demokrit die Augen. Tertullian weiß es aber noch besser. Der griechische Weise konnte kein schönes Weib ansehen, ohne ihrer zu begehren und that es, solche Sünde zu meiden. Man denke an unser: in die Augen springen, um das Durchbohren der Augen, beim Demokrit ein Bißchen besser zu erläutern, als der fromme Tertullian es

gethan hat. Verbrennen des Hirschhorns wirkt höchst unangenehm auf die Geruchsorgane der Schlangen; sie fliehen diesen Dunst und so mag sich das Bild leicht deuten lassen, daß der Hirsch ein Feind der Schlange sei, welche vor ihm fliehe. Die Riesenschlange tödtet zwar nicht durch hren giftigen Biß, aber sie würgt ihr Opfer mit dem Alles umschlingenden Schweife; sie ist so schnell, daß ihr nicht leicht eine Beute entgeht, auf welche sie, von Hunger getrieben, Jagd macht. Und so haben wir sie als das Bild eines beflügelten Drachen, der mit dem vergifteten Stachel des Schwanzes sein Opfer tödtet. Der Basilisk war nichts als das Produkt solcher bildlichen Darstellung. Er bezeichnet eine Schlange, deren Schnelligkeit kein Wesen zu entkommen pflegte, deren Hauch giftig war, deren Blick tödtete; nichts wie Bilder, die sich bei der Klapperschlange zum großen Theile nachweisen lassen, in sofern Vögel, von ihrem Blick und Dunst betäubt, ihr selbst in den Rachen zu fliegen scheinen und die Wahrheit auch hierbei wohl übertrieben ist, denn die kleinen, etwa vier Wochen alten Kaninchen, welche wir bei einer großen Klapperschlange in einer Leipziger Menagerie eingesperrt sahen, damit sie gefressen werden und ein Schauspiel gewähren sollten, ließen von solcher Wirkung des Blickes und Dunstes der Schlange nicht das Mindeste wahrnehmen. Man vergesse nicht, daß Reisebeschreiber nur selten dergleichen Dinge selbst sahen; sie vernahmen sie meist erst wieder von Andern, von Pflanzern, Sklaven, Schiffern, Indianern, und es geht ihnen, wie dem guten Herodot, der den Ameisenlöwen mit den Ameisen verwechselte.

Schwingt sich vollends begeistert die Seele zum Him-

mel auf; wird der Mensch von religiösem Eifer ergriffen, dann kennt solche Bilderspracbe keine Gränze mehr. Daher die Geschichten von den Himmelfahrten dieser und jener Heiligen, vom Elias an bis auf den heiligen Franziskus. Daß das scheinbare Wunder oft auf etwas sehr Wahrem begründet ist, läßt sich aus Vergleichung wenig bekannter Erscheinungen mit ganz bekannten erklären. Von einem französischen Berge behauptet die Volkssage, daß man ihn springend und tanzend besteigen müsse, um nicht das Fieber zu bekommen. Und welchen Rath gibt man den Reisenden, die den Weg zwischen Rom und Terracina machen? Um jeden Preis durch stete Bewegung dem Schlafe zu wehren, der sie unwillkürlich zu beschleichen droht, und ihnen dann ein gefährliches, oft tödtliches Fieber zuzieht. In der Provinz Canton, ziehen die Einwohner eine Art Rebhuhn auf, weil die weißen Ameisen gleich das Haus meiden, wo ein solches Thierchen sich aufhält. Das Wunderbare kann hier an sich begründet sein, denn der Instinkt warnt vielleicht die Ameisen, nicht zu bleiben, wo ihr Feind ist. In Häusern, wo eine Katze ist, nistet nicht leicht eine Maus. Es ist noch wahrscheinlicher, daß dieß Rebhuhn sie als Lieblingsspeise überall aufsucht und vertilgt. Indessen der Chinese schildert bildlich die ganze Sache mit den Worten: Der Schrei des Rebhuhns verwandelt die weißen Ameisen in Staub, und schafft so ein Wunder den Worten, den gebrauchten Bildern nach, wie wir es nicht minder in hundert Fällen thun. In den Einöden zwischen China und der Tatarei verwandeln sich die gelben Ratten im Frühjahre in gelbe Wachteln. Wenn das Wort: verwan-

deln in: einanderfolgen verändert wird, fällt das ganze Wunder über den Haufen. Erst kommen die einen und dann die andern Thiere in Menge zum Vorschein. Der Amethyst gleicht einem feurigen Weine in seiner Durchsichtigkeit. Man nannte ihn, statt dieß so trocken zu sagen, einen Wein, der nicht berauscht, und bald schrieb man ihm die wunderbare Eigenschaft zu, daß er den Weintrinker gegen jeden Rausch schütze.

Moses schlug mit seinem Stabe an den dürren Felsen, und es sprang Wasser heraus, die verschmachtenden Israeliten in der Wüste zu erquicken. Die Mythe stellt dieß als ein Wunder dar. Die griechische Sage hat ein ganz gleiches vom Bakchus und der Atalante. Der Erstere schlug mit seinem Thyrsusstabe auf die Erde und es entsprang eine Quelle. Atalante stieß mit der Lanze gegen einen Felsen und sogleich ging eine Wasserquelle hervor. (Pausan. IV., 36, und Lacon. XXIV.) Woher solche Uebereinstimmungen? Man nahm den anfangs uneigentlichen, bildlichen Ausdruck späterhin in streng wörtlichem Sinne. Allerdings schlugen Moses, Bakchus und Atalante an einen Felsen oder auf die Erde, aber nicht um Wasser herausspringen zu lassen, sondern um zu zeigen, daß Wasser vorhanden sei, wo man es nicht gesucht hatte. Riley hat in seinen Wanderungen durch die Wüste Sahara ein den drei genannten Sagen entsprechendes Seitenstück. Alles wollte verschmachten; da rief Abdallah, der Führer, der sich in öde Felsenklüfte verloren hatte, herbeizueilen. Er stand auf hohen Klippen und zeigte den Durstigen mit seinem Stabe einen fri-

schen Quell, der sich herabgoß und Alle labte, alle Kameele erquickte.

In Folge solcher Bildersprache ging es der Menschengeschichte wie der Naturgeschichte. Sie strotzt voll so geschaffener Fabeln und Wunder. Wenn Rhesus sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres mit den Trojanern vereint, so bleibt den durch zehnjährige Kämpfe erschöpften Griechen keine Hoffnung zum Siege übrig. Troja wird nicht erobert, so ist das Schicksal, wann die Pferde des Rhesus einmal an den Ufern des Xanthus geweidet und ihren Durst in seinen Fluthen gelöscht haben. Was oben in trockener Prosa ausgedrückt ist, wird hier bildlich bezeichnet. Als Nonnosus vom Kaiser Justinian zu den Völkern des Taurus und Syriens gesendet wurde, hörte er unter diesen, daß, so lange sie in religiösen Dingen einig lebten, Friede zwischen ihnen und den Nachbarn herrschen werde, und selbst die wilden Thiere solchen Frieden unter sich, wie gegen die Menschen beobachten würden. Photius, der dieß erzählt, hält den Bericht des Nonnosus für eine Fabel, und bedenkt nicht, daß solcher bildlicher Ausdruck schon beim Jesaias und Micha vorkommt. „Die Wölfe, sagt jener (XI., 6, 7, 8.), werden bei den Löwen wohnen, und die Parder bei den Böcken liegen, ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh unter einander treiben. Kühe und Bären werden auf die Weide gehen, daß ihre Jungen bei einander liegen, und Löwen werden. Stroh essen wie die Ochsen. Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Ottern und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basiliskens.“ Bild auf Bild, um den kurzen Satz zu deu-

ten: es wird eine Zeit kommen, wo die Menschheit veredelter, und darum friedfertiger, glücklicher ist, als sie auch jetzt noch erscheint. Es können noch viele Jahrhunderte hingehen, ehe dieses Reich des Messias kommt; aber wer den Bekenner der jüdischen Religion tadelt, daß er in solchem Sinne die Ankunft desselben noch erwartet, lerne erst, wie weit dieß Ideal des Jesaias von der Wirklichkeit entfernt ist und wer dem Israeliten gar darthun will, daß der Messias in solchem Sinne erschienen sei, ist ein intoleranter Idiot. Griechen und Römer haben in ihren Schilderungen des goldenen Zeitalters ähnliche Bilder.

Der Schrecken im hohen Grade raubt die Sprache; es ist bekannt. Wer plötzlich ein reißendes Thier wahrnimmt, wird also leicht außer Stande sein, einen Laut hervorzubringen. **Vox faucibus haeret!** Daß Plinius aus dieser alltäglichen Erfahrung eine Fabel, ein Wunder geschaffen hat, indem er mittheilt, wie gewisse Wölfe in Italien dem Menschen die Sprache raubten, wenn er sie auch gar nicht sehe, (Plin. **H. N. VIII. 34.**) zeugt nur für die Leichtgläubigkeit des gemeinen Mannes, denn er selbst gibt es nur als Volksglauben an: **in Italia creditur luporum visus esse noxius etc.** Anders ist es ihm mit der bildlichen Darstellung von der schnellen Zunahme und Vervielfältigung der Pferde in Portugal ergangen. Mit Varro, Columella und Andern glaubt er da in der That (VIII., 67 u. a. O.), daß die Stuten vom Winde befruchtet werden. Hat man doch aber selbst in neueren Zeiten noch daraus die Möglichkeit einer jungfräulichen Schwangerschaft ohne Zuthun eines Mannes ableiten wollen! Moses tritt den Zug in die Wüste an; die Bun-

deslade geht voraus, und gibt so das Zeichen zum Aufbruch oder sie hält, und das ganze Volk lagert. Das heilige Feuer begleitet sie zunächst. Am Tage sieht man den Rauch davon, in der Nacht die Flamme selbst; aber statt dieß so einfach erzählet zu lesen, finden wir, (4. Mos. 9, 23) daß der Herr sein Volk am Tage mit einer Rauchsäule und des Nachts mit einer Feuersäule führe. Wie viel unnützer Streit hätte vermieden werden können, wenn bei allen dergl. Nachrichten die Lehre von der Metapher angewandt worden wäre! Aber nein! die fromme Einfalt wollte überall Wunder sehen und darum sah sie dieselben. Zu Ende eines hartnäckigen Kampfes bedecken finstere Hagelwolken den Himmel, im entscheidenden Augenblicke aber weichen sie; der Mond strahlt in voller Klarheit; das Gestirn der Sonne weilt, den glänzenden Mond zugleich leuchten zu lassen, und den Israeliten Zeit zu schaffen, die Niederlage der Feinde zu vollenden. Der Panegyrist des Josua konnte dieß nicht so trocken schildern; er vergißt, daß in Palästina der Mond in voller Pracht erscheint, ehe noch die Sonne weicht, er schreibt seinem Helden zu, was Sache der Natur war. Dessen Wunsche gehorchten Sonne und der Mond und standen am Himmel; und seine Worte sind dem armen Galilei schwer genug geworden, denn auf ihnen fußten die Zeloten bis auf die neuesten Zeiten! Eine der auffallendsten Erzählungen solcher Art ist die von Nabuchodonosar. Er war König von Syrien und Babylonien, aber dem persischen Sultan zinsbar. Bei diesem fiel er in Ungnade, und verlor seine Herrschaft, bis er späterhin nach dem in Asien so gewöhnlichen Wechsel des Glücks wieder die höchste Gunst beim

Könige der Könige erlangte, weil es ihm glückte, Jerusalem zu erobern. So erzählen arabische Quellen; Josephus *) stimmt ihnen bei; er meldet, daß Nabuchodonosar einen Traum hatte, in welchem er des Reichs beraubt zu sein glaubte. Daß er sieben Jahre in der Wüste lebte, aber späterhin wieder in den Besitz seiner Würde gekommen und daß dieß Alles geschehen sei, ohne daß Jemand sein Reich weggenommen habe. Die Erzählung des Daniel stimmt mit der des Josephus in sofern überein, daß der arme König gar zum Futter des Rindviehs verdammt wird und mit diesem auf die Weide gehen muß; seine Haare wachsen, wie die Federn eines Adlers nach unserer und der Vulgata Uebersetzung, oder wie die Mähne eines Löwen nach der Septuaginta. **) Aber was liegt der ganzen schrecklichen Erzählung zum Grunde? Ein Wunder? Mit nichten. Daniel schilderte nur höchst poetisch die schrecklichen Leiden, die der König, während er im Exil war oder, nach Josephus, im Exil zu sein träumte, dulden mußte, ehe er wieder auf den Thron kam. Josephus muß hier wohl mehr Glauben verdienen, als der Dichter Daniel, denn er gibt ausdrücklich an, daß er die Nachricht über Nabuchodonosar ganz getreu nach arabischen Quellen copirt habe. Genug, ein poetisches Gemälde hatte, wie so manches biblische Bild, das Geschick, zu einem Wunder erhoben zu werden. Nach den Rabbinen behielt Nabuchodonosar die Gestalt eines Menschen, glaubte aber, in einen Ochsen verwandelt zu sein; seine

---

*) Jüd. Alterth., X., II.

**) Dan. 4, 29 ff.

Haare wurden den Federn eines Adlers, und die Nägel der Finger den Klauen eines Löwen gleich. Die genannten Wesen: Mensch, Stier, Löwe, Adler, sind über 2000 Jahre lang als Zeichen der Tag- und Nachtgleiche, des längsten und kürzesten Tages im Morgenlande üblich gewesen und vielleicht begründeten sie die Fabel des Daniel von des Königs Verwandlung. Sah er und seine Genossen in Babylon diese Sternbilder, wie leicht konnte ihm da nicht das Schicksal des ihnen so merkwürdig gewordenen Eroberers abgebildet erscheinen!

Was der bildliche Ausdruck für den Verstand ist, wird das Sinnbild selbst dem Auge sein und so wie jener dem gläubigen Sinne die gewöhnlichsten Dinge in Wunder verwandelt, so hat auch das letztere gleiche Kinder erzeugt. Ehe noch die Buchstabenschrift da war, mußte man durch Sinnbilder Lehre und Geschichte auszudrücken suchen. Anfangs wußte man wohl, was sie bedeuteten, späterhin blieb das Bild und die Bedeutung schwand immer mehr; immer dunkler erklärte sich das erstere; aber es blieb doch, und je geheimnißvoller es da stand, desto mehr Ehrfurcht heischte es, desto begieriger faßte man auf, was die Sage berichtete. Und so glaubte man gern, daß die Priester in Theben ihre Weisheit einem Buche verdankten, welches ihnen ein Falke gebracht habe; daß mehrere Inseln im Nil von Schlangen mit Hundsköpfen, von andern Ungeheuern vertheidigt würden. Dort und hier gab sicher ein Sinnbild Veranlassung dazu, so wie hundert andere Mythen und Wundergeschichten in Griechenland, Aegypten und Indien, und auch unter unsern Vorältern entstanden sein mögen.

Nur eines von den letzteren! Im Mittelalter hatte man Kalender mit Figuren; denn wem hätten sie, da fast Niemand lesen konnte, sonst dienen können? Um nun anzudeuten, daß ein Märtyrer einmal enthauptet worden sei, stellte man ihn dar, wie er den Kopf in seinen Händen trug. Schon in Aegypten, in Persien hatte es ähnliche Kalender gegeben, und manche Mißgeburten der heidnischen Wunderwelt mögen so entstanden sein, weil sich an das unbekannt gewordene Bild eine abenteuerliche Sage knüpfte. Auch im Mittelalter geschah ein Solches. Nicht bloß der Kalender bezeichnete so das Schicksal eines Märtyrers. Man bildete diesen auch so in Stein. So findet man in Limoges die heilige Valeria und im Züricher Wappen den heiligen Felix, die heilige Regula, den heiligen Exsuperantius. Doch der Grund, warum man sie im Kalender so abgebildet hatte: ihre Enthauptung anzudeuten, ward allmälig vergessen. Das Bild schien im Gegentheil ein Wunder zu bekräftigen. Die frommen Leute waren hingerichtet worden, aber hatten ihren Kopf in die Hände genommen und sich noch ein großes Stück weit hin nach ihrem Grabe begeben, so munter, wie jener Delinquent, der noch mit dem eigenen Kopfe alle Neune schob. Die Zahl solcher Heiligen wuchs in's Unendliche. Die Stadt Troyes erhielt allein im Jahre 275 drei dergleichen. Es konnte ja kein besserer Gegenstand zur Verehrung ausgestellt werden. Man denke nur: Ein Mensch besiegelt die vermeinte Wahrheit mit seinem Blute; sie kostet ihm den Kopf, aber ein Wunder krönt und verherrlicht seine Standhaftigkeit. Ohne Kopf, der ihm vielleicht schon bei Lebzeiten abgegangen

war, lebt er noch lange genug, den Kopf in die Hände zu nehmen und in sein Grab hinabzusteigen.

Ein ähnliches Verhältniß findet bei den Sagen von Drachen, Lindwürmern und geflügelten Schlangen Statt. Von den erstern und letztern haben wir schon oben eine Deutung gegeben. Das Alterthum aber erzählt uns immer von geflügelten Schlangen, von Drachen, von Lindwürmern, die Menschen und Thiere um's Leben brachten, bis ritterliche Tapferkeit oder überirdische Macht dieselben erlegte. Die Neuern wissen Nichts davon. Sie behandeln alle Nachrichten der Art als Fabeln. Aber bei einer Fabel in der Natur- und Völkergeschichte liegt gewöhnlich Etwas zum Grunde. Was mag also der Mähr von solchen Ungeheuern wohl zum Grunde dienen?

Ohne Zweifel gab es in ältern Zeiten, wo die Kultur geringer, die Menschenzahl beschränkter war, bisweilen Krokodile und Schlangen, die eine ungemeine Größe und auch wohl auffallendere Gestalt bekamen, als jetzt bei ihnen gefunden wird. Regulus, erzählen die römischen Schriftsteller, mußte gegen eine Schlange in Afrika mit Wurfgeschütz in's Feld rücken, und denken wir uns eine recht große **Boa constrictor** im Gegensatz der Römer, welche dergleichen noch nie gesehen, noch nie davon gelesen hatten, so darf hier nicht viel Uebertreibung vorausgesetzt werden, die Sache für wahr zu halten. 1815 ward bei Kalkutta ein Krokodil getödtet, das 17 bis 18 Fuß lang war, und am Halse, auf dem Rücken, längs seinem langen Schwanze hinab, lange, knochige Vorsprünge hatte. Ein wenig Phantasie des Dichters und des Malers hätte hieraus leicht einen furchtbaren, geflügelten Drachen schaf-

fen können; einen Lindwurm, wie ihn die Chronikenschreiber des Mittelalters schildern.

Eine Schlange schießt pfeilschnell auf ihre Beute los. Dieß mag Dichtern die erste Gelegenheit gegeben haben, ihnen Flügel zu verleihen, und so finden wir das Wort Schlange mit dem: „Drache", zuerst von Dichtern gleichbedeutend gebraucht, z. B. beim Virgil, Aeneide II. 204:

— Da ziehen —
— — zwo Schlangen mit gräßlichen Ringen;

und dann 225:

— — Aber sie schießen
Sichern Zug's auf Laokoon los und zuerst um die Söhnlein
Legt sich das Drachenpaar. — —

Noch häufiger scheint zu den christlichen Mythen von dergleichen Ungeheuern theils die Ueberschwemmung Gelegenheit gegeben zu haben, welche von einem Strome in der Nähe blühender Städte veranlaßt wurde, theils mag, was bildlich von der Schlange, als Symbol des Bösen, schon in der Bibel vorkommt, späterhin für wirklich genommen worden seiu. In erster Beziehung finden wir eine große Menge Städte an einem oft austretenden Flusse gelegen, welche ihr Mährchen von einem Drachen und einem Schutzheiligen geben, der ihn tödtete. St. Romanus soll dieß in Rouen, St. Pol auf der Insel Batz, St. Julian in Montre, St. Clemens in Metz, die heilige Radegonde bei Poitiers und die heilige Martha an der Rhone bei Tarrascona gethan haben. Letztere fesselte angeblich den Drachen mit ihrem Strumpfbande. Noch jetzt wird alljährlich zum Andenken daran eine große Proces-

sion in genannter Stadt gehalten. Eine große Menge ähnlicher Fragen ließe sich noch anführen. Wie übrigens solche Ueberschwemmungen zu diesem Bilde Veranlassung gaben, sieht man freilich nicht ein. Es müßte denn in der That nach dergleichen Verheerungen sich in den zurückgebliebenen Morästen viel Gewürme, eine Menge kleiner Schlangen erzeugt, und so eine heilige Person Mittel angegeben haben, ihrer schnell los zu werden. In sofern die Sünde, das Böse unter dem Bilde eines Lindwurms, einer Schlange vorgestellt, und von einem tapfern Ritter St. Georg, oder von einem Erzengel Michael überwunden wird, läßt sich als Darstellung der über das laster siegenden Tugend jener, schon in den frühesten Zeiten angenommenen Symbolik noch ungleich leichter deuten. Als Symbol des Bösen erscheint ja der Drache schon in der Offenbarung St. Johannis 12, 3 ff. Immer wird es freilich unmöglich sein, vollkommen alle solche einzelnen Legenden zu erklären. Sie gehen bis auf das fernste Alterthum zurück. Jason und Kadmus müssen schon mit einem Drachen, jener um das goldne Vließ, dieser um das thebanische Land kämpfen; Herkules besiegt die lernäische Schlange. In Indiens Mythen, in den Mährchen von Tausend und Einer Nacht spielen Schlangen und Drachen ihre Rollen, wie die Lindwürmer in den alten Legenden und Rittergeschichten. Im Ganzen aber dürften doch Krokodile und große Schlangen, deren Entwickelung und Wildheit besonders von wilden, morastigen, warmen Gegenden begünstigt wird, die erste Veranlassung zu diesem Volksglauben alter Zeit gegeben haben, und was einzelne Helden gegen diese etwa unternahmen, mochte späterhin

theils durch die Sage auch Andern zugeschrieben, theils durch Abbildungen, durch Lieder verbreitet werden. Es schien im Alterthum ein Held kein rechter Held sein zu können, wenn er nicht auch einen Drachen, einen Lind-wurm erlegte. Kam mit der Sage auch gar noch ein Heiliger in's Spiel, so hatte es ja vollends keine Noth. Der Heilige vermochte mit einem Paternoster und Bischofs-stabe wohl noch andere Dinge zu thun, als einen Lind-wurm zu tödten.

Noch häufiger möchte aber auch bei den Letztern der Drache, den sie überwunden haben sollen, Anfangs nur symbolische Darstellung des von ihnen in der Gegend, wo sie besonders verehrt werden, ausgerotteten Heiden-thums, als Inbegriff alles Bösen, alles Teufelswerks sein. Die spätere Zeit, die Sucht, Alles in's Wunderbare hinü-berzuziehen, nahm dann das Symbol für Darstellung des Wirklichen. Köpfe, Häute von Krokodilen ausgestopft, von Pilgern aus dem Morgenlande mitgebracht und — ex voto einer Kirche geweiht, gaben wohl auch oft Ver-anlassung, in spätern Zeiten von einem Drachen zu fa-beln, der in der Nähe der damit beschenkten Kirche ge-haust haben sollte. So war der große, angeblich auf Rhodus von Dieudonné von Jozon getödtete Drache, den Schiller's Romanze unsterblich gemacht hat, nur eine Krokodilhaut, die Thevenot noch vor hundert Jahren sah.

Gab die bildliche Sprache der Dichter und alten Redner zur Begründung vermeinter Wunder Anlaß, so konnte auch die Allegorie, die Parabel zur Entstehung dergleichen beitragen. Der alte Astronom ließ die Sonne rechts in der einen Hälfte des Jahres, links in der an-

dern Hälfte, vom Standpunkte des Widders angenommen, aufgehen, allein da er sich allegorisch ausdrückte, verstand ihn Aelian so wenig, daß er treuherzig erzählt, der Widder schlafe vom Herbste bis zum Frühjahr auf der rechten Seite, von da an liege er stets auf der linken.*)

Als das Heer des Xerxes nach Griechenland zog, warf eine Kuh einen Hasen. Der erste Erzähler hatte dabei Nichts im Sinn, als was das bekannte Sprüchelchen andeutet: Der Berg hat eine Maus geboren. Spätere Geschichtschreiber sehen darin ein Wunder, das den unglücklichen Ausgang dieses Krieges andeutete. Und doch hätte die erste Erzählung keinen bessern Vergleich treffen können, um die Einfalt des Xerxes und die Feigherzigkeit seines Heeres zu bezeichnen. Unzählige Ratten zernagten die Sehnen der Bogen und die Schildriemen im Lager von Sanherib's Heere, als er Aegypten bekriegte. So erzählt Herodot — (II. 14). Meinte man dieß wirklich? — Von Anfang an wohl nicht. Man wollte nur malen, wie nachlässig, wie ohne alle Kriegszucht dieß Heer zu Werke ging, und so die Folgerung darthun: daß diese Krieger beim ersten Angriffe unterlagen, den die den Aegyptern zu Hilfe gekommenen Aethiopier unternahmen. Später, als Herodot es von den Priestern Aegyptens erfuhr, war die Allegorie aber allerdings wohl wörtlicher gemeint. Die Priesterkaste eignete gar zu gern ihrer Gottheit zu, was die Tapferkeit des Schwertes errungen hatte. Aegyptens Könige fanden auch ihre Rechnung bei

---

*) Ael. H. An. X. 18. Indessen sagt er selbst, daß er es nur gehört habe.

dem Wunder. Sie fühlten sich nicht durch die geleistete Hilfe beschämt. Ein andres Mal vernichtete die Pest, vom Himmel gesendet, Sanherib's Heer, als er Israels Volk angriff. Der Engel des Herrn kam herab, 185,000 Mann in einer Nacht zu tödten. Hier ist, die Zahl abgerechnet, den Engel abgerechnet, die kurze Zeit, eine Nacht, abgerechnet, das Wunder leicht zu erklären. Pest oder Cholera oder ähnliche Seuche kann im vollgestopften Lager schnell aufgeräumt haben. (2. Kön. 19, 35.) Selbst eine Parabel hat zu einer Wundergeschichte dienen müssen. Nicht genug nämlich, daß man in Palästina noch jetzt die Stelle sehen kann, wo angeblich der barmherzige Samariter den verwundeten Reisenden aufhob, welchen Priester und Levit verlassen hatten, obschon Jesus hier nur durch ein erdichtetes Beispiel die Lehre: Seid barmherzig, einschärfen wollte, so hat man auch das Gebot eines andern Weisen: Dem Vaterlande mußt Du Leben und Freude und Alles opfern, zur Begründung von zwei Sagen benutzt. Um solches Gebot recht anschaulich darzustellen, malte der Weise einen offenen Schlund mitten in der Stadt, und Nichts vermochte den Pestdünste aushauchenden zu füllen, als bis er, so erklärten die Götter, empfangen würde, was den Menschen am meisten gelte. Da warfen die Bürger ihr Silber, ihr Gold, ihr Geschmeide hinein, aber es half nichts. Endlich entriß sich einer von ihnen, den Jammer Aller zu stillen, den Armen eines Vaters, einer liebenden Gattin, seiner Kinder und stürzte, sich freiwillig aufopfernd, hinein. Hinter ihm schloß sich der gähnende Schlund. Er hatte, aus Liebe zum Vaterlande, gebracht, was dem Menschen das Theu-

erſte iſt. Aber die Allegorie ſollte in die Sage der Geſchichte zweimal übergehen. Der Sohn des Midas, Anchurus, ſoll ſo gehandelt haben; die römiſche Geſchichte erzählt daſſelbe von Metius Curtius, der ſich in voller Rüſtung mit ſeinem Pferde in den feurigen Pfuhl ſtürzte, um Rom von ſeinen mephitiſchen Dünſten zu befreien. Noch jetzt dient ſeine vermeinte That oft den Kunſtbereitern zum Stoff einer Pantomime.

II.

Wir haben schon gesehen, wie so manche vermeinte Wunder ganz natürliche Erscheinungen waren, die aber von der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit abgeleitet wurden. Es gibt andere dergleichen, die an sich begründet sind, aber durch die Gewohnheit zu übertreiben, zum Wunder wurden. In der Naturgeschichte findet man dergleichen bei den Alten sehr viel. Wer hat nicht von den Pygmäen der Alten gelesen oder gehört, die kaum zwei und einen halben Fuß hoch sein sollen? Von Menschen, welche den Kopf auf den Schultern tragen? Von den Menschenfressern unter den Skythen? In Albanien waren Menschen, deren Haare gleich bei der Geburt weiß wurden, die bei Tage kaum, in der Nacht gut sehen konnten. Und doch ist bei diesen Dingen allen Alles richtig, so fern eine kleine Erörterung oder Beschränkung zugelassen wird. Die Pygmäen und die Menschen mit dem Kopfe auf den Schultern sind Lappen und Samojeden; dort übertrieb der Berichterstatter die Kleinheit etwas und bei den anderen darf nur die Angabe so genommen werden, wie wir es uns alle Tage denken, wenn wir von

einem Menschen sagen: der Kopf steckt ihm ganz in den Schultern. Daß es unter den Skythen einzelne Horden gab, welche Menschenfleisch aßen, ist leicht möglich, denn noch Marco Polo erwähnt dergleichen. Nicht bloß die Alten aber erzählen von Menschen, welche so klein und ohne Hals sind. Auch Walter Raleigh bekam von ihnen in Guiana mit dem Zusatze Kunde, daß sie den Mund auf der Brust hätten. Gesehen hat er sie indessen nicht und so berichtet er natürlich eben so, wie Herodot und Ktesias nur nach Hörensagen; nach dem, was er von schlechten Dolmetschern und ungebildeten Wilden erfuhr. Auch im Innern von Madagascar soll ein ausnehmend kleiner Menschenschlag nach den neuesten Nachrichten leben. Am Rio grande fand Mollien einen sehr kleinen und schwächlich gebauten Menschenschlag. Die Albinos werden gleich das Räthsel von den Menschen in Albanien lösen. Wenn Ktesias auch von Pygmäen erzählt, welche einen mit langen Haaren bedeckten Körper hatten, so erinnern diese an die Ainos auf den kurilischen Inseln, und spricht er von Leuten mit Hundsköpfen, so möchte wohl die Bildung einzelner Negerstämme dazu Anlaß gegeben haben. Noch leichter sind die Kahlköpfe des Herodot zu erklären, vermuthlich Mönche der Mongolen, die sich wohl damals schon so gut als jetzt, den Kopf ganz glatt schoren. Die Kahlköpfe erzählten dem griechischen Reisenden, daß es weiter nach Mitternacht hin Völker gebe, welche ein ganzes halbes Jahr lang schliefen. Herodot will dieß nicht glaublich finden. Hätten sie ihm gesagt, daß es dort ein halbes Jahr Nacht sei, vielleicht wäre er eher darauf eingegangen.

Im Ganzen muß man daher sehr vorsichtig sein, ehe man die Alten der Leichtgläubigkeit, der Entstellung beschuldigt. Sie thun es sicher weder öfterer noch in höherem Grade, als die neuesten Reisenden und Geschichtschreiber. Ein Beispiel, wie nöthig hier Behutsamkeit sei, gab oben die Nachricht vom Steinregen, ein anderes hat Hippokrates. Die Skythen sollen einer Krankheit unterworfen sein, welche sie in Weiber verwandelt. Jul. Klaproth *) fand in der That unter den nogaischen Tataren Männer, denen der Bart ausging, deren Haut runzlig wurde, die wie alte Frauen aussahen, und die deßhalb von aller männlichen Gesellschaft ausgeschlossen, zu den Weibern verwiesen wurden. Larrey berichtet etwas Aehnliches aus seiner Erfahrung in Aegypten.

Die Naturgeschichte der Alten ist reich an vermeinten Wundern, welche man mit Recht ausmerzen zu müssen glaubte, aber die meisten sind unrichtig dargestellt, obschon an sich begründet. Ihre Onocentauren, oder Eselsmenschen möchten wohl tüchtige Paviane gewesen sein; ihre Ratten in Libyen, welche auf den Hinterfüßen gehen, sind sicher Springhasen. Ein schreckliches Ungeheuer schildert Aelian und Plinius unter dem Namen **Catoblepon**, (das herunter oder zur Erde schauende. **(Plin. H. N. VIII. 32, 33.)** Es soll sein Blick wie der eines Basilisken wirken; sein Gezisch die Schlangen verjagen, und was sonst davon erzählt wird. Alles aber deutet darauf hin, daß ein Gnu gemeint ist, allerdings ein wildes Thier mit feurigen Augen, das noch

---

*) **Voyage au Caucase etc. 1820.**

durch das dicke Haar auffallend wird, immer mit dem Kopfe nach der Erde gebeugt geht und erst in neuerer Zeit gehörig bekannt wurde. Wie hätten hier die Alten sich vor jeder Täuschung bewahren können? Sucht man nicht noch immer uns mit den Mährchen von Meermädchen irre zu leiten? Bringt man nicht angeblich ausgestopfte derselben in London öfters zur Schau? Mit Recht nimmt sich Cuvier in dergleichen Fällen der Alten an. Vergessen darf man nicht, wie sparsam ihnen die Quellen flossen, wie schwer daraus zu schöpfen war, wenn die ihnen vorliegende Schilderung undeutlich, unklar, bildlich, schlecht übersetzt erschien.

Oft wurden in der ältern, gläubigen Zeit ganz natürliche, obschon seltene Erscheinungen dazu benutzt, von Priestern als Wunder, als Zeichen von schrecklicher Zukunft gedeutet zu werden. Geschieht doch noch jetzt dergleichen alle Tage. Hat nicht die Pietistenzunft schon 1833 den zu erwartenden Kometen als eine Strafruthe Gottes dargestellt und den Sieg des Lammes über den Antichrist damit gefeiert? Diente ihr nicht die etwas ungewöhnliche Witterung 1831 — 1834 dazu, Strafpredigten ertönen zu lassen und den Untergang der Welt zu verkünden? Ging dergleichen Pietistenkram nicht gerade selbst von dem hochgebildeten Leipzig aus? *) Es konnte ja sonst kein Nordlicht seine Strahlen werfen, ohne daß man feurige Schwerter und Lanzenspitzen und streitende Heere sahe. Und so darf es uns nicht wundern, wenn

*) Mag. E. F. Höpfner's: Die Zeichen am Himmel in den Jahren 1831 und 1832.

die Priesterzunft es vor ein Paar tausend Jahren machte, wie es von Mag. Höpfner und seinen Consorten noch jetzt gemacht wird. Jede Mißgeburt gab ihnen dazu Stoff, so wie sie auch umgedreht in solchen Fällen eine gute Vorbedeutung daraus zogen. Von solcher Anwendung des wunderbar scheinenden Ereignisses abgesehen, konnte das letztere sehr gut begründet sein, in sofern ähnliche Fälle auch unter uns von Zeit zu Zeit vorkommen. Bei den Römern wurde über dergleichen in den Tempeln von den Priestern ein regelmäßiges Verzeichniß geführt, und aus ihm hat ein Julius Obsequens Collektaneen gezogen, die auch in den wenigen, noch vorhandenen Uebresten eine Menge sogenannter Naturwunder abnehmen lassen, wie wir sie auch in den Beobachtungen unserer Naturforscher lesen und auf anatomischen Museen sehen können. Er berichtet von Steinregen, von einer Selbstverbrennung, von einem Kinde ohne Kopf, von einem Thiere, das den Fötus eines anderen seiner Art an sich trug, (ein Heteradelph; wie die neuere französische Schule dergleichen nannte). Von Pferden mit fünf Zehen, die durch eine Haut verbunden waren und einem menschlichen Fuße, einer Hand glichen, findet man in den Schriften anderer Alten Nachricht, und das Naturwunder hat sich ebenfalls in neuerer Zeit beobachten lassen, denn das Ganze läuft auf den Mangel der Hufbedeckung hinaus. Vieles wunderbar Scheinende, was man in der Art vorfindet, hat man jetzt nicht allein ebenfalls beobachtet, sondern es ist auch davon der Grund entdeckt. In Sicilien brannte auf einem der Venus geweihten Altare ununterbrochen bei Sturm und Regen ein Feuer,

das weder Kohlen, noch Holz, noch Asche, noch Rauch wahrnehmen ließ. In Indien ging aus einer Höhle ein starker Feuerstrom, bläulich aussehend, aber ohne Rauch und Dunst heraus. Wer die gleiche Erscheinung bei Pietra mala in Toskana kennt, wer das Feuer bei Baku am kaspischen Meere kennt, und sich noch der vielen Selbstentzündungen des Wasserstoffgases erinnert, wird auch jene Angaben des Aelian und Apollonius eben so wenig unwahr, als an sich wunderbezeichnend finden. Damals aber benutzte der Priestertrug so eine Erscheinung, sich wichtig zu machen und das gläubig überzeugte Volk zu leiten, und wir benutzen das der Erscheinung zum Grunde liegende Gas, unsere Straßen und Häuser zu erleuchten.

Am meisten fallen die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhandenen häufigen Nachrichten von Blutregen, von Verwandlung des Wassers in Blut, von Schwefelregen, von blutigem Schnee, von Kornregen und dergleichen auf. Die Steine und Mauern schwitzten Blut, wenn einer Stadt großes Unglück bevorstand. Vieles der Art ist offenbar Sinnentrug gewesen. Eine entfernte Aehnlichkeit täuschte den leichtgläubigen Sinn, denn wer leicht glaubt, wird auch leicht betrogen; aber die neuere Zeit hat durch die fortgeschrittene Wissenschaft den Ursprung, die Ursache solcher seltenen Erscheinungen dargethan, und bald zeigte sie, daß Myriaden von der **Oscillatoria rubescens** einem Teich, einem Bach röthliche Farben verliehen, und wer die Zeit, wo dieses zwischen Pflanze und Thier sich entwickelnde Geschöpf in Menge zum Vorschein kommen würde, genau beobachtet hatte, konnte eine bestimmte Wasserfläche scheinbar selbst in Blut

verwandeln, wodurch Moses in Aegypten Schrecken verbreitete. Bei dem blutigen Schnee ist ein ähnliches Verhältniß. Bald entsteht er durch Pflanzen, bald durch einzelne, dem Auge nicht wahrnehmbare Insekten. 1819 zeigten sich häufig auf der Polenta, dem Mehlbrei der dortigen Einwohner, in der Gegend von Padua Blutflecke, d. h. rothe Flecke, die der Aberglaube aber stets in die Kategorie der erstern setzt. Der Schrecken war groß; man betete, fastete, ließ Messen lesen und den Teufel beschwören. Endlich, als die Sache bereits allgemeine Unruhe fürchten ließ, zeigte ein Arzt, daß eine bisher noch nicht beobachtete Schimmelpflanze dabei zum Grunde lag. Wird der Taumellolch in größerer Menge mit dem gewöhnlichen Roggen vermahlen und verbacken, so erhält das Brot eine blutige Farbe. Auch Fleisch hat es oft geregnet. Auf dem Wasser der Badequellen bei Baden am Rhein, auf dem der Quellen bei Ischia, auf den Bergen von Sinigaglia und Negroponte findet man nämlich eine Flechtenart, die nicht bloß viel Fleischähnliches hat, sondern selbst in der Destillation thierische Stoffe darthut, wie dieß auch von mehreren Pilzarten gilt. Fand der Leichtgläubige eine so bedeckte Fläche, was konnte er denken, als daß das Fleisch vom Himmel herabgekommen sei? In Persien wiederholte sich 1824 und 1828 der Mannaregen des Moses. An einigen Orten lag die Schicht auf dem Boden 5 — 6 Zoll hoch. Es war eine bekannte Flechtenart, welche den Thieren ein angenehmes Futter gewährte und ein eßbares Brot backen ließ. Solche Dinge lassen sich noch erklären; aber wer wollte die rein erdichteten oder ganz entstellten Nachrichten der

mittelalterlichen Chroniken entwirren! So lies't man, daß es Gänse geregnet hat, und Enten obendrein.

Es ist zwar schon lange her und weit von hier geschehen, nämlich am 7. Mai 1586 in Kroatien. Aber eine ungeheure Menge Gänse und Enten ist vom Himmel herunter gekommen. Kein Einwohner ist gewesen, der sich nicht 200, ja 3 und 400 eingetragen hätte. Ich will nicht fürchten, daß Jemand darüber lacht? Es steht in Häckel's Weltbeschreibung, S. 667. Und das Bezweifeln taugt zu gar nichts. Der Mensch muß nicht flügeln, wie die Weltkinder. Unsere Vorfahren haben noch andere Dinge geglaubt. So regnete es 1665 am 18. März bei Naumburg veilchenblaue Seide, die zum Nähen sehr gut befunden wurde, und in Norwegen regnete es ebenfalls im Jahre 1665, am 24 Juli, weiße Leinwand, die man kaum zerschneiden konnte. Der König von Dänemark bekam 20 Ellen davon, die noch da sind, wenn sie nicht abhanden kamen. Wer nicht daran glauben will, kann sich die Sache in Häckel's Welthistorie S. 668 des Näheren besehen, wie die Vorfahren sagten. In Weißenfels hat es am 2. Juni 1517 gar Schleier geregnet; Stücke zu 3 — 6 Ellen, sauber gesäumt, sind vom Himmel herunter gekommen, wie Kamprad's Leisnig-Colditzer Chronik, S. 431 versichert. Wie haben aber unsere Vorfahren solche Sachen aufzeichnen können? Was ein Narr damals sagte, glaubten zehn andere Narren, die sich Gelehrte nannten, und wer immerfort glaubt, dem ist am Ende das Unvernünftigste das Glaubwürdigste.

Was oft der Zufall ganz einfach herbeiführte, wurde

oft zum Wunder gemacht, um sich Ansehn, Macht und Einfluß zu schaffen. Als der Kaiser Isaak Komnenus von einem heftigen Ungewitter überrascht wurde, flüchtete er unter einen großen Baum; es blitzt, und er springt erschrocken hinweg. Dieß rettet ihn, denn der Sturm entwurzelt in den nächsten Augenblicken den Baum und hätte ihn getödtet. Die Sache ging ganz natürlich zu, aber dann hätte ja die heilige Thecla Nichts zu thun gehabt, deren Fest an diesem Tage gefeiert wurde, und welcher Isaak Komnenus nun auch gleich aus Dankbarkeit eine neue Kirche baute. Als der Kaiser Marcus Aurelius im Kriege mit den Markomannen einst das ganze Heer aus Mangel an Wasser verschmachten zu sehen fürchtete, kam auf einmal ein heftiger, erquickender Regen. Der römische Kaiser dankte dafür feurig dem Jupiter; Andere im Heere schrieben den Regen einem ägyptischen Zauberer, noch Andere dem Wunderthäter Julianus zu; allein die Christen im Heere, in der **Legio fulminatrix**, behaupteten, daß es geregnet habe, um die Wahrheit ihrer neuen Religion durch ein Wunder zu bewähren.

Ein anderes Mal mußte so ein Wunder dazu dienen, den göttlichen Zorn recht deutlich an den Tag zu legen. Jupiter läßt Steine regnen, als Herkules mit seinen Feinden nicht fertig werden kann, und als die Aethioper die heilige Stadt Mekka belagern, werden sie durch Steine, die vom Himmel fallen, am Fuße der Mauern erschlagen. Die Christen blieben in dergleichen nicht zurück. Wie der Ketzer Basil aus dem Palaste des Kaisers sich in sein Kloster begab, überschüttete ihn ein Steinregen, und die Erde erbebte so gewaltig, daß Jedermann den Finger

des Himmels und den Zorn Gottes über solche Ketzerei sah. Möglich, daß in solchen Fällen ein Regen von Meteorsteinen in der That eintrat, möglich, daß man ein tüchtiges Hagel-, Schloßenwetter damit verwechselte. Der Wundersüchtige prüft selten genau. Die Bewohner von Nantes flüchteten sich, als Julius Cäsar Gallien eroberte, in die Moräste, welche der nahe fließende Boulognefluß bedeckte, und erbauten sich auf dem Moorboden eine Stadt, Herbatilicum, die 534 zum großen Theil in die Erde versank. Nur der höhere liegende Theil blieb stehen und bildet das noch jetzt existirende Dorf Herbange. Die Sache ist so natürlich als etwas, denn ein solcher Boden konnte und mußte früher oder später nachgeben, da er vom Wasser längst unterhöhlt war. Aber mit dem Natürlichen langte der Mönch nicht aus. Der heilige Bischof Felix hatte den heiligen Martin gesendet, die Einwohner zu bekehren, und sie blieben standhaft bei der Religion ihrer Väter. Er handelte nun, wie der Engel es mit Loth that. Seinen Wirth nimmt er eilig mit sich fort, indessen die Stadt versinkt und statt ihrer ein See erscheint; solcher ist noch zu sehen bis auf den heutigen Tag. Gut, daß er nun nicht ein Todtenmeer geworden ist, wie im Thale des Jordan. So aber strafte durch ein Wunder der Himmel die halsstarrigen Heiden, gleichwie er es bereits an Sodom und Gomorrha gethan hatte. Sie lagen in einem herrlichen, vom Jordan bewässerten Thale, „sie lagen in einem Garten des Herrn, gleichwie Aegyptenland", sagt Moses. (1. Mos. XIII, 10.) Außer Sodom und Gomorrha lagen noch 26 andere Städte und Flecken darin zerstreut. Und alle wurden ein Raub der Flam-

men, die vom Himmel herabregneten; alle Fruchtbarkeit und Schönheit der Natur war in eine furchtbare Einöde, in einen See verwandelt, der keinem Fische den Aufenthalt gestattet. Der Feuerregen, den Moses erwähnt, (1. Mos. XIX, 25.) war ohne Zweifel ein Begleiter eines heftigen vulkanischen Ausbruchs, das Produkt einer Menge brennbarer Stoffe des Bodens. Vielleicht, daß der Blitz des Himmels die Erdpechschichten entzündete, welche sicher den Boden durchzogen, ehe noch das mit diesem brennbaren Stoffe so reich geschwängerte todte Meer erschien. Kurz, es geschah hier, was wir in kleinerem Maßstabe und einem anderen Verhältniß wahrnehmen, wenn ein Steinkohlen- oder ein Torflager in Brand geräth. Nur Eine Familie soll dem schrecklichen Tode entgangen sein. Ihr Oberhaupt gewahrte noch zeitig genug, mit welcher Schnelligkeit die Flamme in dem Erdpechlager um sich griff. Daß ein solches Ereigniß, wie dem, der es beschrieb, noch nie vorgekommen war, als Wunder geschildert wurde, womit die moralische Verworfenheit der Bewohner des Jordanthales bestraft wurde; daß die Errettung der einen Familie als Wunder erscheinen mußte, die Tugend und Frömmigkeit derselben zu belohnen, obschon es in ihr nicht besser zuging, wie in den andern geschehen sein mochte, (man vergl. 1. Mos. XIX, 30 ff.) findet bei dem Streben, ungewöhnlichen Ereignissen den Stempel einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung aufzudrücken, und Furcht oder Hoffnung rege zu machen, natürliche Erklärung. In der Wüste fehlte es an schmackhaften Nahrungsmitteln, als die Israeliten herumzogen. Es gelüstete ihnen nach den Fleischtöpfen Aegyptenlandes. Da geschah

plötzlich ein Wunder. Es kamen Wachteln in solcher Menge, daß sich die Hungrigen häufig überaßen und krank wurden und starben. (4. Mos. XI.) Auch Letzteres war ein Wunder. Das Erste geschah, das Ansehn des Feldherrn und Gesetzgebers Moses zu bezeugen, denn er wußte genau, wenn die Züge dieser Wandervögel eintreffen. Theils war ihm dieß in der Schule ägyptischer Weisheit bekannt geworden, wo man die heiligen Sperber mit ihnen fütterte, „da sie zu bestimmter Zeit in zwei großen Zügen jährlich kamen," wi Aelian sagt *) und sie in großer Menge einsalzte, theils hätte es Moses bei seinem Hirtenleben in der Wüste lernen müssen. Das andere Wunder fand Statt, die störrische Menge, welche gemurrt hatte, zu strafen. Einige haben in den Wachteln Heuschrecken vermuthet. Es wäre auch möglich. Hunger und mangelnder Wechsel in der Nahrung hätten wohl zu ihrem Genusse leiten können; allein daß die Wachteln in ungeheurer Menge und zu bestimmter Zeit dahin gelangen, ist bekannt genug von Aelian her bis auf Volney und noch neuere Reisende.

Das Wunder, welches Pharao und sein Heer vernichtete, als es den Israeliten nachfolgte, die trocken durch's rothe Meer gegangen waren, hätte sich beinahe in unseren Tagen wiederholt. Als Bonaparte in der Ebbe oben bei Suez hindurch ritt, kam die Fluth so schnell und unvermuthet zurück, daß nur seine Geistesgegenwart und die einiger Guiden ihn und die ganze Mannschaft rettete. Wäre er und sein Generalstab umgekommen, so würden

---

*) H. a. VII. 9.

die gläubigen Moslim in irgend einem religiösen und historischen Buche eines Mollam nach Jahrhunderten noch lesen, daß Allah durch ein Wunder den ungläubigen Sultan vernichtet habe, wie wir es noch alle Tage vom Pharao lesen. Nimmt man an, daß der größte Theil der Israeliten sicher längs an dem andern Ufer schon lange gelagert hatte, da sie als Nomaden gar nicht enge zusammenbleiben konnten, daß Moses nur mit einer kleinen Menge durch das Meer ging, als die Ebbe oben den Boden trocken legte: so wird es erklärlich, wie ihnen die Aegypter nachzusetzen entschlossen sein konnten. Ihnen mußte allerdings doch wohl bekannt sein, wie viel Zeit zwischen Ebbe und Fluth gewöhnlich verstrich, und wann die Rückkehr der letztern zu fürchten stand. Angenommen nun, daß die ganze Sache Wahrheit ist, denn die Nachricht des Moses allein kann darüber Nichts entscheiden, und eine andere ward bisher nicht gefunden, so durfte nur eine ungewöhnlich schnelle und hohe Fluth eintreten, wie es Bonaparte erfuhr; es durfte nur eine Sturmfluth Statt finden, und das ganze Wunder wird in ein gewöhnliches Ereigniß verwandelt. Herodot erzählt ein ähnliches Ergebniß. Die Perser wollten in die Halbinsel Pallena eindringen, aber Neptun rächte solchen Frevel und ersäufte sie Alle, gleichwie der israelitische Jehovah es mit den Aegyptern gethan haben soll. Nach Josephus (Ant. jud. II. 7) ging es, wie wir angaben. Die Aegypter griffen erst an, als die Fluth wieder eintrat, welche durch Sturm, Regen, Ungewitter viel schneller kam und heftiger wirkte.

Um den damaligen Pharao zu bewegen, Israel zie-

hen zu lassen, häuften sich Wunder auf Wunder. Von einigen haben wir schon gesprochen und dargethan, wie sie sich verhielten. Auch von Heuschrecken mußte darum ganz Aegypten verheert werden. Bekannt kommen sie in ungeheuern Heeren und verwüsten die Länder des Orients, wenn nicht ein günstiger Wind sie in das nahe Meer führt. So einfach aber konnte die Urwelt die Sache nicht darstellen. Israel's Sache ist Jehovah's Sache; Pharao's Land wird von Heuschrecken heimgesucht, weil er Jehovah's Volk nicht will ziehen lassen; sein Land wird von der Geißel befreit, weil er sich endlich dazu versteht. Es kommt bald, da er andern Sinnes wird, und eingesehen hat, daß auch ohne Moses der Wind die Heuschrecken in's Schilfmeer geführt haben würde, ein anderes Geschmeiß von Hornissen, wie es Luther übersetzt; eine Fliegenart, die in den dürren Gegenden nicht zu finden, in den fruchtbaren Ländereien dort eine schreckliche Plage ist. Die natürliche Beschaffenheit von Gosen bewahrte die Israeliten davor, das schnelle Verschwinden aus dem fruchtbaren feuchten Nilthale schien ihnen nicht minder merkwürdig: es hatte wieder ein doppeltes Wunder gegeben, das ihnen unvergeßlich blieb, denn nicht nur Moses erwähnt es späterhin noch; er läßt von Jehovah versprechen, daß „die Hornissen" auch alle Feinde Israel's verderben sollen, (5. Mos. **XII**, 20.) sondern auch Josua und das Buch der Weisheit sprechen davon. (Jos. **XXIV**, 12. Buch d. W. **XII**, 8.) Beide letztere lassen die Ureinwohner Paläslina's dadurch vertrieben werden. Die Hornissen machten die Vortraber Israel's. Ein andres Mal droht Jesaias (**VII**, 18.) den Israeliten mit der-

gleichen. Daß das Insekt, welches hier immer gemeint sein mag, schreckliche Plage verursachte, ersieht man aus andern Nachrichten. Aelian läßt (XVII, 40) eine Gegend am Flusse Astaboras ganz verödet werden. Er spricht zwar von Indien, allein der Name des Flusses deutet auf Nubien hin. Es ist bekannt, daß Insekten und kleine Geschöpfe überhaupt größere Plage verursachen, als die ärgsten Raubthiere. Wenn nicht die Natur ihnen selbst oft den Krieg wieder erklärte, so müßte alle menschliche Weisheit vor den Lemmingen, den Feldmäusen, der Kieferraupe ꝛc. schamvoll sich verhüllen. Auch Aegypten ist von jener Dual auf solche Art befreit worden, sah aber in der Erscheinung nur die Strafe für eine Sünde, welcher der schwache Mensch sich stets bewußt ist, und für welche der Himmel an Schuldigen, wie an Unschuldigen Rache nimmt, wie ihm der Priesterwahn zu glauben lehrt. Der Fliegengott spielte in der alten Welt eine große Rolle; die Erscheinung jenes Insekts war nämlich periodisch. Aus dem Oriente kam es nach Griechenland. Man opferte dem Jupiter, welcher die Fliegen verjagte, in Elis, bei den olympischen Spielen; Herkules that dasselbe an dem Orte, wo später Rom dem **Deus Myagrius** einen Tempel erbaute. Von den gewöhnlichen Fliegen ist hier nicht die Rede. Plinius sagt ausdrücklich, daß sie von der Pest erzeugt und sogleich vernichtet würden, wenn dem Gott ein Opfer gebracht sei. (**H. N. X, 40.**) In den Tempel des Fliegengottes selbst drang kein solches Insekt, vermuthlich weil er finster und kalt war, oder aber von den Priestern mit Stoffen geräuchert wurde, welche den Insekten zuwider waren. Natürlich aber galt der

Fliegengott als vermeintes Fliegengift besonders in Syrien, in Phönikien, wo die von ihm zu verscheuchenden geflügelten Wesen eine periodisch wiederkehrende Landesplage waren. Der Baalzebuth, der Belzebuth, sind uns Allen aus den jüdischen Schriften bekannt, und die hohe Achtung, in welcher er stand, stammte wieder aus Aegypten, wo man die in der Tag- und Nachtgleiche stehende Sonne im tiefen Kessel von Meroe verehrte, weil diese Zeit das Zeichen gab, daß nun das lästige Insekt schwinden werde.

Das Volk, dem man immer Wunder vorspiegelt, glaubt daran, ohne nachzudenken; der besser Unterrichtete schweigt und achtet so den einmal allgemein gewordenen Glauben; der Priester spricht zu seinen Gunsten, wenn nicht etwa in seinen Umgebungen die Leidenschaft rege wird, oder der Bessere Hoffnung hat, den Schleier zerreißen zu können. Daß Geister die Schätze der Erde bewachen, ist uralt. Ihrer Eifersucht und Rache wird der Vorwitzige, der Geizige geopfert, welcher ihnen die anvertrauten Schätze rauben will. Die neuere Zeit erst lehrte den Folgen des erstickenden Gases zu begegnen, welches in den Tiefen der Erde, in den Schachten und Stollen Jeden zu tödten droht, der unvorsichtig hinab und hineinfährt. Erst seitdem die Wissenschaft den Feind besiegte, konnte sie ihn als Schreckbild der Phantasie bezeichnen. Früher hätte sie wenig Vertrauen dadurch gewonnen, und bei den Fürsten, die durch den Volkswahn ihre aufgesparten Schätze gesicherter sahen, als durch bezahlte Wächter, nur Mißfallen erregt. Ueberhaupt verbot oft die Klugheit, der Selbsterhaltungstrieb, über Dinge zu schwatzen, welche der

Einzelne sehr wohl begriff; denn so lange ein Wahn allgemein war, blieb es lebensgefährlich, ihm zu widersprechen. Wer sich z. B. anmaßte, die schändliche Thorheit des Hexenprozesses, die Nichtexistenz der Hexen darzuthun, wäre selbst in Gefahr gekommen, verbrannt zu werden, und nur anonym wagte sich der Erste heraus, welcher den schrecklichen Wahn bekämpfte, der Jesuit Spee, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ein andres Mal verklausulirte sich ein solcher in aller möglichen Art, wie Johannes Wier, der als der erste offene Bekämpfer des Hexenglaubens bezeichnet werden kann. Dennoch aber konnte er mit allen seinen Distinctionen nicht dem Verdacht entgehen, wohl selbst ein halber oder ganzer Hexenmeister zu sein. In Italien herrschte einmal im Mittelalter der Wahn, daß bei der Niederkunft eines Weibes auch noch ein Monstrum nebenbei zur Welt komme. Die adligen Frauen genasen noch außer ihrem Kindlein von einem Adler, einem Falken, und dergleichen, die Weiber von Bürger und Bauern bekamen noch eine Eidechse, eine Kröte in den Kauf. Hundert Hexenprozesse und ihre schrecklichen Folgen entspannen sich daraus, aber wer ein solches unschuldiges Opfer hätte retten wollen, hätte nur selbst sein Schicksal getheilt. Schon vor Jahrhunderten erzählte Aristoteles,*) daß die Muttersäue, wenn sie brünstig sind, bisweilen den Menschen angehen. Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wurde deßhalb ein französischer Geistlicher verbrannt. Sein eigner Bruder hatte, von blindem Wahn getrieben, ihn angeklagt. Die Folter

*) H. an. VI, 18.

entriß ihm jedes Geständniß, welches das Geschrei der wüthenden Stadt, der blinden Richter wollte. Wenn ein Weiser die tobende Menge an die Angabe des Aristoteles erinnert hätte, würde es ihm gelungen sein, den Leidenden zu retten? Schwerlich; er wäre vielleicht nun ebenfalls auf die Folter und dann auf den Scheiterhaufen gebracht worden. In damaliger Zeit mußte oft der Teufel das thun, was die neuere als bizarres Spiel der Lust und Ueppigkeit bezeichnet. Der Hund, den sich die vielen Nonnen eines Klosters zugelegt hatten, galt für den Satan, und gleiches Geschick hatte öfters ein Bock. Die Besitzerin eines solchen mochte strafbar sein, aber nur in ganz anderer Art, nicht in wiefern sie sich mit dem Teufel zu thun machte.

Kam besonders Priestermacht bei solchen Fällen in's Spiel, dann war Besonnenheit doppelt vonnöthen. Sie und die Gottheit angreifen, war Eines, war ein Verbrechen. So war es von jeher. Als Eresichton die Axt an einen der Ceres geweihten Baum legte, that er es mit heftigem Widerspruch der Priester. Bald nachher quält ihn ein stäter Heißhunger, der ihn unter vielen Qualen endlich tödtet. Der Zufall hatte hier sein Spiel, aber die Priesterschar stellte es als ein Wunder dar, und wer es gewagt hätte, ihr zu widersprechen, hätte sich auf's Neue den Zorn der Ceres wie ihrer Priester zugezogen. Genug die meisten Wunder, welche angeblich Statt fanden, gingen so natürlich zu, daß sie mehr oder weniger vollkommen sich erklären lassen, ohne daß man nöthig hat, eine reine Erdichtung, eine absichtliche Entstellung der Wahrheit, eine Lüge darin zu finden. Nur einige sind offenbar nicht

nachzuweisen und rein erdichtet, nicht gerade vom Berichterstatter, sondern nur von seiner Leichtgläubigkeit als geschehen aufgenommen. Was im Ganzen von den Wundern des Himmels gilt, gilt auch von den Wundern der Zauberei. Auch sie gingen ganz natürlich zu. Die, welche sich dadurch wichtig machten, wußten mehr als die staunende Menge, welche sie darob fürchtete oder haßte.

III.

So lange die Welt steht, möchte man sagen, so lange hat es auch Zauberei gegeben. Es ist kein noch so rohes, wildes Volk, das nicht seine Zauberer hätte, und es ist keines gewesen, das sie nicht gehabt hätte. Bald stand solche Kunst in hohem Ansehen, als die Wissenschaft, welche die Werke der Natur unverschleiert sehen läßt und die Kräfte des Himmels erforscht, bald gerieth sie in Verachtung oder wurde gehaßt und gefürchtet zugleich. Beides wechselte bisweilen sehr schnell. Philo kann der Zauberei, der Magie nicht Lobsprüche genug zollen, und ein hundert funfzig Jahre später muß der Biograph des Apollonius versichern, daß sein Held kein Zauberer gewesen sei, damit dem Ruhme desselben kein Eintrag geschehe. Die Griechen empfingen die Kenntniß von solcher Zauberei bereits aus Chaldäa. Zoroaster und Ninus, die mit einander als Feldherrn und Könige kämpften, sollen auch eben so gegenseitig die Künste der Zauberei angewendet haben. Ein Beweis, wie alt solche Sage ist, die auch ein Gleiches von Noah's Sohn verkündet. Er soll schon ein Buch darüber geschrieben haben, versi-

chert einer der Kirchenväter, Cassianus. Das Buch mag wohl dagewesen sein, wenn es gleich von Gott weiß wem geschrieben worden ist.

Ueberhaupt aber haben die Sagen der Hebräer eine Menge Beweise von dem Alterthume der vermeintlichen Zauberei. Israel eroberte Kanaan, weil die Urbewohner desselben „feindselige Werke begingen mit Zauberen," wie das Buch d. Weish. XII, 4 sagt. Den alten Sagen von Moses zu Folge wurden die Hebräer sogleich bei ihrem Auszuge aus Aegypten von dem Amalekitern mit Zauberei bekämpft, was die Behauptung im Buch der Weish. unterstützt. In der ganzen damaligen Welt galten bis nach Indien hin die Priester Aegyptens für die mächtigsten Zauberer; und da die Fürstin, welche Moses aufzog, nicht weniger in dieser Kunst von ihnen unterrichtet war, oder doch Lehrer in solcher Weisheit zu ihrer Verfügung hatte, so werden wir uns nicht wundern, wenn auch Moses ein tüchtiger Schüler derselben war, ja seinen frühern Meistern selbst aufzurathen geben konnte. *) Nach Justinus (XXXVI. 26.) soll auch Joseph, Jakob's Sohn, solchen Unterricht genossen haben und so in den Stand gesetzt worden sein, den Traumdeuter zu spielen, die Hungersnoth vorauszusehen, welche Aegypten heimsuchte. Noch viele Jahrhunderte darauf behaupteten Manche, daß der Stifter des Christenthums seine Weisheit und Wunderkraft aus dem Heiligthume ägyptischer Tempel geholt habe, („ex adytis Aegyptiorum." **) Ob solche Feinde des Christen-

*) Er war gelehret „in aller Weisheit der Aegypter und war mächtig in Werken und Worten!" Apostelgesch. VII, 22.

**) Arnobii Disputat. adv. gent. I.

thums Recht oder Unrecht hatten, kann uns gleichgiltig sein; es beweiset bloß, daß die Priesterkaste dort deßhalb zu Christus Zeit noch so berühmt gewesen sein muß, wie zu der des Pharao. Auch in Indien spielte die Zauberei eine große Rolle, wie denn überhaupt der Osten als Wieg des Glaubens an Geister, an böse und gute Geister, an Mittel, die einen oder die andern sich dienstbar zu machen, und so die Außenwelt zu beherrschen *) angesehen werden kann. Das Gesetzbuch des Manu, vielleicht länger als 1300 Jahr vor Christus geschrieben, verbietet bereits so gut, wie der mosaische Codex, den Brahmanen diese und jene Beschwörungsformeln **). In Indien bildete sich namentlich der Wahn aus, daß man durch Kasteien und Selbstpeinigen eine furchtbare Gewalt über die Elemente, die Menschen und die Götter selbst erlangen könne; ein Glaube, der in dem Fasten, den Peinigungen, der Einsamkeit unserer fanatischen Mönche und Nonnen, die sich dadurch ein Plätzchen im Heiligenregister erwarben und bald in den Himmel entzückt wurden, bald Wunder an Menschenkindern thaten, sein Echo fand. Aus Asien selbst stammte der Name Magie her, wie die Zauberei bei den alten Griechen und Römern heißt. Meh, Megh heißt groß, trefflich, geehrt, in der altpersischen Sprache; Meghestan sind Zoroaster's Schüler in einem Namen zu-

---

*) Oder, nach Horst: (Zauberbibl. II. S. 52.) „die Einsicht in die Natur und durch Mitwirkung höherer, hauptsächlich böser (?) Mächte, diese selbst zu unterwerfen, um sich dadurch zum Herrn von ihr, so wie von seinem und Anderer Schicksale zu machen."

**) Horst's Zauberbibl. II. S. 18 u. 19.

sammengefaßt. Daher denn die Magi, die Magier, die μάγοι, welche bis auf Christus Geburt eine Rolle spielen und in unserm Evangelium am Erscheinungsfeste als Weise aus dem Morgenlande erscheinen.*) Die alte Welt sah hierbei nichts Böses, und das mit Recht. Sie sah darin nur das Streben, sich in den Besitz aller Kenntnisse zu setzen, welche die Herrschaft über die Natur sichern, in sofern Gesetze und Stoffe derselben erforscht werden können. Ihr Gebiet war daher eben so groß als geehrt. Die Astronomie gehörte so gut dahin, wie die Religionsphilosophie. Wer sich mit solcher Wissenschaft befaßte, war daher hochgeehrt. Die Könige selbst schätzten sich glücklich, in den Kreis der Eingeweihten aufgenommen zu werden.

Das Abendland blieb in dergleichen Streben nicht zurück. Bevölkert von Asien aus, kam ihm mit dem Einwandern auch sogleich die Lehre zu, welche dort Wurzel gefaßt hatte. Die Celten in Gallien und Britannien hatten ihre Druiden, und Plinius (H. N. XXX. 4) sagt geradezu, daß sie Ceremonien übten, die man den Persern bestimmt glauben sollte, (ut dedisse Persis videri possit.) Noch Jahrhunderte nachher stand manche heilige Eiche der Druiden in solchem Ansehen, daß der christliche Priester der heiligen Jungfrau eine Kapelle hinbauen mußte, um zugleich dem alten Wahn, von seinen heidnischen Vorgängern begründet, wenigstens eine andere Wendung zu geben. Im hohen Norden hatte Odin seinen Thron und das Reich seiner Zauberei zugleich gegründet, aber schon vor ihm hausten hier Seherinnen der

*) Horst a. a. O. 45.

Zukunft, Zauberschwestern, Voëlur oder Volvur. Daß die Römer und Griechen in gleiche Schule gegangen waren, bedarf wohl keines Beweises, obschon bei ihnen die ganze Lehre von der Zauberei, von der Magie oft ziemlich in's Gemeine herabgezogen erscheint, und daher selbst in den Berichten des Plinius (XXX. 1 u. ff.) als eine magica vanitas geschildert wird. Ihr Prometheus und die Medea, die Circe, die Canidia stehen allein großartig, jener furchtbar da. Jener geht unter im Kampfe mit den Göttern, der Medea müssen sie dienen, Rache an Crëusa, am treulosen Jason zu nehmen. Wir werden späterhin erfahren, warum die römischen Schriftsteller so wenig Gelegenheit hatten, diese Weisheit des Orients in einem günstigen Lichte zu sehen.

Genug, so weit sich eine Spur von Zauberei zeigt, so sicher scheint sie auch stets nach Osten hinzudeuten, von Osten hergekommen zu sein. Die Zeit, welche vonnöthen war, Indiens und Persiens Weisheit den Druiden Galliens mitzutheilen, ist allerdings unmöglich. Wer sie anzugeben vermöchte, wer den genauen Zusammenhang auszumitteln wüßte, der zwischen alten und neuen Erscheinungen der Art, zwischen den ersten und spätern darthun könnte, würde auch die Geschichte des Aberglaubens überhaupt erzählen können. Genug, die Magie herrschte zu allen Zeiten, und bezeichnete bald die der großen Menge verborgene Wissenschaft, im Namen eines höhern Wesens die Natur zu beherrschen, bald mit Hilfe eines bösen Genius Wunder zu thun. So gibt es die älteste Urkunde von Zoroaster, von Indiens Zauberern, von Aegyptens Zauberern aber Moses an. Das gute oder böse Wesen,

welches dem Einen oder dem Andern zu Diensten stand, hing von dem Ausspruch seines Gegners ab, in sofern dieser seinen Vortheil, seinen Zweck dabei verfolgte, wenn er die Absichten und Kräfte seines Gegners verdächtig machte, in der Meinung der Zuschauer herabsetzte. Jeder behauptete von sich, durch die ihm zu Gebote stehenden himmlischen Mächte seine Wunder vollbracht zu haben. Daß übrigens an der Möglichkeit des Wunderthuns gezweifelt worden wäre, findet man nicht, und wenn die allgemeine Uebereinstimmung der Völker ein Beweis für diese oder jene vermeinte Wahrheit sein sollte, wie man öfters hört, sobald von Unsterblichkeit, vom Wiedersehen Vorausgegangener nach dem Tode noch jetzt die Rede ist, so müßte die Zauberei früher und die Hexerei später zu den unbestreitbarsten Dingen gehören. Die gebildetesten der Völker des Alterthums und die rohesten damals, wie jetzt, waren und sind überzeugt, daß einzelnen Menschen die Macht gegeben ist, über die Gesetze der Natur zu herrschen und Gutes oder Böses dadurch zu bewirken. In der Mitte von Afrika fanden die Gebrüder Lander den Hexenprozeß so gut vor, wie er noch zu Anfange und in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland war. Die Wilden Amerika's haben ihre Zauberer, welche Priester und Aerzte zugleich sind. Der Grönländer, der Samojede, der Lappe steht nicht nach.

Doch war bei den Alten hierbei meist weniger die Absicht vorwaltend, in einem solchen Wunder eine Verletzung der Naturgesetze zu erblicken. Sie sahen darin häufig nur einen Beweis von der besondern Gunst, in welcher der Wunderthäter bei der Gottheit stand, von der

Weisheit, womit sie ihn erleuchtet hatte; von der Hilfe, dem Beistande, welchen sie ihm leistete. Ein solcher Wunderthäter konnte den alten Griechen als Heros erscheinen, als Halbgott sich selbst fast zur Gottheit emporschwingen, und Moses bewies seine göttliche Sendung durch solche Wunder, während seine Gegner, die ägyptischen Priester, diese Behauptung widerlegten, indem sie dieselben Kunststücke machten. Daß die Juden, wenn Christus ein Wunder gethan hatte, es öfters ebenfalls von einem bösen Wesen herleiteten und bekannten, er treibe die Teufel aus durch den Obersten der Teufel, zeigt nur, wie dieselben Erscheinungen nicht an sich bezweifelt, aber je nachdem sich der Parteigeist hineinmischte, schnurstracks verschieden erklärt wurden. Die eben geäußerte Ansicht, das Ungewöhnliche durch Begünstigung eines höhern Wesens hervorbringen zu können, spricht sich sehr bestimmt in der Geschichte von Daniel aus. (VI, 3.) Er übertraf alle Fürsten und Satrapen am Hofe, „weil Gottes Geist in ihm mächtiger war." Es fiel damals fast Niemandem ein, den ihm feindlich entgegenstehenden Wunderthäter eines Betrugs zu zeihen; er suchte nur die Wichtigkeit dieser Thaten durch andere noch größere zu schwächen, und so zu zeigen, daß das von ihm verehrte Wesen viel mächtiger sei, wie das seines Gegners; daß jenes darum weit mehr Vertrauen verdiene, als dieses. Die heftigsten Widersacher nahmen in solchem Falle zu keinem andern Mittel ihre Zuflucht. Dieß sehen wir von Zoroaster an bis zu den Aposteln, welche mit dem Zauberer Simon streiten. Schon Zoroaster beweist den Feinden seiner neuen Lehre, daß sie auf Wahrheit begründet

sei, denn er thut größere Wunder, als sie es vermögen. Ihre Wunder sind nur von den Dew's, von den bösen Geistern bewirkt, die seinigen gehen vom Geber alles Guten aus. Sie thaten ihre Wunder mit Hilfe des Teufels, würde man später gesagt haben, und er die seinigen mit Hilfe Gottes. Wenn Moses in den ägyptischen Priestern nichts als gewöhnliche Gaukler gesehen hätte, so würde er sich nicht herabgelassen haben, mit ihnen als Diener seines Jehovah zu streiten. Aber er will dem Hofe des Pharao und diesem selbst beweisen, daß dieser mächtiger sei, als Osiris und seine Geweihten sind, und der Ausgang bewies, daß ihm dieß gelang. Nach einer Sage im Oriente glückte es ihm, weil er den Kunstgriffen der ägyptischen Priester auf die Spur kam, ohne daß dieß diesen in Betreff der seinigen gelang. *) Es ist Solches anzunehmen, und wenn es keine Sage bestätigte. Alles lief doch von beiden Seiten auf Taschenspielerei hinaus. Nun hat aber jeder Taschenspieler die allgemeinen, zur Täuschung und Erregung der Verwunderung, des Staunens brauchbaren Mittel dergestalt für Hervorbringung einzelner Kunststücke anzuwenden gewußt, daß sein etwaniger Nebenbuhler zwar wohl aus den allgemein hierbei anwendbaren Mitteln ungefähr anzugeben weiß, wie die Sache zugeht, ohne aber im Stande zu sein, sie selbst gleich auf der Stelle nachzuahmen oder aber gar noch zu überbieten. Wer viele Meister in dieser Kunst sah, wird auch bei Jedem irgend ein diesem eigenes Stück gesehen haben, das den Andern noch halbes oder ganzes

---

*) Herbelot's oriental. Bibl. Art. Mussa.

Räthsel ist. In einer Zeit, wo alle solche Dinge viel weniger auf allgemeine Sätze und Lehren zurückgeführt waren, mußte dieß noch schwieriger werden, und Moses konnte so um so leich'er den Sieg davon tragen, da er in der Weisheit seiner Gegner auferzogen war, dasjenige aber, was ihn Einsamkeit, Nachdenken in der Einsamkeit, und beabsichtigter Zweck hatten ersinnen lassen, von ihnen unmöglich errathen werden konnte. Wenn wir übrigens seinen Kampf mit den ägyptischen Priestern mit dem vergleichen, was uns so alltäglich ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Leistungen eines Taschenspielers Ergebnisse der Chemie, der Physik, der Mechanik sind, welche, so lange die Wissenschaft noch nicht Gemeingut war, als das Größte und Erstaunlichste erscheinen, und sonach die Umstehenden mit Grausen und Schauder, mit Achtung und Ehrfurcht erfüllen mußten. Zugleich wird der Sieg, den Moses davon trug, in einem recht getreuen Bilde dargestellt, das zu dem ganzen Ereigniß paßt. Die Ruthe des Moses oder sein Zauberstab verwandelte sich in eine Schlange. Hier ist das Taschenspielerstück offenbar, denn so thöricht ist doch wohl selbst kein Hengstenberg, daß er glauben solle, Gott werde einen Stab in eine Schlange verwandeln. Doch die ägyptischen Priester werfen ihre Ruthen hin, und auch diese verwandeln sich in Schlangen. So weit war sich die Taschenspielerkunst von beiden Seiten gleich. Aber die Schlange des Moses verzehrte die Schlangen seiner Gegner. (2. Mos. VII, 10 — 12.) Hier ist nun wohl nur noch ein Bild zu suchen: der Zauberstab des Moses war mehr und that größere Dinge als der der ägyptischen Priester. Allerdings könnte man im-

mer noch fragen, wie vermochten denn nur beide Theile, da sie doch hier wußten, daß sie durch ganz natürliche Mittel ungewöhnliche und scheinbar übernatürliche Wirkungen hervorbrachten, sich nur gegenseitige Hochachtung zu zollen und nicht, wie es wohl bisweilen bei unseren Taschenspielern geschieht, sich gegenseitig mit Vorwürfen wegen Täuschung, List und Charlatanerie zu überhäufen? Die ausführlichere Antwort darauf wird sich aus dem Folgenden ergeben. Hier bemerken wir, daß die ganze Art, wie sich dergleichen Künste damals erlernen ließen, viel zu sehr mit grausenhaftem Dunkel verbunden waren, um nicht die erlangte Weisheit für das höchste Geschenk der Gottheit zu halten. Der Betrüger war erst selbst betrogen; aber ahnete dieß so wenig, daß er oft nie daran dachte, wie von ihm Jemand betrogen werde. Der Kämpfe, welche Zoroaster mit seinen Gegnern, Moses mit den ägyptischen Priestern bestand, gab es sehr viele und so oft wenigstens, als irgend ein Weiser seiner Lehre Ansehn schaffen wollte. Man unterschied sehr sorgfältig unter Wundern, die er selbst that, und denen, welche vom Himmel ausgingen, aber von ihm zum Belege seiner Behauptung vorausgesetzt wurden. Wenn der Stab Mosis sich in eine Schlange wandelte, so war dieß ein von ihm bewirktes Wunder, daß aber ein Heuschreckenheer kam, konnte ihn nur als Wunderthäter bezeichnen, weil er es, da es ein Zeichen des göttlichen Zornes gegen Pharao und sein Haus sein sollte, vorausgesagt hatte. In wiefern er Letzteres vermochte? In sofern er sorgfältiger die Natur beobachtet hatte, als seine Gegner. Nicht Alle mochten übrigens von solchem Beweise ihrer göttlichen Sendung Gebrauch

machen. Muhammed z. B. weigerte sich standhaft, Wunder zu thun. Es hatte ihm entweder an Gelegenheit gefehlt, die Kenntnisse zu erwerben, durch welche der Schein eines solchen allein zu erzielen war, oder er fühlte, daß die Zeit, dadurch zu glänzen, vorüber sei. So ließ sich auch Swedenborg nie bereden, durch ein solches glänzen zu wollen. Seine angeblichen Offenbarungen sollten die Stelle derselben vertreten. „Wir sind zu aufgeklärt, um noch an Wunder zu glauben," ließ er sich vernehmen, d. h. mit andern Worten: das, was sonst nur von Einzelnen gekannt und geübt wurde, ist jetzt Gemeingut aller Menschen geworden. So lange Künste und Handgriffe sich auf einen kleinen Kreis Geweihter beschränkten, konnten sie für Geheimniß des Himmels oder doch höherer Mächte gelten, die als Günstlinge des einen oder der anderen ausgezeichnet waren.

Wenn wir annehmen, daß die meisten Wunder, welche bei den Alten eine so große Rolle spielen, in der Hauptsache Taschenspielerkunststücke waren, letztere aber das Ergebniß von einer Menge chemischer, physischer, mechanischer Kenntnisse sind, die nur gerade auf den Zweck zu täuschen angewendet wurden, so können wir auch nicht umhin, in den Tempeln der alten Welt eine Menge von Kenntnissen zu suchen, die uns um so mehr in Erstaunen setzen, je weniger sie bei den Alten im Allgemeinen zu Hause gewesen, und erst das Produkt neuerer Ergebnisse geworden zu sein scheinen. Die Alten, erhellt aus ihren Mysterien, aus dem, was uns über die Aufnahme der Profanen berichtet wird. was uns einzelne Angaben darthun, waren in der Experimentalchemie und Physik

viel weiter, als man zu glauben pflegt. Voraus gesetzt, daß man ihren Schriftstellern nicht blinde Leichtgläubigkeit zutraut, kann man aus ihren Nachrichten nur diesen Schluß ziehen. Vieles mochte allerdings nur auf eine bestimmte Formel hinauslaufen, d. h. es wurde nach gewissen Regeln geübt, wie bei uns ein gewöhnlicher Taschenspieler die Gesetze der Chemie und Physik in Anwendung bringt und seine Zuschauer täuscht, ohne daß er sich selbst den Zusammenhang zwischen dem, was er thut, und was er dadurch bewirkt, erklären kann. Einige mögen aber auch im Gegentheil die den Eingeweihten des untern Grades gegebenen Formeln aus der Wissenschaft selbst hinreichend abzuleiten gewußt haben. Wie sehr jetzt ganz gewöhnliche Dinge als Wunder erscheinen, so lange sie nur Geheimniß der Priesterkaste waren, wird aus einigen Beispielen ohne Mühe sich darthun lassen.

In Lakonien wurde das Fest des Bakchus auf einem Berge, Larysium, zu Anfange des Frühlings, gefeiert.*) Reife Trauben bezeugten die Macht, die Güte des Gottes. Die Thatsache läßt sich wohl nicht bezweifeln; Pausanias müßte ja wohl sehr thöricht gewesen sein, wenn er seinen Lesern Dinge hätte sagen wollen, die, falls sie nicht begründet waren, im Augenblick widerlegt werden konnten. Wie wurde also das Wunder bewerkstelligt? In wiefern die Priester des Tempels daselbst mit den unter uns gewöhnlichen Treib- und Gewächshäusern bekannt waren.

Die Kunst, das Eisen zu schmieden und zu bearbei-

*) Pausanias in Lacon. Kap. 22.

ten, war in Cypern und Rhodus sehr frühe bekannt, aber die, welche sich hauptsächlich damit beschäftigten, galten für Zauberer, sie wurden gefürchtet; sie galten für Söhne des Sonnengottes, des Vaters vom Feuer, und der Minerva, der Göttin aller Künste. Sie waren in vollem Waffenschmucke erschienen und furchtbar anzuschauen gewesen, als sie das Ufer betreten hatten; Ursache genug, in ihnen immerfort hochbegünstigte Wesen zu sehen, die unter dem Namen der Telchinen eine große Rolle in der Fabelwelt der Alten spielen. Sie gleichen darin den Finnen in neuerer Zeit, welche ebenfalls in der nordischen Götterlehre als schwarze, zauberische Zwerge die Tiefen der Berge bewohnen. Den Schmied Wailand wollen zwei Zwerge aus dem Kallovaberge nur unter sehr schweren Bedingungen in die Geheimnisse ihrer Kunst einweihen, allein er ist auch dadurch als der erste Waffenschmied in den Legenden des Nordens gar wohl bekannt geworden. Zu einer Zeit, wo Krieg und Streit alltägliches Ding, und eine gute Waffe zum Schutz und Trutz das erste Bedürfniß war, mußte die Kunst, ganz vorzügliche zu fertigen, als das Schätzbarste erscheinen und es höchst wünschenswerth machen, solche zu schaffen, an denen jeder Hieb ohnmächtig abprallt, oder welche nie ihr Ziel fehlen. So schmiedet die Gottheit selbst dergleichen für ihre Lieblinge, oder hat ihren Lieblingen gelehrt, dergleichen zu fertigen. Vom Homer an bis zu den Romanziers spielen dergleichen ihre Rolle.

Da die Wunder der alten Welt unserer Ansicht nach, das Ergebniß der Wissenschaft waren, welche aber im Innern des Tempels verschlossen blieb, jede Wissenschaft

aber ihre bestimmten Gränzen hat, so machten sich die Alten selbst lustig, wenn man von den in ihren Kreis Eingeweihten Dinge verlangte, welche sie nicht gewähren konnten. So verlangte der Eine, öfters im olympischen Spiele den Sieg davon zu tragen, ein Anderer wünschte dadurch von der Liebe gekrönt, oder in einer Handelsunternehmung glücklich zu sein.

Daß bei den Kämpfen, in welchen öfters Wunderthäter gegen einander auftraten, doch Keiner den Andern in den Augen der Uneingeweihten herabsetzte, haben wir kurz vorher aus der geheimnißvollen Art abgeleitet, in der ein Jeder seine Kunst erlernt hatte. Jeder achtete sich selbst, indem er seinen Feind achtete. Indessen dürfte auch noch eine andere Ursache, eine absichtliche, bei der Einweihung selbst eingegangene, Verbindlichkeit dabei zum Grunde gelegen haben. Es scheint hierauf Einiges hinzudeuten, z. B. dürfen die Götter der alten griechischen Dichter nicht das vernichten, was einer von ihnen gethan hat. Die Feen des Morgenlandes sind an dasselbe Gesetz gebunden. Sie können durch andere, durch größere Wunder die ihrer Feinde überbieten, und auf *solche* Art vernichten, aber nur nicht ihnen *unmittelbar* entgegen treten. In den alten Sagen des Norden wird von einer Zauberin erzählt, welche von allen ihren Genossen grausam um's Leben gebracht wurde, weil sie einem von ihr geliebten Fürsten das Geheimniß lehrte, einem Zauberer, der ihn tödten wollte, die Hand abzuschlagen. Andere solche, aus Indien herstammende Erzählungen in der Tausend und Einen Nacht (4. und 5. Nacht) erwähnen ausdrücklich eines solchen Uebereinkommens zwischen einem Genius

und einer Zauberin, die sich einander sehr entgegen waren, aber doch aller offenbaren Feindseligkeiten enthalten sollten. Einmal aber geriethen sie doch so in Zorn, daß sie sich auf's Aeußerste bekämpften, und Feuerflammen gegen einander losließen, daß Beide davon verzehrt wurden.

Wenn der Zweck, den ein solcher Wunderthäter beabsichtigte, nicht immer oder nicht vollständig erreicht war, wenn Moses nicht seine Gegner überzeugte, wenn es ihm selbst dann nicht gelang, sich vollständiges Ansehen zu verschaffen, in so fern er ein bestimmtes Wunder im Voraus verkündete, so darf uns dieß nach den vorausgesandten Bemerkungen nicht sonderbar erscheinen, denn die Gegner konnten ihrer Seits auf Dinge rechnen, welche von ihnen allein zu bewerkstelligen sein mochten. Moses besiegte in solchem Wettstreit die ägyptischen Weisen, aber Pharao verfolgte nichts desto weniger die Israeliten, ohne etwa dem Gesandten Jehovah's zu Füßen zu fallen. Jesabel sah die Priester des Baal durch Elias, den Propheten umkommen, aber, statt etwa Letzteren nun anzurufen, schwört sie ihm blutige Rache. So böse und zornig und rachsüchtig nun sie und jener Pharao auch gewesen sein mögen, so hatten sie doch auch sicher Kenntnisse genug, um zu begreifen, wie der vermeintliche Sieg des Moses dort, der des Elias hier, erkämpft worden war. Es war ein Sieg des Augenblicks, ihrer Meinung nach; ihre Weisheit war dieß Mal hinter der des Gegners zurück geblieben, aber überzeugt blieben sie, daß sich dieß schon ein anderes Mal ausgleichen würde.

Die Art und Weise, wie solche Zauberer im Allgemeinen zu Werke gingen, läßt diese Ansicht noch kräftiger

hervortreten. Statt daß ihre Kunst nur durch Hilfe und Begünstigung der Gottheit unterstützt ist, sehen wir sie mehr als das Ergebniß einer mühsam erworbenen und bewahrten Wissenschaft. Um Geister und Götter zu beschwören, um sie zu bestimmen, daß sie thätig einschreiten, müssen weitläufige Vorbereitungen getroffen werden, die alle ihrer Natur und Wirkungsart nach mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt sind. Es müssen im Stillen Pflanzen oder Steine gesammelt, mancherlei Stoffe mit einander verbunden, der Einwirkung des Feuers unterworfen werden, es darf fast nicht das Mindeste geschehen, ohne daß auch eine bestimmte Gebetformel gesprochen, oder ein Buch aufgeschlagen wird; vergißt der Zauberer eine solcher Vorschriften, so ist auch sein Werk unnütz, seine Mühe vergebens. Die meisten Zauberer waren daher nur tüchtige Experimentalphysiker, die aus Mangel richtiger Theorie, welche nur Wenigen zugänglich blieb, immer mit der peinlichsten Aufmerksamkeit von Neuem ihre gegebenen Formeln und Vorschriften lesen mußten. Apollonius, der berühmte Wunderthäter des Alterthums nach Christus, protestirt daher auch gegen solches Verfahren ausdrücklich. Er nennt Die, welche sich auch ihrer Wunder rühmen, nur Wundermacher.*) Wenn ihre Arbeiten nicht gelingen, so haben sie, ihrem eigenen Geständnisse nach, Dieß hinzuzuthun, und Jenes zu verbrennen vergessen. Sie lassen ihre Arbeit und ihre Handgriffe überall durchblicken, statt daß seine Weisheit ein Geschenk der Gottheit, eine Belohnung seiner Tugend,

---

*) Philostrat. vit. Apollon. I. 2.

seiner Mäßigkeit, seiner Enthaltsamkeit ist. Er hat, um Wunder zu thun, Nichts vonnöthen, weder Vorbereitungen noch Opfer. Apollonius stellt sich in solcher Art den indischen Büßenden gleich, die auch durch Selbstpeinigungen höherer Kräfte theilhaftig werden wollten. In jedem Falle war er in seiner Sache sichrerer; er war gewandter. Seine — Taschenspielerkunststücke schlugen nie fehl, aber was er von seinen Gegnern sagt, zeigt nur zu deutlich, daß Experimentalphysik und Chemie ihren Arbeiten allemal zu Grunde lagen.

Chäremon, ein Priester und Tempelschreiber, gab Vorschriften an, wie man die Götter aufrufen, und wider ihren Willen sogar nöthigen könne, ein zu brauchendes Wunder zu bewerkstelligen. Porphyrius widerlegte ihn zwar, behauptete aber ebenfalls, daß die Vorschriften, wie man sie nöthigen könne, solchen Beistand zu leisten, von ihnen selbst ausgegangen seien. Wir werden späterhin solche Formeln und Charaktere u. s. f. unter dem Namen *Vincula* noch näher kennen lernen, wo von der Zauberei des Mittelalters die Rede ist. Was Chäremon von den Göttern sagte, ward da von den guten und bösen Geistern gesagt. Um die Sache recht deutlich zu geben, machte Jamblichus einen wo nicht gleichen, doch ähnlichen Unterschied. Von den guten Geistern kann man durch Gebet und strenge Beobachtung der Tugend Etwas erlangen. Die andern, von welchen Chäremon Etwas zu erzwingen hofft, sind Geister ohne Verstand, ohne Einsicht, ohne Ueberlegung. Allerdings hat jeder derselben nach seiner Art für einen bestimmten Gegenstand einen höheren Grad von Macht, als der Mensch besitzt, und

kann gezwungen werden, diese auf Befehl des ihm gebietenden Weisen anzuwenden.*) Wenn ein Lehrer der Physik in einem chemisch-physikalischen Vortrage mittheilt: „es gibt eine Anzahl Stoffe, womit man Wunder thut, welche der auf die eigene Kraft angewiesene Mensch nimmer bewerkstelligen könnte. So kann man Funken aus dem Eise schlagen, und in der glühend heißen Luft Eis hervorbringen. Jede solche Substanz hat aber ihre eigene Kraft, welche sie ohne Zweck und Unterschied geltend macht. Eben dadurch wird sie ein blindes Werkzeug zum Wunderthun in der Hand des Menschen, der sich durch Verstand und Weisheit zu ihrem Herrn erhebt, und ihre Kräfte, ihre Eigenheiten mit Ueberlegung anzuwenden versteht," so hätte er nichts mitgetheilt, was nicht auch Jamblichus von seinen Geistern zweiten Ranges behauptete. Würde derselbe Lehrer fortfahren: „sobald ein Unkundiger ein solches Experiment macht, ohne das dazu nöthige Verfahren genau zu beobachten, wird es stets fehlschlagen. Dieß ist allemal der Fall, wenn man einen der vorgeschriebenen, zum Prozesse nöthigen Stoffe nicht nach der gegebenen, in der Wissenschaft begründeten Vorschrift anwendet," so würde man wieder nur nöthig haben, statt des Unkundigen, Experiment, Prozeß, Stoff, ein: Uneingeweihter, religiöses Werk, religiöser Gebrauch, Geist oder Gottheit hinzusetzen, um die nämliche Lehre beim Anblick wieder zu erkennen.**) Auch unser Lehrer

---

*) Jamblichus, de Myster. Cap. 30 u. 31.

**) Jambl. a. a. O. 30 und 31: „Quando profani

der Chemie würde mit veränderten Worten gelehrt haben, wie man verfahren müsse, ein Wunder zu thun.

Um die Geister der Gewalt eines Zauberers zu unterwerfen, war es nöthig, die Einen in ägyptischer, die Andern in persischer Sprache aufzurufen und zu beschwören. Im Mittelalter, werden wir sehen, galt die hebräische als kräftige Beschwörungsformel. Daß im Alterthum die genannten Sprachen so hohe Kraft besaßen, lag in der Ausbildung der Tempelweisheit. Die Formeln waren Nichts, als chemisch-physikalische Vorschriften. Die ägyptische Priesterkaste hatte sie in ihrer, die der persischen Weisen in der ihrigen niedergeschrieben. Beider Formeln waren wesentlich verschieden, konnten aber sehr leicht beide ein und das nämliche Produkt erzeugen, d. h. hier: ein und dasselbe Wunder sehen lassen, oder doch einem glänzenden Wunder ein anderes, eben so auffallendes entgegenstellen.

Allerdings mag es Manchem unserer Leser sehr wunderlich vorkommen, sich die Kräfte der Natur in Gestalt übernatürlicher, geistiger Wesen vorstellen zu sollen. Allein er knüpfe das ihm etwa noch Unbekannte und darum Unwahrscheinliche an ihm bekannte und beglaubigte Zeugnisse, er sehe auf die Römer zurück, die, treue Schüler der Etrusker, ihre ländlichen Arbeiten auf solche Art personificirten. Wenn das Fest der Ceres, der Göttin des Ackerbaues, gefeiert wurde, dann gedachte auch der Priester des Gottes, welcher die Schollen aufwühlte, die

---

tractant contra ritus," frustratur eventus," und: Uno praetermisso numine sine ritu — finem non habet."

Erde zum zweiten Male umpflügte, zum dritten Male bearbeitete, den Samen aufzunehmen, ihn einzueggen; die Ernte und das Einfahren, das Düngen selbst, war vom gläubigen Volke zu einem höheren Wesen erhoben, und zu einem **Veruactor, Reparator, Imporcitor, Insitor, Obarator, Occator, Sarritor, Subruncinator, Messor, Convector, Conditor, Promitor, Sterquilinius** geworden.*) Wenn solche Dinge und Arbeiten so idealisirt wurden, um wie vielmehr mußten dann nicht die von uns genannten Experimente höheren Ursprungs zu sein scheinen! Waren ja doch bereits, in noch älterer Zeit, die Menschen zu höheren Wesen geworden, welche dergleichen, oder nur ähnliche, wenn gleich jetzt ganz gewöhnliche Fertigkeiten übten. Wir erinnern an die Telchinen, von denen oben die Rede war, mit welchen die Cureten und Corybanten ꝛc. gleiche Linie behaupten. Sie bildeten Kasten, in welchen ihre Kunst geheim bewahrt und geübt wurde. Auch die Kyklopen dürften hierher gehören. Anfangs gelten sie für Zauberer, späterhin für Halbgötter, und Vulkan gelangt selbst in den Olymp. In Schottland waren die Feen, wie der Volksglaube behauptete, sehr gewandte Meisterinnen in allen Künsten, und: arbeiten wie eine Fee heißt sprichwörtlich etwas Ausgezeichnetes leisten, noch heut' zu Tage. Bekannt sind die Gnomen, welche in den unterirdischen Höhlen die Schätze und Kostbarkeiten der Erde bewahren, und meist als tückische, boshafte, neidische, kleine Wesen dargestellt

---

*) Servius in Virgil. Georg. I. 21 fg. Varro de re rustica I. 1.

werden, welche den Vorwitzigen, der ihnen auflauert, oder sie belauscht, seine Neugier schwer büßen lassen. An sich aber mag der ganze Volksglaube von Arbeitern in den Bergen selbst hergekommen sein. Ursprünglich beabsichtigten diese sicher nichts, als ihren Wohlstand. Sie arbeiteten, für sich die Schätze zu gewinnen, sie suchten jeden mit ihnen nicht Vertrauten abzuhalten, und die Mittel, deren sie sich hierbei bedienten, waren ihnen wohl sehr gleichgiltig. In den Mährchen des Morgenlandes werden dergleichen Dinge oft viel einfacher dargestellt, und so finden wir auch in denen der Tausend und Einen Nacht (479. Nacht) die in den Eisenminen beschäftigten Arbeiter geradezu — Genien, Schutzgeister dieser Minen genannt. Es wird ihnen von einem Prinzen ein Fest gegeben, und deßhalb sind sie so dankbar, daß sie ihm, als er einmal in Lebensgefahr schwebte, mit ihrem kräftigen Arme zu Hilfe eilen. Uebrigens fehlt es an ähnlichen Fingerzeigen bei den Alten nicht, um die in ihnen vorkommenden Wunder höchst natürlich zu erklären. Homer schildert die Agamede als eine mit den Eigenschaften der auf Erden wachsenden Heilmittel wohl bewanderte hilfreiche Frau, und Orpheus war nach Horaz ein weiser Verkündiger des göttlichen Willens, der eben so gut die rohen Menschen, wie die wilden Thiere durch seine reizenden Verse und fließenden Worte lenkte. Die Quellen, welchen Diodor folgte, schilderten die Kenntnisse der Circe und Medea als ganz natürlich,*) namentlich was ihre Wissenschaft von Giften und Arzneien betraf.

---

*) Diodor. Sic. IV. 5 u. 6.

Oft wurde, was Anfangs ganz natürlich da stand, durch die spätere Zeit entstellt, und Medea kam auf solche Weise in den Ruf der Zauberei, Orpheus erhielt späterhin den Namen eines Zauberers.*) Der armen Agamede geht es bei Theokrit**) nicht besser; sie ist eine Nebenbuhlerin der Circe und Medea geworden.

Die ägyptischen Priester, welche gegen Moses eben so muthig, als kenntnißreich ihre Künste übten, wurden von diesem als Zauberer in der Uebersetzung bezeichnet, und ihre Kunststücke heißen Zaubereien.***) Allein nach Versicherung eines Kenners der hebräischen Sprache und der Alterthümer des ägyptischen Volkes, nach Drumond ist dabei nur an Männer zu denken, welche die genaueste Kunde von der Priesterschrift, der Hieroglyphenschrift hatten, und in allen geheim gehaltenen Künsten wohl erfahren waren. Es gehört nur unbefangene Berücksichtigung aller Angaben dazu, um das Eine so richtig wie das Andere zu finden. Die ägyptischen Priester und Moses waren in Nichts verschieden, als daß dieser noch etwas Mehr wußte, wie sie, und in jedem Falle seine Absichten durchsetzte, in so fern wir den Nachrichten glauben können, die er oder seine Freunde hinterlassen haben, ohne daß wir sie mit denen ägyptischer Priester vergleichen können. Sollte in der That die stumme Sprache der Hieroglyphen so auferstehen, wie Champollion und Young, Spohn und Seyffarth uns bereden wollen, so

*) Euripides Iphig. in Aulide, 11. u. 12 Vers. Cyclop., 642. Vers.

**) Idyll. II. 15 u. 16.

***) 2. Moses VII, 22. VIII, 7.

würde ja auch wohl noch irgend eine Papyrusrolle in den Königsgräbern gefunden werden, die jene dunkle Periode des Menschengeschlechts erhellte, und der Geschichte ein eigenthümliches Feld anwiese.

Wie sehr alle diese vermeinte Weisheit angeblich höherer Art immer ganz natürlich erworben ward, so fern wir das Urtheil gebildeter, über jedes Vorurtheil erhabener Männer hören, zeigt sich noch in so manchen Angaben derselben. Pythagoras ließ sich von den Propheten in Sidon unterrichten, und bekam von ihnen geheime, heilige Lehren. Sie selbst waren die Nachkommen, die Erben der Weisheit eines naturkundigen Mokchus, sagt Jamblichus im Leben des Pythagoras (3. Kap.) Der gelehrte, seinem Zeitalter weit vorauseilende Moses Maimonides berichtet uns, daß die Weisheit der Chaldäer, die Magie, die Zauberei derselben, zuerst in Kenntniß der Metalle, Pflanzen und Thiere bestehe, der zweite Theil derselben beschäftige sich, die Zeit anzugeben, wo magische Werke vorgenommen werden können, d. h. doch wohl, wo Witterung und Temperatur und Beschaffenheit der Atmosphäre den Erfolg chemischer und physischer Prozesse sichern, und dem aufmerksamen, unterrichteten Manne die Dinge vorauszusagen gestatten, welche der große Haufen nicht ahnete.*) Kurz, in dem Maße, als der Schleier des Geheimnißvollen sinkt, und wir in das Heiligthum alter Weisheit eingeführt werden, in eben diesem Maße sehen wir uns in eine Schule versetzt, wo man nur die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft verfolgt. Wir

---

*) M. Maimonides in More Nebochim. III. 37.

können buchstäblich Alles für wahr annehmen, was Sage und Geschichte von Männern und Frauen mittheilen, die durch ihre Meister in den Geheimnissen der Zauberei eingeführt worden sein sollen, die ihren Meistern oft noch überlegen waren; denn hatten sie sich erst das Vertrauen dieser erworben, und sich dann selbst eifrig mit Beobachtungsgeiste und Forschungstriebe neue Bahnen gebrochen, so war letzteres nothwendige Folge davon. Und so sehen wir Moses höher stehen, als die Priester selbst, in deren Weisheit und Werken er unterrichtet worden war.

IV.

An sich wäre bis jetzt in allem diesem Streben wenig oder gar nichts Tadelnswerthes zu schauen. Wenn ein Wunderthäter, ein Zauberer, wie wir ihn bisher kennen lernten, den Kreis von Kenntnissen durchlief, die er unter dem Schleier des Geheimnisses mühsam erwarb; wenn er sie wieder anderen treuen Schülern und Jüngern und Freunden mittheilte, so ließ sich in einer Zeit, wo die Mittel des Unterrichts beschränkt, der Trieb nach demselben nicht allgemein war, Wenig dagegen erinnern. Allein der Mensch blieb selten auf diesem Punkte stehen. Er suchte sich dadurch einen Namen zu machen. Die Weisheit sollte ihm den Weg zur Macht bahnen. Er nahm, diese zu erringen, auch seine Zuflucht zur List, zum Betrug. Beide galten ihm, in solchem Betrachte, wie die geheimnißvollsten Kenntnisse. Die einmal errungene Macht mußte festgehalten werden, man mußte überall eine übernatürliche zu entwickeln suchen; selbst wo es groß gewesen wäre, zu zeigen, wie weit die Hand des Menschen reiche, wollte man lieber die Hand der Gottheit sehen lassen. Die Wissenschaft war einmal in ein geheiligtes

Dunkel gehüllt, eine besondere Sprache, bildliche Ausdrücke, Embleme, Allegorien, verschleierten die einfachsten Darstellungen und Lehren. Der Nichteingeweihte zerbrach sich den Kopf über das unbedeutendste Zeichen, und suchte große Weisheit darunter verborgen, der Wunderthäter aber, statt ihm lächelnd das Wesen zu zeigen, hüllte den Schleier noch dichter. Ihm lag nur daran, sein Geheimniß zu bewahren. Tausend irrige Meinungen waren die Folge solcher Ent- und Verstellung, und zum Theil werden wir sie in Abscheulichkeiten ausarten sehen, von denen wir uns kaum noch einen Begriff machen können, ob es schon kaum 150 Jahre her ist, wo alle Könige, Fürsten, Religionslehrer, Rechtsgelehrte, wie die große Volksmasse überhaupt, davon, wie von den heiligsten Wahrheiten, überzeugt waren.

Die Gegenwart wirkt weniger auf den Menschen, als die Zukunft. Jene weiset der Leichtgläubigkeit ihre bestimmten Gränzen an, das Gebiet der Andern ist unendlich, und verschmilzt mit dem Reiche der Träume, der Hoffnungen, der Furcht. Darum ist es auch der Tummelplatz Derer, welche die Wissenschaft zur Förderung des eignen Vortheils benutzen wollten, daher versprachen sie Dinge, oder ließen sie fürchten, ohne daß ihnen die mindeste Hoffnung blieb, daß dergleichen je verwirklicht werden könnten. Medea schon versprach die Alten wieder jung zu machen; die Hebräer behaupteten, daß Moses seinen Leichnam in zwei Hälften zu theilen geboten habe, die sich wieder zusammenfügen sollten. Wo die Unmöglichkeit zu nahe lag, um nicht das Ansehen des Wunderthäters zu gefährden, mußte dann oft eine List aus der

Schlinge helfen. Ein Kilikier flehte einst im Tempel des Aeskulap's, daß er ihm ein verlorenes Auge wieder verleihe. Er versprach glänzende Opfer, reiche Geschenke und die heißesten Dankgebete. Apollonius von Tyane hatte in Erfahrung gebracht, daß der Mann in unkeuschem Ehebette gelebt habe; was jetzt jeder Polizeibeamte weiß, ward damals von den Priestern der Tempel ausgekundschaftet. Keine Reichthümer der Welt würden das Wunder möglich gemacht haben, das Aeskulap hier thun sollte, und doch lag den Priestern daran, den Wunderglauben an den Gott zu erhalten. Apollonius erklärte jetzt, daß der Mann nimmer sein Gebet erhört sehen werde, denn er habe sich der Gnade des Gottes unwerth gemacht. Der Verlust seines Auges sei gerechte Strafe für seine Ausschweifung.

Es gibt bei Taschenspielern Nichts, was nicht im Kreise der Wissenschaft und Fertigkeit läge, aber es muß ihnen vor Allem daran liegen, den Gang der Operationen vor den Zuschauern zu verbergen, um nicht die Ueberraschung zu verderben, und den Schein des Ungewöhnlichen, Unmöglichen, Wunderbaren zu zerstören. Bei den alten Wunderthätern war etwas ganz Aehnliches. Eben so sehr mußte diesen, wie es bei jenen der Fall ist, daran liegen, die Zeit auszufüllen, welche nothwendig war, das verlangte Resultat hervorzubringen. Unsere Taschenspieler benutzen zu dem einen, wie zu dem andern Zwecke hundert kleine Zwischenspiele komischer Art, um die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken, um für ihren Gehilfen Zeit zu gewinnen, um einen oder den andern Handgriff unbemerkt auszuführen. Die alten

Wunderthäter, welche nicht unterhalten und ergötzen, sondern wichtig, mächtig, wohl selbst furchtbar und schrecklich dastehen wollten, nahmen zu Mitteln ihre Zuflucht, die darauf hinwirkten. Zwei Arten, in welchen sich die Magie der Chaldäer bewegte, haben wir eben kurz vorher kennen gelernt. Die dritte Art lehrte die Gesten, die Stellungen, die verständlichen oder unverständlichen Worte und Redeformeln, welche hierbei vonnöthen waren.*) Auch die alten Geschichtsbücher der Hebräer liefern einen Beitrag dazu. Die Priester des Baal machten sich Einschnitte in den Arm, als sie mit dem Propheten Elias den ungleichen Kampf bestanden. Daß hierbei mehr Schein als Wirklichkeit Statt fand, läßt sich wohl unbezweifelt annehmen, falls nicht bei ihnen ein Fanatismus vorwaltete, wie ihn die indischen Fakirs, die türkischen Derwische oft beobachten lassen. Die Wunderthäter in Griechenland und Italien drohten den Geistern, welche ihnen nicht schnell genug zu Dienste waren; sie riefen sie bei Namen, die ihnen Furcht einflößten.**) Das Eine und das Andere diente dazu, Zeit zu gewinnen, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, Furcht oder Mitleid rege zu machen. Wer zusah, heftete das Auge mehr auf die Gaukelei, auf die Beschwörungen, als auf das, was während der Zeit geschah, das Wunder in's Leben treten zu lassen. Besonders wurde auch zu dergleichen Mitteln gegriffen, wenn ein solcher Wundermann gegen den Andern kämpfte, und die Leichtgläubigkeit also nicht schon

*) M. Maimonides a. a. O.

**) Lucan. Phars. VI, 745. Stat. Theb. IV, 156.

den Weg bahnte. Außerdem konnte man es sich leichter machen, wie es von jeher und bis auf die neuesten Zeiten geschah. An wie vielen Orten zeigte man sonst nicht, und zeigt auch wohl jetzt noch das Blut von Dem oder Jenem, das da, wo sie sind ermordet worden, nicht schwindet. So findet man es noch jetzt im Zimmer Maria's von Schottland, wo David Rizzio zu ihren Füßen den tödlichen Streich erhielt, denn von Zeit zu Zeit wird es aufgefrischt. In Berlin gab es sonst ein Haus, das durch drei Blutstropfen berüchtigt war, durch welche die Unschuld eines hingerichteten Dienstmädchens beurkundet wurde. Etwas Aehnliches bestätiget der Stein in einer Kirche unweit Chemnitz.

Der Blitz schlug einer Bildsäule den Kopf ab, der in das Bett der Tiber fiel, allein die Auguren zeigten genau den Punkt an, wo man ihn suchen müsse, und er ward glücklich gefunden.*) Ohne Zweifel haben sie, ihrer Sache gewiß zu sein, untrügliche Maßregeln genommen, so von der Art, wie man späterhin in diesem Flusse dieses, in jenem Walde jenes Marienbild, in dieser Grotte dieses oder jenes Heiligenbild fand. Die Länder der katholischen Christenheit strotzen ja von Dergleichen, und das gläubige Volk stirbt für die Wahrheit des Betruges, durch den Mürat sogar dem heiligen Januarius selbst die Nase wiedergab. Noch später, als er dieß Wunder bewirkte, erst 1824 ungefähr, wurde durch ein Kanichen, einen Hund und zwei Ochsen den Portugiesen ein Madonnenbild kund gethan, und feierlich dankte ihm

*) Cicero de divinatione I. §. 10.

der fanatische Pöbel, daß die constitutionelle Rotte vernichtet worden sei. Wehe dem, der solchem Pöbel den Schleier des Wunderwerks zu vernichten gesucht hätte! Unter den Bourbons kam ein solches Marienbild zum Vorschein, als ein Baum gefällt wurde.

Ein Beispiel von solchem Blendwerke, das aber für Den, welcher darin die Hauptrolle spielte, sehr unglücklich ablief, erzählt Pausanias.*) Zu Temessa mußte jährlich dem Schatten des Lybas eine Jungfrau geopfert werden. Ein Athlet, Euthymus, empört über die Barbarei, wollte ihr ein Ende machen. Er fordert den Schatten des Lybas zum Kampfe heraus, und dieser erscheint in der That, schwarz, furchtbar anzusehen, in einer Wolfshaut. Der unerschrockene Kämpfer greift ihn aber an, und das Gespenst stürzt sich, von Furcht oder Zorn überwältigt, in's Meer. Ohne Zweifel war ein Priester, wie es späterhin in Klöstern so oft geschehen ist, wenn man auf schwache Seelen einwirken wollte, das Gespenst. Um seine Schande nicht zu überleben, um nicht genöthigt zu sein, sich und seine Brüder mit Schmach zu bedecken, endete er lieber sein Leben, und überließ es dem Orden, ihn zu rächen, denn der Sieger verschwand nachher, und kein Mensch hat angeblich erfahren, wo und wie er gestorben sei. Die rachsüchtigen Priester in Temessa werden es wohl gewußt haben.

Auch im Oriente wurden später von Eingeweihten den Moslemim solche Streiche gespielt. Sinan Raschid-

---

*) Eliac. II. 6.

Eddin, ihr Oberhaupt, barg ein Mal in einer Höhle einen seiner Vertrauten, so daß nur der Kopf über die Fläche des Bodens hervorragte. Ein Becken umgab den Kopf dermaßen, daß er mit Blute umgeben, frisch abgeschnitten und darauf zu liegen schien. Er enthüllte das blutige Haupt seinen Schülern und fordert den Todten auf, ihm über Alles, was er seit seinem Tode gesehen habe, Auskunft zu geben. Das Haupt thut, wie ihm gesagt ist, und entwirft eine glänzende Schilderung. Lieber wollte er in dem bisherigen Glücke schwelgen, sagt der Todte, als wieder in's Leben zurückkehren. Er empfiehlt, als das einzige Mittel, zu solchem Genusse zu gelangen, unbedingten Gehorsam gegen Sinan's Befehle. Das ganze Schauspiel verdoppelt den Eifer, die Ergebenheit, den Fanatismus von dessen Schülern. Um späterhin sicher zu sein, tödtet er denselben, und das Wunder war nun um so unbezweifelter. Genau genommen ist hier Nichts, als das Taschenspielerkunststück vom abgeschnittenen Kopfe, das aber öfters täuschend genug dargestellt wird, um einen Augenblick selbst den mit dergleichen Blendwerken und Gaukeleien Vertrauten zu dupiren. Zu einer Zeit, wo es keinen Taschenspieler, dem Namen nach gab, wo alle dergleichen Kunststücke zu einem höheren Zwecke verwendet wurden, um Täuschung zu bewirken, Furcht und Achtung einzuflößen, Ansehen zu gewinnen, den Absichten des Gewinnes, des Ehrgeizes, der Hab- und Herrschsucht zu fröhnen, mußte so ein grober Trug der Sinne nothwendig ganz andere Wirkung haben. Den Beweis, wie reine Taschenspielerkunststücke bei rohen Völkern noch jetzt in der Art benutzt werden, können wir in allen Reise-

beschreibungen finden. Unsere Tausendkünstler der Art pflegen sich häufig einen Degen durch den Mund bis in den Magen einzuführen. In Europa sah man es zuerst von den indischen Gauklern, welche vor etwa 10—15 Jahren erschienen, und auch dadurch allgemeines Aufsehen erregten, obschon späterhin alle ihre Kunststücke von Deutschen und Italienern nachgeahmt worden sind, und dieses unter allen das Leichteste ist. Es versteht sich nämlich, daß der zu diesem Zweck gebrauchte Degen eine abgestumpfte Spitze, eine stumpfe Seitenfläche und sehr elastische Klinge habe. Ist die Reizbarkeit hinten im Munde so gewöhnt, daß die Spitze in die Speiseröhre gebracht werden kann, so gleitet die Klinge dann ohne Mühe bis in den Magen hinab. Da Speise- und Luftröhre gänzlich verschiedene Kanäle bilden, so wird das Athemholen hierbei so wenig gestört, daß ein Italiener selbst ein Licht ausblies, indem er den Degen im Magen hatte. Genug, die Sache ist Bagatelle, und kommt im wirklichen Leben öfters vor, wenn ein Kranker durch eine in den Magen gebrachte Schlundröhre ernährt werden muß, oder nach genommenem Gift durch eine Magenbürste gerettet werden soll. Aber das Blendwerk stammt aus Indien, und war sicher vor vielen Jahrhunderten nicht Taschenspieler- oder Gauklerkunststück, sondern diente in dem Vaterlande alles Priestertrugs wer weiß zu welchem Zwecke, und falls dieß Jemand nicht glauben wollte, so denke er an die Osagen, die rohe amerikanische Völkerschaft. Hier kann er die Zauberer derselben, die zugleich auch ihre Priester, Aerzte und Weise sind, sich ein Fleischermesser in die Gurgel stoßen sehen, daß das Blut

herauskommt. Unser Pöbel staunt noch jetzt, wenn er so eine Gaukelei sieht, aber sieht nur darin Etwas, das ganz natürlich zugeht, ob es ihm schon ein unerklärliches Kunststück ist. Der Osagenpöbel betet in Ehrfurcht zu der Gottheit, welche seinen dieß Kunststück übenden Zauberer schützt, und sinkt in Ehrfurcht vor diesem selbst nieder.

Auch in Europa würden sich Beispiele von solcher Art des Priestertrugs auffinden. Die Wasserprobe bei den Hexenprozessen hing hauptsächlich von der Art ab, wie die Opfer derselben gefesselt wurden. Sie konnten, begünstigt, oder schon im Voraus verdammt, zum Schwimmen oder Untertauchen geeignet sein, je nachdem ihre specifische Schwere zur Tiefe des Wassers gefördert, oder gemindert wurde. In der Bretagne hatte man im Mittelalter ein eisernes Halsband, das Den, welcher fälschlich aussagte, erwürgte, und den Wahrheitehrenden nicht verletzte. Ein Priester legte es um, und hatte es sicher in seiner Gewalt, die Wahrheit ungestraft zu lassen, welche ihm unschädlich oder gar vortheilhaft dünkte. Unsere Taschenspieler haben öfters eine Wage, die zur Unterhaltung der Zuschauer ihre Schalen auf Befehl des Künstlers steigen oder sinken läßt. Unsere gläubigen Vorfahren hatten hier und da eine Sündenwage, und in Hindostan ist noch jetzt eine solche Wage ein schreckliches Ding. Sie gibt das Leben eines Angeklagten ganz in die Hände des Priesters, der dieselbe in seiner Gewalt hat. Ist der Angeklagte schuldig, dann mehrt sich das Gewicht desselben, welches schon vorher ermittelt war. Wenn einige religiöse Vorbereitungen Statt gefunden hat-

ten, setzt man ihn auf die eine Schale, das Gewicht zu erforschen; man legt dem Opfer die Anklageakte auf den Kopf, und wiegt ihn auf's Neue. Ist er jetzt leichter als zuvor, so gilt er als unschuldig, im Gegentheil ist das Verbrechen dargethan. Rührt sich die Zunge der Wage gar nicht, so beginnt die Sache von Neuem, denn es muß ein Unterschied im Gewichte herauskommen, sagt das heilige Buch der Hindu's, und wenn ein heiliges Buch irgendwo so Etwas verspricht, gibt es auch bei dem Erklären desselben sicher ein Mittel, diesem Worte Nachdruck zu geben.

Selbst bei ganz rohen Völkern findet man solche Kunststücke. Als Laing sich auf seiner Reise im Innern Afrika's unter den Sulima's aufhielt, so sah er eine Menge Krieger ihre Gewehre gegen einen Führer halten, der ihnen seinen Talisman entgegenhielt. Die Flinten versagten alle. Sie schossen jetzt nach einer andern Richtung, und gingen nun los. Dieß Kunststück ist in der That eines Bosko werth, denn selbst dieser würde nicht gleich die Aufgabe lösen können. Zum Zweck hatte es ohne Zweifel, dem großen Haufen Muth einzuflößen, und ihm die Gewißheit zu geben, daß man im Besitze eines solchen Talismanes kein feindliches Gewehr zu fürchten habe. Dergleichen Talismane waren ja in Europa während des siebenjährigen Krieges noch unter dem Namen Passauer Zeddel üblich. Wer im Besitze eines solchen war, glaubte gegen Hieb und Stich und jede Kugel sicher zu sein. Im Lande der Birmanen lernten die Engländer eine große Schar unverwundbarer Soldaten kennen, die mit der größten Kühnheit dem Tode in der

Ueberzeugung Trotz boten, daß sie ihn nicht zu fürchten hätten. Als in Europa die Taschenspielerkunst bereits halb und halb anerkannt war, so daß Einer, der sie übte, bald in Gefahr kam, für einen Hexenmeister angesehen zu werden, bald aber auch als Saccularius oder Cancu-lator nur angestaunt wurde, fanden doch eine Menge jetzt ganz gewöhnlicher Taschenspielerstückchen noch ihre Stelle in der Reihe von Werken des Teufels, d. h. der Zauberei. Frommann*) rechnet dahin z. B. ein Glas, eine Kette zu zerbrechen, eine Serviette zu zerreißen, und sie dann wieder herzustellen, als ob sie gar nicht verletzt worden wären. Denkt man sich, daß Menschen, die Dergleichen in solcher dunkler Zeit verstanden, es dazu benutzen wollten, Bewunderung, Furcht, Achtung, Gewinn einzuernten, statt sich damit zu begnügen, Staunen, Scherz und Lust zu bewirken, so wird man auch zugeben, daß es sehr häufig Taschenspieler gab, die als Heilige, als Wunderthäter da standen. Man denke nur, wie weit es Manche dergleichen brachten. Der Taschenspieler Komus sagte einer Person die Karte in's Ohr, welche sich ein Anderer dachte, und er hat dieß Kunststück so oft und in einem Kreise von Männern und Frauen geübt, welche hohe Wetten darauf eingingen, daß dieß unmöglich sei, welche über dem Verdachte erhaben blieben, als könnten sie mit ihm einverstanden sein. Indessen auch schon Bacon hat ein Aehnliches in England gesehen, und damals war noch die Zeit, wo so Etwas auf den Scheiterhaufen führen konnte. „Er sagte einem der Zuschauer

---

*) De Fascinat. S. 583.

leise in's Ohr, was Der oder Jener für eine Karte im Sinne habe," erzählt er von einem Taschenspieler seiner Zeit*) und meint allerdings, daß hier wohl eine Verabredung Statt gefunden haben möge, aber doch habe er keinen Grund, dergleichen zu vermuthen. Es versteht sich, daß alle solche Dinge ganz natürlich zugehen, aber um so mehr einwirken müssen, wenn ein mit ihnen Unbekannter sie von Männern ausüben sieht, denen er bereits im Voraus Achtung und Ehrfurcht schuldig zu sein glaubt. Wenn einem solchen Eingeweihten die Aufgabe gestellt ist, ein Loos nach seiner Willkür zu leiten, wie gering wird sie ihm erscheinen? Die Entscheidung ist in seine Hand gegeben, und er wird sie sich nicht rauben lassen, sobald sie ihm nur Vortheil gewährt. Je mehr die Zeit zurück war, desto mehr sah man im Loose den Ausspruch der Gottheit. Selbst die erste christliche Gemeinde nahm ihre Zuflucht dazu, als ein neuer Apostel gewählt werden sollte, und Origenes findet darin einen Beweis von Demuth, weil die Apostel so dem Willen Gottes anheim stellten, was ihnen selbst zu thun gestattet gewesen wäre. Die Achtung für einen so erlangten Ausspruch des Himmels ging so weit, daß Origenes die Engel im Himmel über die Länder loosen läßt, welche jedem zur Beaufsichtigung zufallen sollen, und noch vor etwa einem Jahrhunderte behauptete ein holländischer Geistlicher, Dejencourt, daß jedes Kartenspiel eine Sünde sei, weil es dem Loose überlassen bleibe, ob man gewinnen oder verlieren solle. Selbst der weise Plato hielt viel darauf, allein

---

*) Sylva Sylvar. X. 746.

allerdings gab er auch zu, daß man sich nicht völlig darauf verlassen dürfe. Er zeigt vielmehr, wie es nur ein Mittel mehr sei, auf die große Menge täuschend einzuwirken. Die Heirathen sollten in seiner Republik durch's Loos vermittelt werden, aber die Behörde selbst dasselbe durch irgend ein Mittelchen leiten, daß sie immer nach ihren Absichten ausfallen müßten. Zugleich müßte dasselbe hinlänglich versteckt sein, um die jungen Paare, wenn die Ehe nicht glücklich ausgefallen wäre, in keiner Art daran denken zu lassen, daß etwas Anderes, als das Loos entschieden habe.

In der Art, wie Plato wollte, ist das Loos oft genug angewendet worden. Der Wille der Gottheit sollte dadurch erforscht werden, und der eines Priesters oder Staatsmannes that sich unter dieser Maske kund. Des Herren Zorn war gegen Israel entbrannt, weil ein Verbrechen geübt war; Israel erlag daher dem Arme und Schwerte seiner Feinde. Aber der Schuldige mußte erforscht, bestraft, dem Jehovah Genüge gethan werden, und so warf man das Loos erst über den Stamm, zu welchem der Strafbare gehörte, dann geschah dasselbe in Betreff der Familie dieses Stammes, und endlich über die Einzelnen. Das Loos traf einen gewissen Achan, welcher auch bekannte, daß er die That vollbracht habe.*) Josua hatte durch Mittel und Wege, wie sie jetzt jeder Polizeidirektor weiß, den Schuldigen im Geheimen längst ermittelt, ohne den Beweis führen zu können. Er nahm daher zu einem Mittel seine Zuflucht, das den Schuldigen

---

*) Josua VII, 14 fg.

durch Schrecken und Gewissensangst zum Geständniß brachte. Seine Macht mußte auf's Neue dadurch gewinnen. Es würde Jeder umsonst versucht haben, sich gegen ihn aufzulehnen, da nöthigen Falls Jehovah selbst jeden Ungehorsam entdeckte. Durch's Loos wird Saul zum Könige erhoben, d. h. Samuel, das Vorbild aller herrschsüchtigen Priester, erhebt einen jungen, unbekannten Mann zum König, in der Hoffnung, seinen Günstling immer leiten zu können, seine Macht, wenn auch nicht dem Namen nach, immer geltend machen zu können, in ihm keinen König, sondern einen nachgiebigen Diener zu finden. Er täuschte sich, und Saul ward das Opfer des priesterlichen Zornes. Er selbst sollte erfahren, wie das Loos seine Macht beschränke. In unbesonnenem Eifer gebietet er dem Volke ein strenges Fasten, bis den Philistern der Rückzug verlegt sei, aber der hohe Priester, über den Erfolg solcher Maßregel befragt, gibt keine Antwort. Der König befragt das Loos über den Mann, der das von ihm gebotene Fasten gebrochen habe. Es fällt auf ihn und seinen Sohn Jonathan. Noch ein Mal muß das Loos entscheiden, und der Sohn ist aus Mangel an Kenntniß ungehorsam gewesen. Doch des Todes soll er sein, und nur das Murren des ganzen Volkes rettet ihm das Leben. Saul sieht sich genöthigt, abzustehen; die unbeschränkte Macht ist dahin, und sicher hatte die Kaste der Priester das Loos wohl zu leiten gewußt. Es sollten ihm von der Seite her noch schmerzlichere Erfahrungen bereitet werden. Nicht Mitleid hatte das Leben Jonathan's gerettet. Mit kaltem Blute und schneidendem Hohne ermordete ja Samuel den unglück-

lichen jungen König der Amalekiter, dem Saul das Leben geschenkt hatte.*)

In der Profangeschichte haben wir eine Menge Seitenstücke hierzu. Nabuchodonosar hat seine Pfeile gegen Ammon und Jerusalem gerichtet, er weiß nicht, welchem von beiden Staaten es gelten soll. Er wechselt sie unter einander, und schießt, blind zugreifend, den ab, welcher entscheiden mag. Es ist der gegen Jerusalem bezeichnete.**) Jerusalem's Schicksal hing von so einer Kleinigkeit ab, und was hat sich Alles an Jerusalem's Schicksal geknüpft? Siebzehnhundert Jahre später fand diese Anwendung des Looses ein Seitenstück. Alexis Komnenus wollte wissen, ob er die Cumanen angreifen dürfe, oder nicht, ob er eine Schlacht liefern, oder eine belagerte Feste entsetzen solle. Er weiß sich nicht anders zu rathen, als daß er zwei Bilder auf einen Altar legt. Das, welches ihm nach einer im Gebete zugebrachten Nacht in die Augen fällt, soll den Ausspruch thun. Auf gleiche Weise entschied man in einem ähnlichen Falle zu Venedig

---

*) Alfieri hat dieß trefflich gezeichnet in Saul:

— — A. *Samuel* parea
Grave delitto il non aver io spento
L'Amelechita re, coll' armi in mano
Preso in battaglia; un alto re, guerriero,
Di generosa indole ardita, e largo
Del proprio sangue a pro del popol suo.
Misero re! — —
— — Reo di *coraggio*
Parve egli *al fero Samuel*; tre volte
Con la sua man *sacerdotale* il ferro
Nel petto inerme ei gl'immergea!
Atto IV. Sc. 4.

**) Ezechiel XXI, 19—22.

unter dem Doge Domenicho Michieli. Es war in Venedig bei der Wahl von Senatoren und dergleichen sehr gewöhnlich, zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, allein, daß der Senat zu einer Zeit, wo er in voller Kraft und Besonnenheit wirkte, dadurch über einen Feldzugsplan entschieden hätte, ist nicht glaublich. Das Loos mußte wahrscheinlich hier nur dazu dienen, die Menge zu blenden, welche nicht Lust hatte, den dadurch bezeichneten Ort anzugreifen und zu erobern. Jetzt schien, was bis dahin für Eigensinn des Senats, der Feldherrn, gegolten hatte, Ausspruch einer höheren Stimme. In Venedig galten alle Mittel:

Für große Menschen ist das schwache Volk
Geboren; glauben soll's, bewundern und gehorchen!

Was den gewandten griechischen Kaiser Alexis betrifft, so hatte bei ihm das Loos wohl nicht zu entscheiden. Allein sein Volk war bereits ganz entartet; Ehre und Volksgefühl längst erloschen. Nur der Aberglaube stachelte es noch ein Wenig. Es glaubte nur an Heilige und Priester und himmlische Eingebungen. Was blieb dem Kaiser übrig, als zu solchen Mitteln zu greifen, da nun einmal kein anderes anschlagen wollte? Nabuchodonosar hatte vielleicht ebenfalls sich längst entschieden gehabt. Aber es lag ihm daran, seinem Entschlusse den Stämpel einer höheren Macht und himmlischen Fügung aufzudrücken, und die rohe Masse so sicher im Zaume zu halten. So lange die Welt steht, war es zu allen Zeiten üblich, die große Menge am Faden der Leichtgläubigkeit zu leiten, und sie zum Schein mit ihr zu theilen. Die Art, wie es geschah, wich nach Maßgabe des Orts und der Zeit,

in mannichfachen Richtungen von einander ab, um den Sitten, der Wirkungsweise, dem Grade der Bildung zu entsprechen, aber im Wesentlichen blieb es sich gleich, so, daß noch Friedrich II. im Geheimen Unterricht für seine Generale empfahl, bei Kriegen die Religion in Betracht zu ziehen, und den protestantischen Bewohnern eines katholischen Landes vorzuspiegeln, daß man hauptsächlich ihren Schutz im Auge habe. Die rohesten Völker lassen daher von solcher Benutzung der Leichtgläubigkeit eben so gut Spuren auffinden, wie die gebildetesten noch im neunzehnten Jahrhunderte.

Das Oberhaupt eines brasilianischen Stammes hatte einmal, von den Holländern gereizt, die Waffen gegen einen Stamm ergriffen, und bauete auf die Unterstützung seiner weißen Freunde, bis bei ihm der Verdacht rege ward, daß er die Katze sein solle, welche für die holländischen Affen die Kastanien aus dem Feuer lange. Er befragte, in Gegenwart des holländischen Abgeordneten, seine Götter. Aus der Höhle, wo geopfert wurde, aber kam eine Stimme, welche eine Niederlage und allgemeine Flucht verkündete, wenn man kämpfe, ehe noch die erwartete Hilfe da sei. Bis zu dem Eintreffen dieser müsse man sich vor dem Feinde zurückziehen. Und dieß that der Wilde; er vermaß sich hoch und theuer, daß er gehorchen wolle; er ging auf das Gebiet zurück, wo die Holländer standen, er ergriff das beste Mittel, ihrem Zaudern ein Ende zu machen. An sich war der Wilde aber klüger, wie der kluge Holländer in seinem Lager, denn dieser glaubte steif und fest, daß der Houba oder Teufel den Rath gegeben habe. Ohne den Teufel konnte da-

mals Niemand fertig werden. So grob die List war, welche der Wilde anwendete, so wenig durchschaute sie ein Europäer, welcher einmal dem Teufelsglauben anhing. Irgend ein Priester der Tupayen,*) welcher in der Hütte steckte, aus der das vermeinte Drakel kam, lachte sicher mit dem Häuptling seines Volkes, daß die Komödie so gut gespielt wurde.

Die römische Geschichte hat, gleich der griechischen, Nachrichten von eiu paar Wundern, die, wenn sie dem Scheine nach Statt fanden, schwer zu erklären sind. Der Augur Nävius hatte die Anmaßungen des Königs Tarquinius Superbus im Namen der Religion angegriffen, und der König forderte ihn daher angeblich auf, einen Beweis von seiner Weisheit zu geben. Er sollte sich darüber erklären, ob ein vom König gefaßter Vorsatz in der Ausführung nicht unmöglich sei. Der Augur behauptete dieß. Und nun äußerte der König, daß er nichts Anderes beabsichtige, als einen großen Stein mit einem Schermesser durchschnitten zu sehen. In Gegenwart von allem Volke that es der Augur, wie Dionysius von Halikarnaß und Livius melden. Vermuthlich hatte Tarquinius, falls die Sache überhaupt nicht ein Tempelmährchen, und eine priesterliche Aufschneiderei ist, eingesehen, daß er auf einen gefaßten Plan verzichten müßte, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, und den Wiederstand des Augurs zu bedeutend gefunden, um ihm ferner Trotz zu bieten. Es kam darauf an, sich mit Ehren aus der Sache zu. ziehen, und so war mit dem Augur das

---

*) Voyage de Roulox Baro 1647. Kap. 75 u. 84.

Wunder verabredet. Er gab den Göttern selbst nach; der Augur war Diener derselben, und die Ehre des Einen litt keinen Eintrag, die des Andern gewann offenbar dabei. Das Drakel von Delphi gab auf's Bestimmteste an, was Krösus in seinem Palaste zu Sardes gerade in dem Augenblicke, wo es antwortete, vorhabe. Die Sache war auf Schrauben gestellt. Lydiens König zog das Drakel unter dem Vorwande zu Rathe, über seine Plane in's Reine zu kommen, eigentlich aber hatte er nur zum Zweck, die benachbarten Völkerschaften zu einem Bündnisse zu bewegen, und das Drakel sollte durch glänzende Versprechungen das Hilfsmittel werden. Die Art, wie sich Apollo hier, und in allen ähnlichen Fällen, herauszog, erinnert an die Kunstgriffe, welche in späteren Zeiten von Wahrsagern und Zeichendeutern, und solchen Leuten immer und immer befolgt worden sind. Mechanische Hilfsmittel, die Sinne zu täuschen, zufällige Umstände, klüglich benutzt, zweideutige Rede, die nach dem Erfolge erst vollkommen erkannt wurde, Leichtgläubigkeit, gewisse Schranken, über welche hinaus keine Frage frei stand, und vieles Andere mußten das Ihrige thun, den Ruhm des Apollo zu erhalten, das Vertrauen der Rath Suchenden zu nähren; Apollo gestattete keine Frage zu thun, als in sofern sie Gegenstände betraf, die der Sterbliche wissen darf, dadurch war jede ausgeschlossen, deren Beantwortung seinen Priestern unmöglich gewesen war. In Italien vertrat die Sibylle seine Stelle; sie schrieb ihre Worte auf einzelne Blätter, die der Wind davon führen konnte. Hier gab es leicht Lücken, und so Ausflüchte genug, wenn ihr Wort dunkel, unzureichend, unbestimmt, unerfüllt blieb. In Indien

gibt es eine kolossale Statue des Schiva, hinter welcher eine Treppe zu einem bequemen Sitze führt, wo vermuthlich der Bramine seinen Sitz nahm, wenn ein einfältiger Hindu Schiva's Weisheit befragte. Auch hierbei mag nun wirklich, was jetzt uns zur Unterhaltung dient, einst eine viel ernstere Rolle gespielt haben. Wenn ein Bauchredner jetzt nur täuschen will, um auf seiner kleinen Bühne einen Kreis lachlustiger Zuschauer und Zuhörer zu unterhalten, so konnte er in jener Zeit einen Gott reden lassen, denn Niemand sah an ihm die Bewegung der Lippen, Niemand konnte an ihn denken, wenn er seine Stimme aus der Erde kommen ließ, oder sie sonst einem fernen Gegenstande entfloh. Die angebliche Hexe von Endor, welche dem unglücklichen Saul Rath geben sollte, war sicherlich eine Bauchrednerin, die Samuel's Stimme ohne große Mühe nachahmte, und den schon ohnedieß ganz betäubten König täuschte.*) Die Zauberer und Zauberinnen ließen sich, nach Jesaias **XXIX**, 5, überhaupt in dumpfen, schwachen Tönen vernehmen, als ob sie aus der Erde murmelten. Die Griechen nannten ihre Priesterinnen des Apollo zu Delphi häufig Engastrimythes, und lassen ein Aehnliches durch diesen Namen vermuthen. Wenn Pythagoras zum Flusse Nessus spricht, und dieser deutlich mit einem: Heil dir, Pythagoras! antwortet, was bleibt uns da übrig, als an Bauchrednerei zu denken? Apollonius hörte in Oberägypten einen Baum reden. Die Stimme kam sehr deutlich heraus, war aber schwach, und glich der einer Frau. Der Baum sprach

*) Fl. Joseph. ant. jud. VI, 15.

auf Befehl des Oberhauptes von den Gymnosophisten, welcher an einem passenden Orte*) einen Bauchredner oder eine Bauchrednerin versteckt gehabt haben mag. Die heiligen Eichen von Dodona haben sicher auf gleiche Art gesprochen. Die Bauchrednerkunst ist sicher uralt, denn sie beruht so sehr auf natürlichen Anlagen, daß sie, von diesen unterstützt, sich gleichsam von selbst entwickelt, ohne diese aber nicht erlernt werden kann. Der bekannte Bauchredner Fritz, der vor den Augen von Hunderten, mit welchen er zusammensaß, die mannichfachsten Stimmen in der burleskesten Art und in den verschiedensten Entfernungen hören ließ, war ganz und gar von selbst dazu angeleitet worden. So lange aber die Sache noch Geheimniß blieb, mußte sie als übernatürliche Stimme von einem Gott selbst zu kommen scheinen. So sah sie ein Missionär von einem Wahrsager in China anwenden. Da die Negern mit dieser Rede bekannt sind, so mag man sicher auch die griechischen Priester bereits, die von Aegypten und Palästina, damit vertraut halten. In St. Thomas verbrannte man zu Anfange des 18. Jahrhunderts einen Neger, der ein thönernes Bild, und den Spazierstock eines Colonisten hatte sprechen lassen. Er galt für einen Zauberer, für einen Teufelskünstler, denn an eine andere Ursache, als den Teufel, konnte man damals nie denken. Jetzt ist es auch in Westindien etwas besser. Leichtgläubige Colonisten befragen zwar noch öfters einen solchen aus dem Bauche redenden Sklaven, aber nicht, um ihn dann als Zaube-

*) Philostr. in vita Apollon. VI, 5.

rer verbrennen zu lassen, sondern um die Schuld von einem seiner Mitsklaven zu ermitteln, der dann, schuldig oder nicht, durch die Aussage überwiesen, gezüchtigt wird.

Daß bei den Orakeln Alles auf absichtlichen Betrug hinausgelaufen sei, darf man darum nicht annehmen. Warum soll denn nicht ein in der Bildung höher Stehender Rath geben können, wenn ihn ein Unkundiger darum anfleht? Warum soll nicht öfters eine Clairvoyante bisweilen ihre Aussprüche gethan, und dabei etwas weiter gesehen haben, als Andere? Warum endlich soll es nicht begeisterte Männer und Frauen gegeben haben, die in der That der Meinung waren, daß eine Gottheit durch sie spreche? So mögen oft die Velledas der alten Deutschen von dem Wirbel, von dem Wogen und Rauschen ihrer Ströme, von dem Brausen des Waldes, in einen Zustand der Entzückung versetzt worden sein, und so gewahrsagt haben. Die Pythia des Apoll's scheint durch Dünste, welche die Höhle von Delphi entwickelte, in einen solchen Zustand gerathen zu sein. Nach Pindar und Plutarch war die Menge dieser Dünste so groß, daß sie bis in die Zelle drangen, wo sich die Fragenden aufhielten,*) des Orakels Antwort zu erwarten. Dem Geruchssinne thaten sie sehr wohl. Vielleicht mischte sich der Dunst von Rauchwerke mit dem aus einer Höhle steigenden Gase. Außerdem melden andere Nachrichten, daß die Pythia Lorberblätter kaute, die, wenn die Priestergilde sonst wollte, mit betäubenden Stoffen geschwängert

*) Pindar. Olymp. VII, 59. Plutarch. de Oracul.

sein konnten. Kurz, etwas Ungewöhnltches liegt hierbei vor. Die Pythia wurde in einen exaltirten Zustand versetzt; es ergibt sich dieß schon aus der Versicherung, daß sie, hatte sie auf dem Dreifuße gesessen, gemeiniglich krank war. Beim Orakel zu Didymus war etwas Aehnliches. Eine heilige Quelle ließ eine Menge Gas ausströmen, welches von der Priesterin lange zuvor eingeathmet wurde. Bei einem andern Orakel berauschte sich der Priester mit einem solchen. Es hatte Verkürzung des Lebens zur Folge, sagt Plinius,*) und ob dieß begründet oder unwahr sei, kann uns zwar gleichgiltig bleiben, aber es bezeugt doch, daß hier auf eine ungewöhnliche Art ein Zustand von halber Bewußtlosigkeit herbeigeführt wurde.

Oefters mußte auch die Musik zu dergleichen dienen. Sie begeistert reizbare Gemüther sehr leicht, und läßt sie also wohl auch meinen, daß die Stimme der Gottheit durch sie laut werde. Bei den alten Hebräern sogar suchten die Prophetenstimmen dadurch rege zu werden. Bei einem Stamme der Hindu's geschieht ein Aehnliches noch jetzt. Die Barvas oder Seher singen und spielen heilige Weisen, und fallen dann in einen halb wahnsinnigen Zustand, wo sie, unter den wunderlichsten Geberden die Zukunft offenbaren. Hier ist also überall, wenigstens von Haus aus, wohl an keinen absichtlichen Betrug gedacht worden. Der Fragende und der die Antwort Gebende waren ursprünglich wohl überzeugt, Jener, daß man die Mächte des Himmels befragen könne, Dieser, daß sie Antwort geben wollen! Mais — c'est le premier

---

*) Hist. nat. II, 105.

pas, qui coute! Was urſprünglich nur dem gläubigen Gemüthe entſproß, das einer überirdiſchen Macht vertraute, und Troſt, Hilfe, Rath von ihr erwartete, mußte ſpäterhin ein Opfer des Prieſtertrugs werden, der ſich nicht gern die Gaben der Dankbarkeit entzogen, ſondern dieſe vielmehr recht zahlreich kommen ſehen wollte, womit die Gläubigen dem Altare, dem Tempel naheten. Nicht bloß die Prieſterin des Apollo ward zum Werkzeug in ſolcher Hand; die Fragenden ſelbſt wurden von Liſt und Trug und Täuſchung umgarnt. Man ſuchte ſie in eine ungewöhnliche Stimmung zu verſetzen. Flöten und Pauken und andere Inſtrumente erregten einen Rauſch der Sinne, der ſie für die Worte des Drakels empfänglicher machte. In anderen Tempeln offenbarte ſich die Gottheit dem Fragenden in Träumen, zu welchem Zwecke Beſchwörungen und Räucherungen vorhergingen. Daß zum Räuchern wieder ganz eigenthümliche Stoffe kamen, läßt ſich, eben weil ſie Schlaf und Träume herbeiführten, leicht denken. Sie machten, verſichert Jamblich, das Gemüth für die Einwirkung der Gottheit empfänglich. Junge und einfältige Menſchen eigneten ſich beſonders dazu, auf ſolche Art mit einer Antwort durch den Traum erfreut zu werden. Die Urſache fällt in's Auge. Genug, oft war jedes ſolches Drakel reiner Trug, begründet durch Anwendung eines Mittels, das zu ſolchem Zweck ſorgſam gewählt wurde. Oft dagegen mag aber das Mittel gewählt worden ſein, indem in der That die Ueberzeugung herrſchte, daß die Gottheit die ihr treu Dienenden auf ſolche Art unterrichte, und durch ſie wieder Andere unterrichtet wiſſen wolle. In den einzelnen Fällen dieß von einander

zu unterscheiden, ist unmöglich. Wenn dort im Traume die Erleuchtung von Oben kam, der Priester hier von einer, sein Leben verkürzenden Quelle deßhalb trank, die Priesterin in Delphi ein betäubendes Gas einhauchte, das ihre Gesundheit selbst störte, die deutschen weissagenden Jungfrauen und Frauen mit unverwandtem Blicke auf die Wirbel und Strömungen des Wassers schauten, die hebräischen und ostindischen Seher sich durch die Töne der Musik betäuben: so können ungewöhnliche Erscheinungen im Seelenleben nicht außenbleiben. Es ist aber dann im einzelnen Falle zweifelhaft, ob deßhalb absichtlicher Betrug erzielt wurde; ob der Betrüger, der dann aber nicht einmal diesen Namen verdiente, nicht vielmehr selbst betrogen oder getäuscht war. Vieles war sicher zunächst auf ganz einfache, wohlgemeinte Erfahrungen und Beobachtungen begründet, von denen späterhin nur die eingeweihte Priesterkaste den eigentlichen Grund wußte, und wohl — auch nicht wußte. Die Alten pflegten nicht leicht etwas Wichtiges im öffentlichen Leben zu thun, ohne erst die Meinung der Götter zu erforschen. Sie schlachteten ein Opfer, und suchten aus den Eingeweiden desselben zu erfahren, ob eine Colonie da, wo sie es beabsichtigten, anzulegen sei. Welcher Zusammenhang waltete zwischen Beiden ob? Dem Scheine nach keiner. Allein der Augur, der Aruspex, konnte aus den Erstern, in sofern sie frisch und gesund waren, gar wohl einen Schluß auf die Pflanzenwelt, auf den Boden machen, und so die ihm gestellte Frage wohl mit Ja oder Nein beantworten. Wie hier, so liegt allem Volksglauben gewöhnlich Etwas zum Grunde, das ursprünglich wohlgemeinter Erfahrungssatz

war. So herrschte in Liefland und Esthland schon vor Jahrhunderten die Meinung, daß man die Heimchen in einem Hause nicht durch Feuer vertilgen dürfe, denn die, welche man nicht tödte, vernichteten dann Wäsche und Kleider. Wenn man ein Haus bauen wolle, müsse man erst wahrnehmen, welche Art von Ameisen einem auf der Baustelle entgegen komme: ob es die große gelbe, oder die schwarze sei, oder die kleine rothe. Im ersten Falle könne man immer bauen, im andern müsse man eine andere Stätte suchen. Letztere aber richtet in den Vorräthen, die zur Nahrung dienen, erstaunliche Verheerungen an, und wird ihrer Seits von den beiden ersteren Arten auf Leben und Tod verfolgt. Jetzt sieht man, wie der allgemein hingestellte Satz etwas sehr Richtiges bezeichnet. Die Heimchen stellen den Insekten nach, besonders tödten sie die Ameisen. Aus diesem Grunde hat man sie auf dem Lande gern, und selbst ihr Name deutet schon auf das Letztere hin. Indem man sie schützen wollte, drohte man Dem, welcher etwa auf den Gedanken käme, sie durch Rauch zu tödten, mit Zerstörung aller seiner Habe. Zu einer Zeit, wo die Kultur nur geringe Fortschritte gemacht hatte, konnte eine solche Bemerkung und Aeußerung zu Ehre und Ansehen führen. Näbius, der Augur, verrieth schon in früher Jugend das große, ihm beiwohnende Talent der Art. Er suchte nach einer herrlichen Traube, sie den Göttern zu opfern, und befragte deßhalb den Flug der Vögel, d. h., er sah, wohin diese den Flug in den von ihm erwählten Weinberg nahmen. Natürlich eilten sie den reifsten Trauben zu, und was an sich nur Beweis von einiger Beobachtungsgabe, von

einigem Scharfsinne im jugendlichen Alter war, galt damals als Beweis von Seherkraft. Hätte Gassendi damals gelebt, so würde man ihn auch angestaunt haben. Er zeigte als Knabe auf der Schule, daß nicht der Mond vom Winde fortgetrieben werde, sondern ein Heer von Wolken, welches sich zwischen ihm und seinen Mitschülern befand. Kurz, wenn wir von alten Wundern lesen, so können wir sicher annehmen, daß sich der Wunderthäter jedes Mittel gestattete, durch welches er eins zu bewirken hoffte. Redeform, Täuschung der Sinne, Beobachtung und Anwendung natürlicher Kräfte, Wahrheit, Irrthum. Es galt ihm nöthigen Falls Alles gleich. Das mächtigste Mittel aber blieb ihm stets jenes schauerliche Dunkel, womit sich die fromme Scheu am liebsten befreundet, in welches sich die Gottheit, wie die Natur selbst, so gern zurück zu ziehen pflegt. Die Gottheit wird ehrwürdiger, sagten die Alten, wenn man sie mit einem geheimnißvollen Dunkel umgibt; man ahmt im letztern Falle die Natur nach, welche sich auch gern dem menschlichen Auge verbirgt.

V.

Wenn wir in den Alten nur sehr wenige, und äußerst selten klare Andeutungen über die Hilfsmittel finden, welche angewendet wurden, die große Menge durch Staunen, Bewunderung, Schreck, Furcht, zu lenken, zu beherrschen, oder mit Ehrfurcht zu erfüllen: so darf uns dieß wenig wundern. Manche Kenntniß, welche in's Gebiet der Chemie, der Physik, der Mechanik einschlägt, mag ganz und gar verloren gegangen, und erst wieder nach geraumer Zeit neu zu Tage gefördert worden sein, alle solche Kenntnisse aber waren das Eigenthum von Geweihten, welche die Schätze ihrer Weisheit um keinen Preis kund thun konnten und wollten. Sie wollten nicht; der allgemeine Grad der Bildung schied sie von den Menschen, die nicht zu ihrem Kreise gehörten, dermaßen ab, daß sie stolz auf dieselben herab sahen; der Preis, mit welchem sie die Aufnahme ihrer Weihe erkauft hatten, war in jedem Betrachte zu groß gewesen, als daß sie so für Nichts, und wieder mit Aufopferung derselben die erkauften Kenntnisse vor die Füße eines Jeden hingeworfen hätten. Die Herrschsucht machte ihre Rechte

ebenfalls geltend. Macht, Ehre, Gewalt waren zu süße Früchte des erlangten, aber eben darum zu bewahrenden Geheimnisses. Indessen, wenn nun auch Einer ja alle solche Forderungen des Egoismus besiegt gehabt hätte: er konnte nicht gewisse Schranken überschreiten; der Tod wäre ihm gewiß eher von Seiten der anderen Geweihten geworden, hätten sie solchen Mißbrauch von ihren Kenntnissen machen sehen. Endlich beruhete das Ganze auf einer Schrift, vielleicht auf einer Sprache, die man erst mühsam lernen mußte, um in die Geheimnisse der Natur und Kunst selbst eindringen zu können. „Wenn die Gelehrten," sagte einmal Michaelis, „über eine Sprache übereinkämen, die nur von ihnen erlernt und benutzt würde, so würden sie auch im Besitze der Wissenschaft allein sein. Die große Masse wäre dann ihren gelehrten Betrügereien Preis gegeben. In Aegypten war dieß der Fall zu einer Zeit, wo alle Entdeckungen in Hieroglyphen niedergeschrieben wurden." Michaelis hätte noch ein späteres Beispiel anführen können. Auch die lateinische Sprache war einmal nahe daran, alle Geheimnisse der Religion dem Sinne, dem Verstande der großen Menge unzugänglich zu machen. Denke man sich nur alle in's Gebiet der Elektricität einschlagenden Kenntnisse in eine nur einem gewissen Kreise von Menschen bekannte Sprache gehüllt. Würde es dann wohl diesen schwer werden, jene Erscheinungen des Funkens, Blitzes u. s. f. als Wunder darzustellen, und eine darauf gegründete Priesterherrschaft zu gründen? Und dieß eben war im Alterthum allgemeine Tempelsitte. Alle besaßen eine Sprache, eine Schrift, welche besonders erlernt werden mußte, welche der großen

Menge ganz unbekannt blieb. Wir kommen da gleich wieder auf den Gebrauch zurück, welchen die römisch-päpstliche Hierarchie von der lateinischen Sprache machte. Die Namen, wodurch sie so manche Ceremonien und Gebräuche der Kirche bezeichnete, die Formeln, welche sie dabei in Anwendung brachte, waren Niemandem, als dem Priester bekannt, es mochte derselbe am Tajo, oder in Rom, in China oder in England fungiren. Das Volk sah und hörte Jahrhunderte lang, aber verstand und begriff nicht. Zum Theil ist es noch heute der Fall!

In Asien gibt es Sprachen, die nicht mehr geredet werden. Man hat nur Schriften in ihnen. Der Sanscritt gehört dahin. Die Schriften aber, welche in ihm existiren, handeln nur von der Religion. Auch in Europa haben wir so eine heilige Sprache zu bemerken Gelegenheit, die hebräische; denn die wenigen Juden, welche, ohne Rabbiner zu sein, etwas von den Geboten verstehen, welche sie in hebräischer Sprache herplärren, kommen kaum in Betracht, und eben darum dringen alle gebildete Israeliten darauf, ihren Gottesdienst in der Landessprache halten zu dürfen. Indessen auch die lateinische Sprache hätte eine solche heilige Sprache werden können. Sie war bereits in allen Ländern die einzige beim Gottesdienste geworden, und alle Gebete, alle Ceremonien wurden in ihr verrichtet, ohne daß, die Geistlichkeit ausgenommen, ein Mensch Etwas davon verstand. Bloß zwei Dinge traten dieser Folge entgegen. Einmal erwachte in Italien zuerst die klassische Literatur, und zwar fand sie außer der Kirche die meisten Freunde. Dann kam aber die Reformation und verdrängte sie

überall, selbst in katholischen Ländern, mehr oder weniger aus der Kirche. Die Möglichkeit jedoch, daß sie hätte so eine Art Sanscritt und Dalailamasprache werden können, war recht gut vorhanden.

Die ganz alten Römer hatten darin viel Aehnlichkeit mit ihren christlichen ausgearteten Nachkommen. Sie bekamen, wie Lydus*) berichtet, ihre Religionskenntnisse von den Etruskern, welche sie wieder den Lydiern verdankten, ehe noch Evander aus Arkadien in Italien landete. Und diese Kenntnisse waren mittelst einer besondern Schriftart aufgezeichnet, welche nur Wenigen bekannt war, „denn sonst hätte kein Geheimniß den Uneingeweihten verborgen bleiben können." Von einem Tarchon hatten sie ein Buch über die Geheimnisse und Gebräuche der Weissagung erhalten; es wurden darin einem Wunderkinde, dem Tages, entsprossen aus einer Erdfurche, Fragen vorgelegt, wie sie Ardschun in Indien an den Gott Krischna that. Die Fragen waren in der gewöhnlichen Art geschrieben, sagt Lydus, allein die Antworten des Tages in alten, heimlichen Charakteren geschrieben, daß Lydus den Sinn nur in soweit enträthseln konnte, als ihn die Frage selbst, oder eine und die andere Stelle im Plinius, im Apulejus vermuthen ließ. Er selbst, der im 6. Jahrhunderte lebte, und folglich Christ war, billigt übrigens dieß Verfahren vollkommen, ihm ist es Pflicht, die geheiligte Wissenschaft nicht klar auszubreiten, sondern mit Fabeln und Gleichnissen zu verhüllen. Darf man von ihm, vom 6. Jahrhundert nach Christus, auf

---

*) De Ostentis, III.

die Ansicht der Priesterkaste sechs bis zwölf Jahrhunderte vor Christus schließen, wie mag die Nothwendigkeit von Geheimnissen wohl damals die erste aller Lehren für den Neophyten gewesen sein!

Die Priester Aegyptens aber, und sicher auch die ihnen gleichenden frommen Männer aller Völker jener Zeit, verließen sich nicht allein auf ihre Hieroglyphen. Als Apulejus sich bei ihnen weihen ließ, was doch schon zu einer Zeit geschah, wo das ganze Priesterthum Aegyptens verfallen und in Verachtung gesunken war, suchte ein Priester im Innersten des Heiligthums nach einem Buche, das hierbei zur Richtschnur diente. Statt der Zeichenschrift kamen hier Thiergestalten aller Art zum Vorschein; viele Charaktere waren ganz unbekannt, wunderliche Accente standen in Menge über denselben, daß kein Ungeweihter sie lesen konnte.*) Hätte ja Einer sie lesen können, so sorgte wieder eine ganz fremde Sprache dafür, daß er Nichts verstand. Es ward den Geistern im Namen Dessen geboten, der auf dem Lotus sitzt; den ein Schiff trägt, der in jedem Zeichen des Thierkreises als ein Anderer erscheint. So lehrte ein Chäremon, indem er von Osiris, dem Gott der Sonne, sprach. Die geheiligten Formeln hierbei waren der Lehre von der Sternkunde entnommen. In den folgenden christlichen Jahrhunderten finden wir häufig ähnliche Beschwörungsformeln.

---

*) De opertis adyti profert quosdam libros, *literis ignorabilibus* praenotatos, partim figuris cujuscemodi animalium concepti sermonis compendiosa verba suggerentes, partim nidosis et in modum rotae tortuosis capreolatimque condensis apicibus a — curiosa profanorum lectione munitos. Apulejus Metamorph. XI.

Die Weisheit der Tempel war untergegangen, aber im Kreise roher, ungebildeter Menschen hatten sich Bruchstücke verbreitet und erhalten, die auf das blinde Wort vertrauend, von Zauberern und Hexen angewendet wurden, um Betrogene und Betrüger zugleich zu sein. So berichtet Llorente in seiner Inquisitionsgeschichte*) von einer Hexe in Cordova, welche einen Stern anrief, und im Namen eines Wolfes beschwor, der nur in Aegypten das Sinnbild der Sonne und des Jahres war. J. Wier theilt in seiner **Pseudomonarchia Daemonum** ebenfalls Formeln mit, die auf einer Reihe von entstellten astronomischen Begriffen ruhen mögen. Unter Andern kommt ein dem Janus ähnelnder Doppelkopf vor, der vermuthlich das Bild für's scheidende und beginnende Jahr ist. Vier Könige stehen an der Spitze der vier Jahreszeiten, aber diese Könige sind als Mensch, Stier, Löwe und Krokodil bezeichnet. Letzteres vertrat bei den Aegyptern die Stelle des Scorpions in den Himmelskarten, und alle vier stellten die Zeit der Sonnenwende und Tagesgleiche vor. In den Himmelszeichen wohnen verschiedene Geister, namentlich ist auch einer im Zeichen des Schützen. Der Drache, das Meerungeheuer, der Hase, der Rabe, der Hund, die Jungfrau, das Pferdchen, spielen ebenfalls ihre Rolle in andern solchen Zauberbüchern, und deuten darauf hin, daß Alles, was ursprünglich eine Lehre von Gestirnen und Allegorie derselben war, späterhin dazu Veranlassung gab, ganz fremdartige Dinge darin zu suchen. Sonst mußte der Gebrauch einer fremden Sprache ebenfalls

*) III, 38.

dazu dienen, das Geheimniß noch fester zu verhüllen und den Laien, der es entschleiern wollte, in noch größeres Dunkel zu bringen. Ein Beispiel aus der Gegenwart wird dieß leicht darthun. Um ein Spiel Karten zu einer gewissen Kurzweil gehörig zu mischen, wird der Vers gebraucht: **Populeam virgam mater regina tenebat.** Was hat er damit zu thun? Die in ihm enthaltenen Selbstlaute bezeichnen, in welchem Maße die Zahl der Blätter oder Points weggenommen oder zugesetzt werden muß. Eben auf solche Art konnte nun bezeichnet werden, in welchem Verhältnisse bei einem chemischen Prozesse gewisse Stoffe hinzu- oder wegkommen sollten. Ein noch bekannteres Beispiel gibt die barbarische Bezeichnung der verschiedenen Syllogismen, welche bis in ganz neuere Zeit gewöhnlich war, und historisch noch jetzt ge- und bemerkt werden muß. Denken wir uns in eine Zeit zurück, wo die Kultur noch in der Wiege war, so mußte so ein Brei aus einer fremden Sprache, weil er ganz unbekannt und nur eine Reihe an sich Nichts sagender Töne war, für eine Zauberformel, für ein **Vinculum** gelten, weil eine gewisse Wirkung darauf erfolgte, welche mit ihr in einem nicht sinnlich wahrnehmbaren Zusammenhange stand. Der Zuschauer mußte, nicht unterrichtet, staunen, daß ein Paar Worte, die Nichts sagen, als: eine Ruthe des Pappelbaums, welche die Königin Mutter hielt, über eine Reihe von Karten entscheidet, und er mag nun die Worte der fremden Sprache verstehen oder nicht, immer wird er, so lange ihm nicht der Schlüssel gegeben ist, daß die Stellung der Selbstlauter darüber entscheidet, ist er auf einer niedern Stufe der Bildung geblieben, der Meinung

sein, daß zwischen den Worten, und Dem, was er sieht, ein geheimnißvoller, übernatürlicher Zusammenhang sei.

Damit auch der Eingeweihte nicht zu schnell Alles durchschaue, und bei aller gebrauchten Vorsicht, das Geheimniß verrathe, ließ man ihn gewiß auch nicht auf ein Mal Alles erkennen. Es fanden sicher verschiedene Grade der Einweihung Statt, wie es bei allen dergleichen Kreisen späterer Zeit stets der Fall war. Die Sache empfahl sich zu sehr.*) Man konnte den Schüler, den Neophyten, prüfend beobachten, und den Obern konnte es unmöglich entgehen, wie weit ihm zu trauen, wie viel ihm also zu offenbaren oder zu verschweigen sei. Die Jugend allein scheint hierbei ein Hinderniß gewesen zu sein.**) Die Macht, Wunder zu thun, war z. B. wohl nicht allen Priestern Aegyptens bekannt, als Moses mit ihnen um den Preis stritt. Die Weisheit der Hieroglyphen war sicher nur den ältesten bekannt, denn wenigstens gestanden

---

*) Und wehe ihm, wenn er seine Wißbegierde nicht zügeln konnte! Schiller's verschleiertes Bild zu Sais lehrt dieß im Tone der Dichtung und Wahrheit. Der Jüngling,

— den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, —

und der —

Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;

er lag:

— — besinnungslos und bleich —
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.

Warum?

Weil er vorwitzig, voreilig, schneller den Schleier heben wollte, als es dem Hierophanten gut dünkte.

**) Apulejus Metamorph. XI.

die Führer des Herodot, daß sie dieselben nicht deuten könnten, und dieß war also an sich wahr, oder eine Entschuldigung, weil sie auf seine Fragen nicht antworten wollten. Fast 500 Jahre nach dem Tode des Numa verbrannte man in Rom die Schriften desselben, weil sie der Religion Eintrag thun könnten.*) Sollte dieß in der That die Ursache gewesen sein? Schwerlich. Aber der Zufall hatte sie, statt in die Hände der Priester zu bringen, in die der Laien gebracht, und würde so den Sinn mehrerer Gebräuche, die Geheimlehre mehrerer Tempelskünste zu sehr veröffentlicht haben. Nach Titus Livius handelten zwei von diesen Büchern von der Philosophie; dieß heißt im Alterthum oft Nichts, als die Kunst, Wunder zu thun. In der That hatte Numa einige geheime Vorschriften der Art hinterlassen, die seinem Nachfolger ein trauriges Schicksal bereiteten. Es wird davon späterhin gesprochen werden.

Auch ein schrecklicher Eid verpflichtete den Neophyten, die Geheimnisse zu bewahren, und der Tod bedrohte ihn, wenn er sie dennoch verrathen hätte. Das Schicksal des Prometheus, des ersten Faust, wie ihn Horn**) bezeichnet, kann allein davon zum Belege dienen, so weit eine solche Sage hiezu benutzt werden darf. Er hatte Nichts gethan, als den Sterblichen das Geheimniß des Feuers enthüllt. Orpheus ward nach einigen Sagen vom Blitz der Götter getödtet, weil er den Menschen gelehrt hatte, was sie früher nie wußten.***) Bis nach dem

*) Valer. Maxim. I, 1.
**) Zauberbibliothek II, 19.
***) Pausan. Boeot. 30.

Falle des Heidenthums galt die Enthüllung solcher Tempelgeheimnisse für das schrecklichste Verbrechen, selbst in den Augen der großen Menge, welcher es verborgen blieb, um sie in Irrthum, in Unwissenheit, in Abhängigkeit zu erhalten. Die letztere selbst schonte ihn nicht; sie fürchtete den Zorn der Götter, welcher das ganze Volk strafe, das einen solchen Meineidigen dulde. Haben wir doch bis in die neuesten Zeiten ein Beispiel von solcher Geheimhaltung in den Annalen der Maurerei, und gilt nicht Der, welcher die gefahrlosen Ceremonien dieser, aus nichtswürdigen Absichten dem großen Publikum offenbart, selbst diesem als ein verächtlicher Apostat? Was ist aber unsere Maurerei gegen die Arbeit in den alten Tempeln des Orients?

VI.

Damit Nichts unversucht bliebe, dem Geheimnisse seine Hülle zu bewahren, so wurde selbst die Lüge nicht verschmäht, die zu allen Zeiten, wenn es auf Gewinn und Vortheil ankam, eine Rolle spielte. Behaupteten doch die Indianer in alter Zeit, daß die Zimmtrinde nur erhalten würde, indem man sich der Nester von gewissen Vögeln bemächtige, die aus den Zweigen des Zimmtbaumes geflochten seien. Die Phönikier verbreiteten ähnliche Unwahrheiten von ihrem Handel mit Bernstein und Zinn. Als die Reiselust im 16. Jahrhunderte neu erwacht war, suchte Einer den Andern in Unwahrheiten zu überbieten, um sich wichtig zu machen, und Gewinn zu erzielen. Um wie viel mehr mußte der Wunderthäter Veranlassung finden, dessen ganzes Streben auf Täuschung hinaus lief, der durch alle mögliche Mittel Bewunderung erregen, und als Liebling der Götter dastehen wollte! Als eine Zauberin, Aglaonice, eine Mondfinsterniß berechnet hatte, versicherte sie den Frauen Thessaliens, daß sie die Macht habe, den Mond zu verfinstern, und ihn auf die Erde herabzubannen. Der Pflanze Baaras, welcher wir oben

gedachten, schrieb man wunderbare Kräfte zu, und so war es von Bedeutung, jede ungeweihte Hand davon fern zu halten. Man konnte sie daher, behauptete man, nicht aus der Erde nehmen, ohne Lebensgefahr zu laufen, und nur ganz besondere Mittel gestatteten die Möglichkeit, sie herauszuziehen.*) Einer Sage zu Folge soll Moses den ägyptischen Zauberern bewiesen haben, daß sie in ihre Ruthen, welche sich in Schlangen verwandelten, Quecksilber gethan, und so, wenn dieß warm wurde, eine Krümmung der Ruthe hervorgebracht hätten. Sicher wären die Zuschauer, welche so Etwas für baare Münze nahmen, eine solche Ruthe für eine Schlange ansahen, thörig genug gewesen. Allein, es zeigt doch vielleicht, daß ihnen Moses eine Täuschung nachzuweisen im Stande gewesen sein mag. In jedem Falle stand damals, wie bei unsern Taschenspielern noch jetzt, immer der Grundsatz fest, nach Möglichkeit die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf Nebendinge zu leiten, und diesen Nebendingen einen großen Werth beizulegen, ihnen den Schein zu geben, als ob nur durch sie Himmel und Erde in Bewegung gesetzt würden. Man wollte auch so der großen Menge verbergen, was den Eingeweihten allein bekannt bleiben sollte. Auch im Mittelalter ward noch dieser Grundsatz laut geäußert, z. B. von Roger Bacon. Als die Königin Elisabeth von Ungarn im Anfange des 14. Jahrhunderts das so lange Zeit berühmte, über Rosmarin abgezogene, ungarische Wasser erfunden hatte, war sie durch eine Offenba-

---

*) Fl. Joseph. de bell. jud. VII, 23. Aelian. de N. A. XIV, 27.

rung dazu geleitet worden. Die lateinische Sprache, als die den Gelehrten allein bekannte, wurde darum sonst auch immer vorzugsweise benutzt, die allgemeinere Verbreitung von Kenntnissen nach Möglichkeit zu hindern, denn, drückte sich ein alter Schriftsteller darüber aus, man thut großen Schaden, wenn man dem Volke die Geheimnisse der Wissenschaften offenbart. Selbst in unsern Tagen kommen wohl solche Aeußerungen vor. Als wir vor etwa 15 Jahren eine Abhandlung über die Offenbarungslehre schrieben, und die dogmatische Ansicht davon verwarfen, weigerte sich selbst Wegscheider, das Imprimatur zu geben, weil sie nicht lateinisch geschrieben sei, und erst in diesem Jahre noch wurde ein Schüler Hegel's von einem Andern ernstlich angelassen, weil er gewisse Sätze desselben, die sich mit den Dogmen des Christenthums durchaus nicht vereinen lassen, so ohne Weiteres dem großen Publikum offenbart habe, statt sie für die Eingeweihten dieser Philosophie zu bewahren.

Wenn wir von allen chemischen und physikalischen Kenntnissen der Alten zwar die deutlichsten Spuren finden, ohne aber im Mindesten den Zusammenhang derselben, den Grad, bis zu welchem sie ausgebildet waren, das Verhältniß zu unserer Wissenschaft davon nachweisen zu können, so darf dieß nach allem dem Mitgetheilten freilich nicht Wunder nehmen. Von eigentlicher Theorie, von einem streng geregelten Zusammenhange war wohl überhaupt nicht die Rede. Alles lief auf einzelne, unzusammenhängende Erfahrungen hinaus, auf Experimente, welche der Zufall gebar oder begünstigte, ohne daß sie anders als nach einem blinden Empirismus wiederholt werden konn-

ten, den der Meister selbst seinen vertrautesten Schülern weniger durch Worte, als durch die Arbeit darthun konnte.*) Daher eben sind so viele Kenntnisse der Alten ganz verloren gegangen, und die spätere Zeit mußte sie auf's Neue in vervollkommneter Art erfinden. Ein neueres Beispiel mag zeigen, wie wenig ein solches Experiment der Wissenschaft nützte. Der Prinz von San Severo beschäftigte sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Erfolg mit der Chemie, aber nur praktisch, nur in sofern, als er nach Experimenten haschte, die er als Geheimniß bewahren wollte. Es war ihm auf solche Art gelungen, den Marmor so durchzubeizen, daß ein mit der Säge losgetrenntes Stück überall die auf der Oberfläche aufgetragene Figur zeigte. Namentlich unterwarf er auch 1761 menschliche Schädel verschiedenen Prozessen, und zuletzt setzte er sie einem Glasfeuer aus, wobei er ein Gas erhielt, das mehrere Monate in einem Zuge fortbrannte, ohne daß der Stoff, dem es entströmte, verzehrt zu werden schien. Er glaubte nun die ewig brennenden, unverlöschlichen Lampen entdeckt zu haben, von welchen so manche Sagen im Umlaufe sind, und hoffte durch eine solche das Grabgewölbe seiner Ahnen zu erleuchten. Das Verfahren theilte er daher keinem Menschen mit. Die Wissenschaft hatte bei seinem beachtungswerthen Prozesse Nichts gewonnen, und erst später ent-

---

*) Indessen werden wir allerdings in der Folge öfters Gelegenheit haben, bei einem Archimedes und einigen Andern mindestens das Gegentheil anzunehmen. Ermitteln läßt sich darüber Nichts, weil alle die Schriften, in welchen die theoretische Physik und Chemie, die Maschinenlehre der Alten u. s. f. beschrieben ist, für uns verloren sind.

deckten deutsche Chemiker, 1769, den Stoff, der solche Resultate geboten hatte, den Phosphor in der Knochenerde des menschlichen Körpers, dessen langsame Entbindung und Verbrennung dem ganzen Phänomen San Severo's zum Grunde gelegen hatte. Ueberdieß war in den Tempeln jeder solcher physikalisch-chemische Prozeß auch auf der andern Seite wieder vermuthlich zu sehr an die heiligen Gebräuche und Vorschriften gebunden, um neue Versuche zu erlauben, oder, wenn diese im Stillen gewagt wurden, ihr Resultat kund zu thun. So stand der Tempel des Apollo zu Hierapolis in Phrygien neben einer warmen Quelle, aus welcher ein verderbliches Gas sich entwickelte. Nur die Eingeweihten konnten ungestraft der Höhle nahen, in welcher die Quelle floß. Es gibt dergleichen bekanntlich mehrere. Einer von den Eingeweihten, erzählt Damascius,*) brachte durch künstliche Zusammensetzung eine ganz ähnliche Luftart hervor, und verletzte auf solche Art die Vorschriften, die Gesetze der Priester und Weisen. Es scheint hieraus offenbar zu erhellen, daß jeder solche Versuch, die Produkte der Natur von Seiten der Kunst nachzuahmen, sofern es nicht durch die Tempelregel gestattet war, strafbar oder doch als Verletzung des Heiligen erschien. Damascius lebte im 6. Jahrhundert, und war ein Christ, dessen ungeachtet war er viel zu sehr von der Scheu des Geheimnißvollen eingenommen, um jene That des Heiden gut heißen zu können.

---

*) In Photii bibl. cod. 242 u. 199.

Genug, die Weisheit der alten Tempel war auf bestimmte Gränzen beschränkt, in den Händen und Köpfen sehr Weniger, in Schriften enthalten, die nur der Eingeweihte lesen konnte, in eine Sprache, die nur er verstand, in eine Symbolik verhüllt, die immer das Bild mit dem Angedeuteten zu verwechseln Gelegenheit gab, ja oft nur der mündlichen Ueberlieferung anvertraut, daß sie von Einem auf den Andern, vom Meister auf dessen vertrautesten Schüler vererbt wurde. Das Geheimniß zu verrathen, galt für das schrecklichste Verbrechen; nicht leere menschliche Weisheit, sondern das Gebot der Gottheit und ihr Pfand schien dadurch geschändet, und da Alles auf Vorschriften und Arbeiten hinauslief, die auf Treue und Glauben unabänderlich befolgt werden mußten, so konnten, wenn sie nicht immer geübt wurden, viele Experimente ganz verloren gehen, weil es an einem gemeinsamen wissenschaftlichen Bande fehlte, das sie zusammenhielt, und nach allgemeinen Vorschriften zu wiederholen lehrte. Durch Alles dieß war die spätere Zeit so häufig genöthigt, Alles, was das Alterthum gewußt hatte, was in der Zeit, wo das Heidenthum zusammenstürzte, und die Kultur vom rauhen nordischen Eroberer vernichtet wurde, verloren ging, auf's Neue zu erfinden, und wissenschaftlich festzustellen, was vorher Produkt der Religion gewesen war. Man hatte durch alle jene Nebelhüllen die große Menge zurückscheuchen wollen, und war am Ende selbst in Unwissenheit versunken. Man hatte, um die Augen der Profanen zu täuschen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, Winke fallen lassen, vieldeutige Worte gegeben, Hoffnungen erweckt, den Wunsch, die

Geheimnisse zu erforschen, öfters angeregt, und so eine Quelle des Irrthums eröffnet, welche bis auf die neueste Zeit gar reichlich geflossen ist. Wir erinnern nur an die Alchemie und Astrologie. Ein Kind wird die Sterne blinken sehen, und sich freuen über ihr funkelndes Licht, ohne daran zu denken, daß sie auf die Erde einen Einfluß haben könnten. Es wird Gold- und Silberklumpen, oder Körner von diesen Metallen sehen, ohne zu ahnen, daß man dieselben künstlich schaffen könne. Der große Haufe gleicht so einem Kinde. Sah er eine Menge Gold aus einem Klumpen entwickeln, ohne daß das Auge die Gegenwart desselben entdeckte, so konnte man ihm auch leicht den Glauben beibringen, daß es Mittel gebe, einen nicht goldhaltigen Stoff in Gold zu verwandeln, daß der Weise, in solcher Kunst Geweihte, Gold machen könne. Der Geiz kannte kein eifrigeres Mittel, als in den Besitz solcher Mittel zu kommen, und so war der Weg zu tausend Thorheiten gebahnt. In allen Metallen, in allen Mineralien, in allen möglichen Stoffen suchte man den vermeinten Stein der Weisen.

Ein glücklicher Zufall hat mir Gabriel Clauder's Abhandlung von der Universal-Tinktur oder dem Stein der Weisen in die Hände geführt, Altenburg, 1678.*) Freilich hat die Riesen-Encyklopädie von Ersch und Gruber kein Wörtchen über Clauderus. Selbst das alte Werk von Zedler, in mehr als 40 Folianten, nennt ihn nicht. Und in ihm ist die Sache

---

*) Gabr. Clauderi Dissertatio de Tinctura universali. Altenburg, 1678. In 4. 272 S. ohne den Index, Dedication an den Herzog von Gotha, und die Vorrede.

so deutlich beschrieben, wie nirgends. Er lehrt, was der Stein der Weisen sei; daß er in der Natur existire; daß ein guter Christ ihn zu erlangen sich Mühe geben dürfe; woraus er, und wie er bereitet werden könne ꝛc. Dergleichen findet man nun zwar in vielen ähnlichen alchemischen Schriften jener Zeit. Allein Clauderus zeigt sich als ein Mann, der über eine nicht existirende und nicht zu entdeckende Sache so einfach, so klar schreibt, wie möglich. Nur wo ihn selbst Nichts leitet, als die Meinung, wo ihn Geschichte und Erfahrung ganz verlassen, wo er selbst im Dunkeln herumtappt, wird er dunkel, obschon nicht, wie die meisten Alchemisten, sinnlos. Er ist vom Dasein der Universal-Tinktur historisch überzeugt, und glaubt, ihr selbst auf der Spur zu sein, ob er gleich das Finden derselben für sehr problematisch hält. Genug, man lernt in ihm einen Mann kennen, der die Schwäche seiner Zeit theilt. Man würde sich nämlich irren, wenn man alle Goldmacher in alter Zeit für Betrüger halten wollte, oder wenn man meinte, es habe ihnen allen an Kopf gefehlt. Nein; es gehörte nun einmal im Mittelalter diese vermeinte Kunst zu jenen Schwächen, durch welche ein jedes Zeitalter ausgezeichnet ist. Es wäre thörig, wenn wir alle Supernaturalisten und Mystiker in der Theologie, alle Anhänger des Hahnemann'schen Systems in der Medizin, alle Anhänger der Hegel'schen Philosophie für Betrüger oder einfältige Männer halten wollten, obschon das künftige Jahrhundert vielleicht über sie alle lächeln und lachen wird. Gerade so stand es mit der Goldmacherkunst im 16. und 17. Jahrhunderte. Viele der besten Köpfe glaubten an die Möglichkeit, und

arbeiteten darum auf ihre Wirklichkeit hin. Daß Charlatanen und Betrügern ein weites Feld dadurch geöffnet war, bedarf keines Erweises; genug aber, daß Leute wie Tzschirnhausen, Böttger, (Erfinder des Meißner Porzellans) Kunkel, (berühmt durch Glas und Phosphorus) Kurfürst August von Sachsen, und unser Clauderus weder als Betrüger, noch als Thoren darum gelten dürfen, weil sie — eine Thorheit ihrer Zeit für Weisheit hielten.

Clauder, Leibarzt des damaligen Herzogs von Sachsen-Gotha, ist historisch von der Existenz der Universal-Tinktur und ihrer Wirkung überzeugt. Sie gilt ihm mehr, als alle sieben Wunder der alten Welt. Ihrer Namen sind unzählige; sie ist das höchste Geheimniß der arzneilichen Chemie, das den Körper immer in Kraft und Fülle erhält, gegen Krankheiten schützt, in Krankheiten heilt, und unvollkommene Metalle zu Silber und Gold erhöht. Aber freilich ist sie auch eine:

Rara avis in terra, nigroque simillima cygno!

Um ewig zu leben und gesund zu bleiben, bedarf es bloß jährlich einige Male einen kleinen Theil (portiuncula) eines Granes. Man sieht, der Mann ist schon ein Hahnemann ante Hahnemannium gewesen; ebenfalls ein Gran wandelt mehrere Unzen unedlen Metalls in Gold und Silber um, oder macht aus gewöhnlichen Steinen Edelsteine. Er beruft sich auf van Helmout, der von einem Fremden einen halben Gran erhalten, und einen Viertelgran angewendet, damit aber acht Unzen Queckſilber in eben so viel reines Gold verwandelt hatte. Er führt Johann Zwölfer an, (von wel-

chem noch eine Eisen-Tinktur in der Apotheke zu finden ist, die oft gebraucht wird) der eine aus solchem Golde geschlagene Münze bei Leopold I. sah. Das Gold war vom Kaiser Ferdinand III. mittelst eines Grans zu zwei Pfund Queckſilber von der Tinctura philosophorum erhalten worden. Letztere bekam der Kaiser von einem Chemiker Richthausen, den er deßhalb zum Baron erhob. Eben so führt er dem gelehrten Helvetius, den Dichter Rist, den Kurfürst August, seine Gemahlin Anna, und seinen Sohn Christian I. an, welche 4 bis 5 Jahre die Kunst besaßen. Länger kann es nicht gewesen sein, und viel müssen sie nicht gemacht haben, sonst müßten wir noch Goldplatten und aus dem dreißigjährigen Kriege Silberklumpen in Schocken haben.

Daß ein guter Christ darauf hinarbeiten dürfe, den Stein der Weisen zu finden, beweiset Clauderus daraus, in wiefern gerade ein recht frommes, redliches Herz, so die Ehre Gottes fördern, den Kranken und Armen Hilfe und Trost schaffen wolle, die meiste Hoffnung habe, ihn zu finden. Zwar habe ihn der angeblich gottlose und ein unchristliches Leben führende Paracelsus besessen, aber das bewiese Nichts, weil eine Schwalbe keinen Sommer mache, und Gott ihm auch dieß regale donum wieder entzogen habe, was aus dem frühzeitigen Tode desselben im 43. oder 48. Jahre deutlich erhelle. Ueberhaupt würden aber nur Wenige so glücklich sein, den Stein der Weisen zu finden, ohne daß sie deßhalb verzagen dürften, denn theils gebe es Gott seinen Gläubigen im Schlafe, theils fänden sie oft bei ihren Prozessen Mittel und

Dinge, welche die aufgewendete Mühe und Arbeit reichlich ersetzten. Hier hat Clauderus allerdings ein wahres Wort gesprochen. Wir haben auf solche Art den Phosphor, den **mercurius antimon.** und wie viel andere Mittel in der Chemie und Pharmacie erhalten. Das Porzellan existirte vielleicht heute noch nicht, wenn Böttger nicht hätte Gold machen wollen, und Erde zu Schmelztiegeln probirte. Woraus läßt sich denn aber der Stein der Weisen ziehn? Hier ist nun allerdings die Weisheit des weisen Mannes zu Ende. Was er weiß, theilt er freilich mit, aber es ist nur Nichts. Es sind nur Ideen, Meinungen, über die er viel nachgedacht hat, ohne sie verwirklichen zu können. Sich auf ein „**Secretum manuscriptum**“ von Peter Johannes Faber stützend, empfiehlt er vornehmlich das „**purum naturae,**“ oder die **Uranogaeam**, d. h. den zur Erde gewordenen Himmel (**Coelum terrificatum**). Der Kuckuck mag wissen, wo dieser steckt. Er gibt nun zwar die Sache schon noch näher an. Peter Johann Faber sagt nämlich, daß dieß „**purum naturae**“ nichts Anderes sei, als die Quint-Essenz des Himmels und aller Elemente, welche im Mittelpunkte der Erde gekocht wird, und dann durch die Erdporen Alles hervortreibt ꝛc. Clauderus gibt sogar noch an, daß man diese Quint-Essenz nicht so weit zu suchen habe. Man dürfe nur aus Feuer Luft, aus Luft Wasser, aus Wasser Erde, und aus Erde endlich wieder Feuer machen. Aber er selbst meint, daß sich dieß leichter lesen als verstehen lasse. Zuletzt sagt er auch noch, wie man mit Regenwasser, Schnee und Maithau laboriren solle.

Gleich vielen Großen des 16., 17. und selbst des 18. Jahrhunderts trieb auch der sächsische Feldmarschall Arnheim, bekannt durch die Schlacht bei Breitenfeld und seine Verhandlungen mit Wallenstein, eifrig — die Alchemie. Er suchte den Stein der Weisen. Und er hatte ihn auch gefunden. Er bewahrte ihn in einem länglichen versiegelten Fläschchen auf. Mehrere seiner Pagen mußten dasselbe, mit einander wechselnd, zwei Jahre lang, Tag und Nacht, auf Reisen, im Lager ꝛc. ununterbrochen schütteln und bewegen. Wenn die Bewegung ungewöhnlich lange fortgesetzt war, erschienen erbsen- und linsengroße leuchtende funkelnde Körner darin, deren Schein bei schwächer werdender Bewegung wieder nachließ. Der Feldmarschall Arnheim versicherte dem Arzte und Alchemiker Johann Michael*) in Leipzig, daß er „diese Universal-Tinktur, welche dem größten Theile nach fertig und vollendet sei, von einem großen Sohne der Kunst statt eines Schatzes erhalten und geschenkt bekommen habe." Als Arnheim von Wallenstein gefangen wurde, gerieth das Fläschchen den Kroaten in die Hände; „abiit, excessit, evasit, erupit!" — jammert Clauderus.**) Vermuthlich war der Feldmarschall von einem Betrüger hintergangen worden. Die nur dem größten Theile nach fertige und durch's stete Schütteln zu voll-

*) „Mittwochs den 30. Junius (1630) hat Facultas medica, einen solennem actum in auditorio des großen Fürsten-Collegii angestellt und Johannem Michaelem — in Medicinae Licentiatum promoviret." Vogel's Leipziger Annalen S. 410. Am 26. Mai 1631 wurde er feierlich Doktor.

**) In seiner seltenen Dissert. de Tinct. univers. 1678.

endende Tinktur hielt stets ein Hinterthürchen offen, wenn sie weder Queckſilber in Gold verwandelte, noch jede Krankheit auf der Stelle hob, bis die Kroaten dem Dinge ein Ende machten. Das Leuchten und Glänzen und Funkeln war vermuthlich phosphorischer Art.*)

Wenn ein Prieſter den Lauf der Geſtirne beobachtet hatte, und darauf fußend den Eintritt der verſchiedenen Jahreszeiten, die Hauptmomente der Witterung, den Gang der dadurch nothwendigen Arbeiten im Felde, und den Erfolg derſelben verkündete, ſo konnte es nicht fehlen, daß der unwiſſende Laie die Gränzen dieſer Wiſſenſchaft überſah, daß er in den Sternen die Verkündiger aller möglichen Schickſale zu erkennen wähnte, und je geneigter der Erſtere war, von ſolchem Wahne Vortheil zu ziehen, deſto leichter mußte ſich auf ſolche Art die Aſtrologie, die geheimnißvolle Lehre von dem Einfluſſe der Geſtirne auf das Schickſal des Einzelnen wie der ganzen Völker gründen, welche von den älteſten Zeiten bis auf die neueſten ihren eingebildeten Werth behauptete, und noch im 17. Jahrhunderte, wie die Goldmacherkunſt, die Lehre vom Steine der Weiſen, der Univerſal-Tinktur, ſelbſt die Gebildeteſten und Größten ihrer Zeit beherrſchte. Man denke nur an Wallenſtein, an den Werth, welchen man den Prophezeihungen des Campanella**) und Noſtradamus bei-

---

*) Wenigſtens ſcheint dieß aus dem hervorzugehen, was Michaelis dem Erzähler dieſer Notiz, Gabriel Claudeerus, mittheilte. Das Fläſchchen leuchtete in dunkeln Orten und zur Nachtzeit, wie eine Kerze Strahlen von ſich gebend.

**) Im Kabinett der Kupferſtiche auf der königl. Bibliothek zu Paris befindet ſich eine chronologiſch geordnete Samm-

legte. In Asien herrscht dieser Glaube noch jetzt allgemein. Der Sultan Mahmud hatte, so sehr er auch die Vorurtheile seines Volkes abzustreifen bemüht ist, mindestens noch vor einigen Jahren seine Sterndeuter.

Daß man sich zu einer Zeit, wo ein Bild, ein Sinnbild, häufig zur Bezeichnung einer Idee benutzt wurde, weil man sie in Worten nicht ausdrücken konnte oder wollte, auch die Gestirne durch ihr Verhältniß zu der Erde, zu den Bewohnern dieser benutzte, hatte, wie in ähnlichen, schon bemerkten Fällen, nicht minder fälschliche Deutung zur Folge, als die Bedeutung des Bildes überhaupt, oder für Viele verloren gegangen war. So behauptet Dupuis, daß die von Manethon angeführten

---

lung von Blättern zur Erläuterung der Geschichte, mit zum Theil merkwürdigen Marginalien. Unter andern enthält die Mappe von 1638 ein Blatt, welches nach der Unterschrift „das Weltsystem im Augenblicke der Geburt Ludwig's des Großen am 5. Sept. 11 Uhr, 30 Minuten des Morgens" abbildet, und auf der Rückseite findet man:

Horoskop Ludwig's XIV.

„Campanella, ein spanischer Jakobinermönch, der auch guter Philosoph war, und die Zukunft voraus zu sagen wußte, wurde in dem Inquisitionsgefängnisse zu Mailand gefangen gehalten, fand aber durch seine Freunde Zugang beim Kardinal Richelieu, und dieser befreite ihn erst aus dem Gefängniß, dann ließ er ihn nach Paris kommen. Während der Zeit gebar Anna von Oestreich Ludwig XIV., mit dem Beinamen von Gott gegeben, und war neugierig, zu erfahren, welch Geschick einem ganz Frankreich so theuern und so lange gewünschten Prinzen beschieden sei. Sie sprach mit dem Kardinal Richelieu deßhalb, der Campanella holen ließ, da er dessen Talent im Vorhersagen kannte. Ihm trug er auf, das Horoskop des Dauphins zu stellen, ohne die Wahrheit zu verheimlichen. Der Philosoph konnte dem Kardinal, dem er so große Verbindlichkeiten hatte, Nichts abschlagen. Er ließ den Dauphin ganz nackt ausziehen, und als er ihn von allen Seiten betrachtet

Herrscher Aegyptens Nichts als die Grade seien, in welche man den Thierkreis eintheilte; die ihnen beigelegten Eigenschaften: Freund seiner Freundin, merkwürdig durch die Stärke seiner Gliedmaßen, Vermehrer der Macht seines Vaters u. s. f. bedeuten die Jedem beikommenden astronomischen Eigenschaften.*) Aben Esra stellte drei Kalender der Alten unter dem Namen der barbarischen, der persischen und indischen Sphäre auf. Die erstere gab Nichts, als einfach den Auf- und Untergang der Gestirne in jedem Himmelszeichen und gehörte muthmaßlich den

---

hatte, wieder ankleiden, worauf er sich heim begab, seine Beobachtungen zu machen."

„Es verging einige Zeit, ohne daß man Nachricht von ihm erhielt. Die Königin, voller Ungeduld, des Dauphins Schicksal kennen zu lernen, verlangte endlich Antwort. Campanella erschien wieder bei Hofe, ließ den jungen Prinzen wieder ganz entkleiden, um ihn nochmals zu untersuchen, und zu sehen, ob seine gemachten Bemerkungen richtig seien. Endlich drang der Kardinal in ihn, was er beobachtet habe, zu sagen, und Campanella antwortete:

„Erit puer ille luxuriosus, sicut Henricus Quartus, et valde superbus. Regnabit diu, sed dure; tamen feliciter; desinet misere et in fine erit confusio magna in religione et in imperio." —

Es ist nicht zu läugnen, daß Ludwig's XIV. Regierung hier in den Hauptzügen treffend angegeben ist. Aber hat Campanella sie auch so prophezeiht? So lange nicht ein Schriftsteller von **1638** bis **1650—1660** hin gefunden wird, der dieses „Horoskop" mittheilt, so lange müssen wir annehmen, daß es auf diesen Kupferstich vermuthlich nach oder kurz vor Ludwig's XIV. Tode gesetzt, und vielleicht nach einer Sage entworfen wurde. Werth hat es jedoch immer als charakteristischer Zug älterer Zeit. Man findet das Nähere in den trefflichen **Mémoires inédits du Comte de Brienne**, Leipzig bei Ponthieu und Michelsen. **1828. I. S. 346.**

*) **Dupuis, Origine de tous les Cultes. XII. S. 116 fgg.**

Aegyptern. Die zweite gesellte ihnen einzelne bildliche Gestalten zu, und die dritte endlich nichts als dergleichen, mit Andeutungen, wie sie der Pinsel kaum ausdrücken konnte, z. B. den Wunsch, in's Haus zurück zu gehn. Bei allen drei Kalendern ist zunächst nur ein und derselbe Zweck vorwaltend gewesen, aber wer könnte ihn wohl bei dem zuletzt erwähnten allegorischen vermuthen? Auf solche Art mögen nun auch muthmaßlich Prophezeihungen geahnet worden sein. Man sah ein Bild und setzte es mit dem Himmelszeichen dergestalt in Verbindung, daß eine künftige Begebenheit dadurch angedeutet werden sollte. Ein alter ägyptischer Kalender zeigte in einer Kolonne bei jedem Grade des Thierkreises ein Sinnbild, bestimmt, den entsprechenden Aufgang der Gestirne anzudeuten. Eine zweite Kolonne aber gab den künftigen Charakter, das Schicksal des Kindes an, das unter dem Zeichen eines gegebenen Grades geboren war. Es richtete sich der Charakter und das Schicksal genau nach dem Sinnbilde. Zeigte dieß einen Menschen, der im Mörser stieß, so war das Kind arbeitsam; es strebte nach hohen Dingen, wenn ein Adler vorausgegangen war. Wer denkt hier nicht an die Prophezeihungen unserer alten Kalender von: ein Kind, in diesem Monat geboren, wird ꝛc.?

Sicher ist dieser Kalender die Arbeit zweier Männer gewesen. Der Eine fertigte die Bilder nach älteren Mustern; der Andere, getäuscht, oder Täuschung beabsichtigend, las darin Dinge, welche dem Erstern nie in den Sinn gekommen waren.*)

*) J. Scaliger in M. Manil. p. 487, 504.

VII.

Die Zahlenlehre des Pythagoras, das geheimnißvolle Dunkel, welches er angeblich an manche Zahlen knüpfte, mag ebenfalls ein solches Schicksal gehabt haben. Die Allegorie diente Anfangs als Schleier, der Aberglaube entsprang einer an sich wohlbegründeten Wissenschaft. Indien, wo Pythagoras seine Weisheit schöpfte, bietet für solche Vermuthung noch jetzt die Belege dar, und eine neuere Arbeit dient ihr nicht minder zur Unterstützung.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts vernahmen die französischen Astronomen mit Erstaunen, daß in Siam die Mond- und Sonnenfinsternisse durch eine wiederholte Addition von dem Scheine nach gleichgiltigen Zahlen berechnet würden. Der Schlüssel hierzu ist längst verloren gegangen, und die nach solchem Verfahren rechnenden Gelehrten dort gehen ganz mechanisch zu Werke, ohne je vielleicht nur von dem eigentlichen Grundprinzip, das sie leitet, eine Ahnung zu haben. Der Mann, der es ersann, hat es vielleicht nie enträthselt, und sich begnügt, seine unfehlbare Methode als Erbtheil zu hinterlassen, das hierbei obwaltende Geheimniß aber mit in's Grab zu neh-

men. Eine neuere Erfahrung bestätigt solchen Zahlenmechanismus. Die großen Logarithmentabellen des Längenbüreaus in Paris sind auf ähnliche Art berechnet. Sie bilden eine Reihe Additionen und Subtraktionen von dem Scheine nach gleichgiltigen Zahlen, berechnet von Menschen, welche nicht nöthig hatten, den Grund und die Progression zu wissen, aber doch so sicher zum gewünschten Resultate gelangten, daß am Schlusse von hundert Logarithmen nur ein $\frac{8}{100}$ Bruch falsch berechnet sein konnte.

Denken wir uns nun, daß in uralter Zeit, in den Tagen, wo ein Pythagoras lebte, ein solcher Mathematiker im alten Asien, Aegypten, oder selbst im gebildeten Griechenland unter den Augen des Volkes so gerechnet habe, und nach dem Ergebnisse einer Allen unbekannten Zahlengröße zu der Vorhersagung gekommen sei, daß an dem Tage, zu der Stunde, die Sonne oder der Mond in dem Maße verfinstert werden solle, was hätte wohl die unwissende Menge, Ursache und Wirkung nicht überschauend, Anderes schließen können, als daß in den Zahlen, welche sie sah, eine wunderbare Kraft liege, künftige Dinge zu sehen? Und gleich wie man damit den Lauf der Sterne im Voraus berechnete, so konnte man von ihnen auch wohl Aufschlüsse über die Schicksale der Menschen erwarten, und sie deßhalb um Rath fragen. Babylons Zahlenbücher waren darum noch zur Zeit des Augustus in Ruf:

Forsch', o Theuerste, nicht: — wo die Unsterblichen
Mein Ziel setzen, wo Dein's? Laß unversucht Babylons täuschendes
Zahlenbuch! O wie weit besser, sein Loos nehmen, so wie es fällt!

singt Horaz an die Geliebte.*) Es geht dieser Glaube an die geheime Wunderkraft der Zahlen bis in die neueste Zeit herauf, und sie gehört zu den mächtigsten *Vinculis*, wie man gleich sehen wird. Die eigenthümlichen Resultate, welche manche Zahlen geben, ließen selbst die gelehrtesten Denker nicht unbeschäftigt, z. B. das von Fontenelle bemerkte Produkt der multiplizirten Neun, welches stets wiederum eine Neun in sich schließt: 9, 18, 27, 36, 45, 54 u. s. f. Der 1600 als Freidenker zu Rom hingerichtete Jordau Brunus, der in der Religion vorurtheilsfreiere Ansichten hatte, als die allermeisten Protestanten selbst, war doch von der Wirksamkeit der Zahlen mehr als zu sehr überzeugt. Jakob I. von Großbritannien hielt nicht minder auf diesen Theil der Kabbala und eben so wissen Paracelsus, Agrippa, die Rosenkreuzer, viel davon zu erzählen.

Wie die angeblichen geheimnißvollen Kräfte der Zahlen, gleich den der Astronomie entnommenen Allegorien, in den Kreis der Zauberei gezogen wurden, läßt sich nicht ohne alles Interesse lesen. Die Zauberer zählten, sagt man, unter den Geistern der Finsterniß zwei und siebenzig Fürsten und 7,405,926 Dämonen niedern Ranges. Die erste Angabe ist Nichts, als das Produkt der Sechs, mit Zwölf multiplizirt. Die folgende große, so an sich Nichts sagende Zahl ist nicht minder das Produkt der Sechs, mit 1234321 multiplizirt, und dieser Multiplikator gibt wieder, rechts oder links gelesen, die vier Zahlen, welche die geheimnißvolle Tetras, oder Ge-

*) Hor., Od. I, 11.

viertzahl des Pythagoras und Plato darstellen, welche für höchst vollkommen galt, denn:

Plurima sunt Tetradis Mysteria,

sagt der genannte Brunus, und stellt sie der Dekas, dem Produkt der 1, 2, 3, 4, zur Seite:

Nam quod ea est *actu*, *virtute haec* (Tetras) esse videtur.

Das Instrument, womit man rechnete, die Rechnentafel, die Rechnenstäbe u. s. f. mußten natürlich an den wunderbaren Eigenheiten der Zahlen selbst Antheil nehmen, und so kam die Rhabdomantie, die Kunst, mittelst Stäbchen die Zukunft zu ergründen, überall in Aufnahme, wo man sich sogenannter Rechenmaschinen bediente. In Khiwa werden durch dergleichen sehr schwierige Berechnungen gelöst, wie denn der gewöhnliche russische Kaufmann auch keine andere Rechnenkunst kennt, aber die Rhabdomantie ist dort noch jetzt im Gange. Unter den alten Völkern, unter den Alanen und Skythen, den alten Deutschen, den Chaldäern, den Hebräern, welche sie von den Chaldäern erhalten haben mögen, finden sich auch Spuren davon. Die bei den Deutschen wahrnehmbaren hat Tacitus,*) nur freilich kurz und sehr undeutlich, berührt. Deutlicher scheltet Hosea, IV, 12: Mein Volk fraget sein Holz, und sein Stab soll ihm predigen! läßt er seinen Jehovah eifern.

Wo die Unwissenheit ein Wunder zu sehen glaubte, mußte sie auch leicht auf einen Irrthum geführt werden. Beide gingen gewiß Hand in Hand. Die Arzneikunst linderte einen örtlichen Schmerz, sie vertrieb ihn, sie hin-

*) De germania, X.

derte seine Wiederkehr, indem sie ein örtliches Mittel dagegen anwendete. Doch der Arzt war auch Priester; sein Mittel wirkte, weil er Priester war, weil er ihm eine geheime Kraft beizulegen verstanden hatte; das Uebel kam deßhalb nicht wieder, in sofern es ferner am Körper getragen wurde. Und damit war die übernatürliche Kraft der Amulete oder Talismane gefunden, die von den ältesten bis in die neuesten Zeiten bald heilend, bald schützend und vorbeugend, bald wunderthuend unter allen Völkern ihre Rolle gespielt hat, und noch spielt. In Asien und Afrika ist ihr Gebrauch noch allgemein. Was Afrika betrifft, so gibt die Reise der Gebrüder Lander auf jeder Seite fast noch Belege davon. Wohin sie kamen, sahen sie dergleichen, und wurden aufgefordert, dergleichen zu geben. Niebuhr fand ein Gleiches bei den Arabern. Jeder hatte ein solches; die Frauen trugen sie namentlich in den Haaren oder zwischen den Brüsten, in Gestalt einer Schlange. Die alten Aegypter hatten bereits die mannichfachsten Arten davon, und das Berliner Museum Passalaquas hat eine große Suite davon aufzuweisen. Daß in ihnen eine höhere, himmlische Kraft verborgen liege, nahmen Cardanus, Agrippa u. A. ausdrücklich an! **Vim recipiunt a *corporibus coelestibus*.** Sie wurden also mit den Gestirnen in Verbindung gebracht. Feenbilder finden sich daher auf ihnen sehr oft vor. Unter den Christen des 3. Jahrhunderts waren lange die Abraxasringe berühmt. Als das Heidenthum längst zu Grunde gegangen war, säumte das Christenthum überhaupt nicht, ihm solche Dinge nachzuahmen. Der Papst Urban V. sandte dem griechischen Kaiser drei

Agnus Dei, mit Versen darauf, welche ihre Kraft verkündeten. Die Lukaszettel, die Heiligenbilder, womit man Vieh und Menschen kurirte, Teufel austrieb, und ähnliche Possen wurden nicht minder noch bis diese Stunde geehrt. Wenn auf solche Weise die unfehlbare Kirche das Beispiel gab, konnte ja auch wohl ein gewöhnlicher Hexenmeister oder Heide dergleichen verkaufen. Der ganze Unterschied lag doch nur in der Art der Weihe.

Eine große Rolle spielten von jeher, scheinbar übernatürliche Dinge zu bewirken, Verse und nichtsbedeutende, oder Dem, der sie sprach, unverständliche Worte. Die alten Bewohner des höchsten Nordens schrieben den Versen eine geheime Zauberkraft zu. Asmund, tödlich verwundet, wirft seinem Gegner vor, daß er ihn nur durch Wirkung seiner zauberischen Verse besiegt habe. Es fand dieß nach den alten Sagen der Isländer, 280 Jahr nach Chr. Geb. Statt, und durch den Zauber der Verse bestimmt, lieferte man zwei Mal in derselben Zeit eine Schlacht.*) Die Griechen und Römer behaupteten, daß Gesänge, daß Verse kriechende Ungethüme tödten, und den Mond vom Gewölbe des Himmels herabholen könnten.

Carmina vel *coelo* possunt deducere lunam,
Carminibus Circe socios mutavit Ulyxi;
Frigidus in pratis *cantando* rumpitur anguis.

singt der Hirt des Virgils.**) Die Veranlassung hierzu war, daß die Dichtkunst sich bei der vorherrscheuden

---

*) Skandinavien und die Alpen von Bonstetten. Naumburg, 1828. S. 118.

**) Ecloga VIII, 69—70.

Phantasie des der Kindheit entwachsenden Menschengeschlechts früher als die Prosa bildete; daß Moral und Politik und Geschichte erst sangen, ehe sie sprachen, daß also auch die Vorschriften, durch welche ungewöhnliche Dinge verrichtet werden sollten, in Versen aufbewahrt, und mehr gesungen, als gesprochen wurden. Indien und Aegypten mag davon eine Ausnahme gemacht haben, vielleicht aber mehr scheinbar, als in der Wirklichkeit, in wiefern Alles, was wir davon wissen, einer Periode entstammt, wo bereits die Wissenschaft, wenn auch in den Tempeln verschlossen, doch schon einen festen Grund gewonnen hatte. In Aegypten soll die Dichtkunst selbst durch die Religion als Sprache der Lüge verboten gewesen sein. Da, wie wir sehen werden, die Zauberei des Mittelalters hauptsächlich eine Aftertochter der alten ägyptischen war, so weiß sie auch Nichts von Versen, sondern nur von unverständlichen Worten, denen sie eben so Nichts sagende, aber sonderbar aussehende Charaktere und Bilder zugesellte. In den Händen der Leute, welche von ägyptischer Hieroglyphenschrift und Sprache nie einen Begriff gehabt hatten, mußten natürlich alle jene Vorschriften, die in der ersteren schriftlich verfaßt, in der letztern mündlich von Mund zu Mund gegangen waren, nothwendig unnütz sein; sie hatten kein Mittel, sie zu verstehen und anzuwenden. Allein man wußte doch auch, daß sie, dieß oder jenes scheinbar Uebernatürliche zu bewirken, angewendet worden waren. Die heilige Scheu vor ihnen hatte sich fortgeerbt; man verwechselte die Ursache mit der Wirkung. Mit geheimnißvoller Geberde sprach man die unverständlichen Worte, selbst ohne eine

Vorstellung daran zu knüpfen, oder schrieb dergleichen auf Pergament; man grub sie in einen Stein; man schrieb ihnen um so mehr Werth zu, je weniger man wußte, wie sie denn nun eigentlich ein ander Mal so mächtige Wirkung gethan hatten.

Es ist dieser Glaube aber auch noch durch andere Gründe gestützt worden. Je wunderbarer es sich ausnimmt, daß ein Buchstabe, ein willkürlicher Schriftzug, einen Laut bezeichnet, und eine bestimmte Reihefolge solcher Züge eine bestimmte Gedankenreihe aussprechen lehrt, desto mehr Uebernatürliches scheint darin verborgen zu sein, so lange der Mensch gar keine Kenntniß von Schriftsprache und Schreibekunst hat.

Daher nun schon jene Lehre bei den Hindu's, daß jeder Buchstabe seinen Genius habe, und ein solcher wieder Ausfluß des allmächtigen Wesens sei. Die Buchstaben sind Nichts als Engel, behauptet ein Bramin in der 14. der Tausend und Einen Nacht, und mehrere dergleichen zusammengestellt, bilden die Gebete, wodurch man Wunder thut. Der Glaube an die Kraft der Talismane, welche solche Zeichen haben, welche eine Gebetsformel, einen Wunsch, in einem kurzen Satze ausgedrückt, enthalten, ist daher von den ältesten Zeiten her allgemein gewesen. Der Klügere gewann seinen Vortheil auf Kosten des Leichtgläubigen, indem er diesem einen Talisman abließ. Im Innern Afrika's erwerben Hunderte von Mollahs ihren Unterhalt mit dem Verkaufe solcher Pergamentschnitzel, die eine Stelle des Korans enthielten, aber waren überzeugt, daß eine europäische Formel darauf noch wirksamer sei, und baten daher wieder

die Gebrüder Lander alle Augenblicke selbst um dergleichen, die ihnen dann häufig, um dem Andringen auszuweichen, das Vaterunser aufschrieben.

Welchen Eindruck es macht, wenn ein des Lesens Kundiger vor Menschen, die davon keine Idee haben, Etwas aus der Schriftsprache mittheilt, geht aus Dem, was dieselben Reisenden, so wie Andere davon erzählen, auf ziemlich komische Weise hervor. Als die Brüder Lander dem König Obie im Ebulande mehrere Empfehlungskarten ablasen, welche zu Gunsten seines Schwiegersohnes lauteten, konnte er sich gar nicht genug wundern, daß ein bloßes Stück Papier, welches weder hören, noch lesen, noch verstehen, noch sprechen könne, solche Kunde zu geben vermögend sei.*) Der Pater Hennequin hatte sich im Umgange mit den Eingebornen Louisiana's ein Wörterbuch zu entwerfen gewußt, und nahm hierzu seine Zuflucht, um auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Da schien den Wilden dieß Buch ein Geist zu sein, der dem Jesuiten seine Weisheit lehre. Als jener fanatische Mönch dem unglücklichen Fürsten Peru's versicherte, daß er alle seine vermeinte Kenntniß von der christlichen Religion aus seinem Breviarium schöpfe, und es dem Kaziken hinreichte, hielt es dieser an's Ohr, in Erwartung, Etwas zu vernehmen, und warf es dann unwillig zur Erde, weil es ihm Nichts gesagt hatte. Als Carver die Nodowessier besuchte, verstanden sie zwar zu zählen, kannten aber nicht den Gebrauch der Ziffern. Wie er unter

---

*) Reise der Gebrüder Lander zur Entdeckung des Niger, III. S. 172. Leipzig, 1833.

ihren Augen ein Buch aufschlug, und ihnen genau sagte, wie viel Blätter von dem an, welches er ihnen zeigte, noch darin enthalten seien, glaubten sie ebenfalls, daß ihm ein Geist solches mitgetheilt habe. In Kano schrieb Jemand dem Reisenden Clapperton die Macht zu, durch das Lesen in einem Buche die Menschen in Thiere, die Erde in Gold zu verwandeln. Wie wenig fehlte solchen Negern daran, in ihm einen zweiten Faust, in dem Buche dessen Höllenzwang zu sehen? Den deutlichsten Beweis, wie auch späterhin gewisse Schriftzüge, wenn sie einmal ihre Bedeutung in der lebendigen oder geschriebenen Sprache verloren haben, als Zaubercharaktere fortleben können, geben die sogenannten Runenstäbe der nordischen Völker. Sind doch selbst unsere Musikzeichen sicher für alle damit unbekannte wilde Völkchen ein nicht geringerer Gegenstand des Staunens und Aberglaubens! Mit fünf Linien, einigen Punkten und Strichen kann man ihre Lieder und Weisen zu Papiere bringen und nachsingen, wenn man sie auch noch nie gehört hatte. Wie sehr mußten sie darüber in Bewegung gerathen!

Belege genug, um darzuthun, wie man Zeichen und Worten, die man nicht verstand, oder die mit Dem, was man von ihnen erwartete, gar keinen Zusammenhang hatten, einen so wunderlichen, und beim ersten Anblick unerklärlichen Werth beilegen konnte. Sie gehörten zu den mächtigsten **Vinculis** oder Mitteln, wodurch man die Macht über die bösen, wie die guten Geister bekam. Einzelne solcher Worte verstand man, z. B. den Namen Gottes, Adonai, Elohim, Jehovah, Schaddai, denen eine unendliche Kraft beigelegt wurde, denen von

den Talmudisten noch jetzt eine solche beigemessen wird. Viele von ihnen nennen sich Herren des Namens. Sie behaupten nämlich, das wahre Geheimniß und die Bedeutung des Wortes Jehovah zu wissen, und da schon Moses die sogenannten Gedenkzeddel verordnete, um dem rohen Volke ein sinnliches Zeichen zur Erinnerung an den Nationalgott zu geben, so bahnte er selbst den Weg, denselben eine ganz andere Wirkung beizulegen, als er dabei beabsichtigte. Es wurden ihnen hunderterlei Arten von Amuleten und Talismanen an die Seite gesetzt, die durch vermeinte kluge Berechnung der Buchstaben, welche, wie bei Römern und Griechen, zugleich Zahlen bedeuteten, wunderbare Kräfte besitzen sollten. Jeder Jude in Polen pflegt einen solchen im Hause und am Körper zu tragen. Den im Hause unter einem Glasdeckel befindlichen pflegt er zu berühren, so oft er geht oder kommt, und betet dabei:

Der Allmächtige beschütze mich,
Der Allmächtige befreie mich,
Der Allmächtige stehe mir bei!

Das bloße Wort Schaddai: der Allmächtige, ja der bloße Anfangsbuchstabe desselben gilt schon als Talisman, den der Fleischer in das Fleisch der geschlachteten Thiere schneidet. Wer die Kabbala, d. h. die Kunst, solche Buchstaben gehörig zu berechnen, versteht, kann sich dort recht gut ernähren, und an Rabbinern, die ihre talmudische Weisheit so in's Geld setzen, fehlt es nirgends. Die Psalmen liefern ihnen treffliche Talismane der Art. Der erste Psalm ist gegen viele Krankheiten, der zweite namentlich gegen Kopfweh, ein anderer fördert die Niederkunft.

Besonders steht auch das heilige Tetragrammaton in großem Rufe. Es galt an sich als geheimnißvoll; es drückte die Substanz des Schöpfers mit reiner Bedeutung aus, und hatte daher den Vorzug vor Elohim, Adonai, Schaddai und Jehovah, welche nur eine Eigenschaft desselben angeben; es galt als abgesonderter Name. Maimonides hat sich darüber eben so gut, wie Agrippa, und dieser und jener der Kirchenväter sehr ausführlich geäußert. Der fromme Origenes behauptete, daß, wer die Kraft der göttlichen Namen, die Geheimnisse derselben kenne, würde auch Vieles sehr leicht zu bewerkstelligen im Stande sein. In gleicher Art äußerten sich Arnobius, Eusebius u. s. f.

Vorzüglich aber finden wir auch den Gebrauch von hebräischen, arabischen, indischen und völlig unbekannten, barbarisch klingenden Worten. Den hebräischen legte man eine besondere Kraft bei, weil man annahm, daß das Hebräische die erste, die Ursprache gewesen sei, daß Gott selbst darin mit den Menschen gesprochen habe. Von ihrer Bedeutung, ihrer Wirksamkeit, übernatürliche Dinge zu erzielen, können die Alten nicht genug erzählen. Agrippa schrieb ihr eine besondere Kraft zu. Ihre Buchstaben hätten eine außerordentliche Aehnlichkeit mit den Körpern des Himmels und der Erde. Mit ihm stimmten Paracelsus, Campanella, Gaffarelli, Pomponazzi und Andere überein. Ihre Vokale, ihre mannichfachen Zeichen gelten für eben so viele Beweise von tiefem, verborgenem, geheimnißvollem Sinne. Arabische und altindische Worte kommen besonders im Morgenlande, oder in aden daher stmmenden alten Schrif-

ten vor. Das **O U M** oder **Om**, die Mutter unseres so oft gedankenlos gesprochenen **Amen** spielt hier eine Hauptrolle. Als Gott, lehrt die indische Kosmologie, die Welt erschuf, sprach er das Wort **oum**, (dreisylbig), als den geheimen Namen des Geisterreichs, aus, in welchem die drei Welten begriffen sind, worauf dann eine Menge geistiger Wesen aus ihm emanirte. **Oum** war sein erstes Wort.

Es ist das Schöpfungswort, das Urwort, durch welches alle Dinge gemacht sind; dieser Begriff geht von Indien, Aegypten und Persien aus, durch die ganze Mythologie und Philosophie der Hellenen fort. In den Mysterien der Ceres zu Eleusis kommt das alte indische Wort selbst **mit unverändertem Laute** in der Schlußformel vor.*) Nach **Adelung** im Mithridates (I. S. 266) bezeichnet es den Begriff: **es werde, es geschehe!** Was sich auch gleich in der Genesis darstellt. Es war das erste Wort des Ewigen, durch das er seine Liebe und Herrlichkeit kund thun wollte. Parallelstellen finden sich im **XXXIII.** Psalme V. 6: „Der Himmel ist durch das **Wort des Herren** gemacht, und alles sein Heer **durch den Geist seines Mundes.** Als Schlußformel der **Gebete**, beim hebräischen und später beim christlichen Gottesdienste, in Gestalt von **Amen** hat es sich bis auf uns selbst vererbt, aber es kommt auch als ***Omen*** selbst vor. Bei Moses erscheint es schon als ***Amen***: **es werde, es geschehe!** z. B. 4. Mos. V., 22; eben so 5. Mos.

---

*) **Richter**: das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients. Leipzig, 1819. S. 3 fg.

XXVII., 15. Unzählige Belege würden sich noch aus den Psalmen, aus dem Buche der Weisheit, der Offenbarung, auffinden lassen.*)

Die ganz unbekannten Wörter waren nach der Ansicht der Freunde geheimnißvoller Wissenschaft, sowohl der ältern, wie der spätern, darum von Werth, weil Gott ihnen selbst gleich vom Anfange herein ganz besondere Kraft beigelegt habe, sie seien den Menschen selbst von Engeln bekannt gemacht worden. So drückt sich Agrippa darüber aus. Aber längst vor ihm, Jahrhunderte vor ihm, sprach auch Jamblich so. „Es sind dieselben nicht aus menschlicher Willkür, sondern göttlich entstanden," sagt er.**) Sie durften deßhalb auch nicht verändert werden, denn dieß hätte nur bewirkt, daß sie die Kraft verloren hätten. Jamblich wirft seinen Zeitgenossen vor, daß sie die höhere Weisheit suchen, und doch die Schlüssel dazu, diese Heiligthümer, verderben. Origenes, der fromme Kirchenvater, hält ebenfalls Viel von der Wirkung solcher an sich sinnlosen Worte, weil die Kraft **in ipsis vocum qualitatibus** liege. Dem Psellus zu Folge haben die Namen: Seraphim, Cherubim, Michael, Gabriel, eine unaussprechliche Kraft an sich, und wirken Nichts mehr, wenn sie in's Griechische übergetragen werden. Schon bei den alten Griechen finden wir, daß solche barbarische Worte in hoher Achtung standen. Sie hatten ihre ephesischen Laute, oder Worte, die sich

*) Wer sie lesen will, findet sie in Richter a. a. O. S. 110 bis 142.

**) De Myster. Aegypt. VII, 3.

durch schmetternde, rauhe Töne auszeichneten, und kräftig gegen die feindseligen Dämonen wirken sollten. Als einst in Kleinasien die Milesier von der Pest heimgesucht wurden, besprengte ein gewisser Branchus dieselben, um sie zu entsündigen, und sang dabei:

Kinder, dem treffenden Gott singt laut,
Und der treffenden Göttin.

Das Volk aber fiel dann in eine klägliche Melodie voll solcher ephesischen Laute, wie sie Suidas bezeichnet; sie enthielten durchaus keinen Sinn: **Bedü, Zaps, Chthon, Pleefron, Sphinx, Knaxzbi, Chtüphtäs, Phlegmos, Dro-o-ps,** und wurden mit immer stärkerem Heulen und Geschrei wiederholt.

Was die Zeichen, die Charaktere betrifft, so hätten wir Gelegenheit, eine unendliche Menge derselben beizufügen. Häufig sah man in ihnen Nichts als unbekannte Buchstaben, und Agrippa bezeichnet sie, wie wir schon ihren Ursprung angaben, als Hieroglyphen, als heilige Namen der Götter, der Geister, welche man vor dem Mißbrauche bewahren wollte, den Uneingeweihte damit hätten treiben können. Schon in uralter Zeit schrieb man daher ihre Erfindung den Chäldäern und Aegyptern zu. Namentlich wurde auch schon Zoroaster als ihr Erfinder bezeichnet. Magische Kreise und Zirkel waren schon bei den Chaldäern gebräuchlich, und später meistens unter dem Namen hekatische bekannt, bestehend aus einem goldnen Kreise, der in der Mitte einen Sapphir enthielt, und ringsum von mancherlei Zeichen und Figuren umgeben war. Es hat ein solcher Zauberkreis so lange, als

es vermeintliche Zauberer gegeben hat, immerfort sein Ansehen erhalten, und gute, so wie böse Geister wurden durch ihn, oder in ihm beschworen. Wer die mannichfachen Gestalten sehen will, mit denen sie aufgeputzt waren, mag die Zauberbibliothek von Horst zur Hand nehmen, wo er eine Menge abgebildet findet.

VIII.

Alles dauert nur eine Zeit. Der Schleier des Geheimnisses, womit sich die Weisheit der Tempel umgab, zerriß endlich; das Schweigen, welches Jahrhunderte lang die Pforten des Heiligthums versiegelte, ward geendet. Es dauerte lange, ehe es geschah; im Kampfe mit dem unbeugsamen Zoroaster und seinen Nachfolgern, unterlagen die Verehrer des Schiwa, des Wischnu und Brama, und wurden nachdrücklich verfolgt. Aber ihr Geheimniß nahmen sie mit in die Einöden und Höhlen, wohin sie sich flüchteten, und bewahrten es so theuer, als ihr eignes Leben.

Die Priester Kanaans hatten kein besseres Geschick. Moses fiel in ihr Land mit roher Blutgier und unersättlicher Habsucht ein, und sprach den Tod gegen Die aus, welche im Namen eines andern Gottes, als Jehovah, Wunder thun, oder weißagen würden. Doch die Eroberung Palästina's gelang weder schnell, noch vollkommen, und der Hebräer, von Furcht und Hoffnung getrieben, wie jeder Mensch, und der Leichtgläubige besonders, fragte oft die geächteten Priester und Propheten der feindlichen

Nachbaren. Geehrt, und noch mehr gefürchtet, weihten diese nur wenige und getreue Schüler in die Geheimnisse, welche Reichthum und Achtung gewährten, wenn sie auch nicht mehr große äußere Macht verliehen. Die Hexe von Endor mag eine solche Sibylle gewesen sein; Saul, seinem Jehovah lange treu, hatte das Gebot desselben so streng erfüllt, daß es ihm selbst, als er nun von Angst und Furcht gepeinigt wurde, schwer fiel, nur noch ein Wesen zu finden, das Todte zu beschwören im Stande war.

Die Propheten der Hebräer zerfielen, bis sich das Reich gespalten hatte, ebenfalls in zwei Theile, welche sich gegenseitig bekämpften, aber ihre Geheimnisse kamen deßhalb nicht an's Licht. Selbst als der wilde Kambyses gegen die ägyptischen Priester wüthete, wie Zoroaster einst gegen die Hindu's, als er den heiligen Stier tödtete, und seine Priester, seine Geweihten schlachtete, als er die Tempel plünderte, hinterließ er zwar ein schreckliches Andenken, ohne daß aber alle seine Grausamkeiten den Mund über Das geöffnet hätten, was in ihrem Heiligthume geschah. Die Menschen theilten sich einmal in Wissende und Nichtwissende, in Geweihte und Uneingeweihte; die Nichtwissenden, die Nichtgeweihten, hatten keine Vorstellung davon, daß ihnen das Verborgene kund werden könne, als indem sie Eifer, Muth und Bildungsfähigkeit genug besäßen, um in den Kreis der andern, bevorzugten Klasse aufgenommen zu werden.

Aber die allgemeine Bildung hatte, wenn gleich langsam und unmerklich, endlich einen andern Gang genommen. Der Schiffer Phönikiens säete das Samenkorn, ohne es selbst zu wissen, an entfernten Ufern aus. Zu

schwach, und mit dem Streben nach Gewinn beschäftigt, dachte er nicht daran, die Wilden, mit denen er verkehrte, durch Religion und geheimnißvolle Bräuche zu bilden, sondern richtete sich nach den Gebräuchen der Menschen, welche ihm zu wohnen gestatteten, dagegen aber auch gar Manches von ihm annahmen. Es fand ein gegenseitiger Tausch Statt. Es galt nicht mehr bloß, was vor Alter ehrwürdig ist; man wählte nach Ueberlegung und gemachter Erfahrung, ohne Etwas von blindem Gehorsam gegen unbekannte Obere zu wissen. Indem man Kenntnisse erwarb, wurde der Durst nach dergleichen noch mächtiger, und sie zu erwerben, that man Reisen in ferne Länder; die Fremdlinge gaben das Beispiel, und gewährten das Mittel hierzu. Was auf solche Weise erforscht wurde, blieb freilich nicht selten auf enge Gränzen beschränkt, oder wurde ebenfalls dann nur im kleinen Kreise verbreitet. So sagte Thales eine Sonnenfinsterniß voraus, aber freilich nur eine. Nur sehr unvollkommen und ohne hinreichende Theorie war er also mit der Art bekannt geworden, nach welcher er hier zu Werke zu gehen hatte. Pythagoras schöpfte aus dem Borne indischer, ägyptischer Weisheit, aber nur seinen Schülern, die strenge Prüfungen bestehen mußten, theilte er das Gewonnene mit. Die Schulen der Philosophen wurden gleichsam eine neue Art von Mysterien, die oft durch besondere Sprache und Regeln des Umgangs Aufmerksamkeit erregten. — Indessen von Haus aus war doch diese Richtung der Kultur eine andere gewesen, und jene Abgeschlossenheit, welche die Schule des Pythagoras bietet, ist doch nicht in den späteren Kreisen der Peripatetiker, der Platoniker wahrzuneh-

men. Je weiter sich diese Richtung des Lehrens und Umganges ausbreitete, desto mehr legte sie auch den Schleier des Geheimnisses ab. Er verblieb noch den Tempeln, allein nicht in dem Maße, daß nicht einige Strahlen der verborgenen Weisheit bereits nach Außen einen Weg gefunden hätten. Demosthenes spricht von Zauberei, die geübt werde. Hier mußte also irgend etwas im Tempel Erlerntes von Menschen, die Niemand achtete, zur Befriedigung von Gewinnsucht benutzt worden sein. Es hatte hierzu vielleicht ein früheres Ereigniß Gelegenheit gegeben. Nach der Ermordung des Smerdis war auch eine allgemeine Ausrottung der Magie in Persien beabsichtigt worden. Allein diese Priesterkaste war zu zahlreich, zu mächtig, um ganz zu verschwinden. Ein großer Theil flüchtete sich nach allen Gegenden. Später suchte Darius aus Staatsabsichten die Flüchtlinge wieder zu sammeln, aber sicher kamen nicht Alle zurück, einen Thron zu stützen, auf welchem ihr Mörder saß.*) Doch den Flüchtlingen hatten nun Orte offen gestanden, wo die Bildung einen ganz andern Gang angenommen hatte. Sie konnten ihre Schüler nur unter Griechen wählen, welche im großen persischen Reiche zerstreut waren, und nahe daran wohnten, die als Krieger im Heere des Darius kämpften, als

---

*) Wie groß die Zahl der Magier gewesen sei, mag daraus abgenommen werden, daß nach dem Sturze der makedonischen und parthischen Herrschaft, 226 Jahr vor Chr., Artaxerxes, der Stifter einer neuen Dynastie in Persien, bei einer ihrer Zusammenkünfte gegen 80,000 derselben zählte. (Gibbon, Decline etc. of the Rom. Empire. I. p. 273. Lips. 1829.)

Richter in seinen Provinzen angestellt waren, als Kaufleute in seinen Häfen verkehrten, und den ganzen herrlichen Küstenstrich Kleinasiens bewohnten. Bald wurde dieser Verkehr noch ausgebreiteter. Der Krieg des jüngeren Cyrus gegen den Artaxerxes, das Gewicht, mit welchem der Sultan Persiens auf Griechenland lastete, in welchem er Jahre lang den Schutzherrn, den Schiedsrichter spielte, mußte dazu beitragen. Den fein gebildeten Griechen, die an Beobachtung gewöhnt, von Wißbegier getrieben waren, hatte es nicht entgehen können, daß die Magier zu ihrer Verwunderung so mancherlei Wunder thaten, und die Kunst, dergleichen zu bewirken, wurde bei ihnen bald ausschließlich Magie genannt. Aber mit den vertriebenen, flüchtigen Magiern und ihren Nachkommen in so naher Berührung, mußten sie wohl auch suchen, solche Weisheit näher kennen zu lernen, wovon nun wieder die Folge war, daß der Einzelne, von Gewinnlust getrieben, die erlernten Geheimnisse in einer Art anwendete, welche Demosthenes zu der bemerkten Aeußerung bestimmte. Noch viel Mehr mußte aus des Tempels heiligen Räumen in die gemeine Wirklichkeit gezogen werden, als Alexander's Kriegsheer Asiens Tempel, wie die des alten Aegyptens öffnete. Ein Jeder derselben hatte seine Mysterien, ein Jeder aber suchte die mächtigen Fremdlinge einzuweihen. Die Neugier, die Wißbegier, der Reiz des Geheimnißvollen lockte die große Menge, und unter dieser gab es also auch solche Leute, welche den alltäglichsten Gebrauch von ihren Kenntnissen machten. So kann Theokrit schon von der Beschwörung singen, welche ein ganz gemeines Weib vernehmen läßt, und die

mit der Drohung einer Vergiftung endet.*) Ein Weib, Agamede, das ärztliche Kenntniß besaß, wird eben so bei Theokrit bereits zu einer Zauberin, wovon Homer noch kein Wort weiß. Das Verbrechen eines Menschen wird bei ihm zur Folge übernatürlicher Einwirkung.

Der Fanatismus des Kambyses hatte zwar umsonst die Tempel Aegyptens zu zerstören gesucht; Alexander's Heerzug beraubte sie so wenig, wie den zu Jerusalem, denn Fanatismus war den Griechen und Römern fremd; er sollte erst späterhin wieder von Christen und Muhammedanern geübt werden. Die Ptolemäer ehrten sogar die Religion der alten Pharaonen, und die Römer störten sie so wenig, daß sie selbst eine Menge Ideen in ihren Kultus aufnahmen. Allein in Folge der großen Verheerungen des Landes war doch auch die Quelle der Einkünfte versiegt, durch den fremden Kultus der einheimische beeinträchtigt worden, und noch weniger konnte die Priesterkaste den Glanz des Scepters theilen, den ersten Rath des Königs bilden, wie zur Zeit der Pharaonen geschehen war. Je zahlreicher aber diese Priesterkaste im Laufe der Zeit geworden war, je spärlicher die Einkünfte flossen, desto mehr mußten späterhin, als die mächtige Roma herrschte, viele der unteren Priester außer Landes, namentlich in der Hauptstadt des römischen Reiches selbst ihr Heil suchen, und, erfahren in Künsten, die einst nie aus den Mauern des Tempels kamen, die reichen, leichtgläubigen Römer zu berücken suchen. Allerdings ließ sich

---

*) Theocr., Idyll. II.

weder ein Cicero, noch ein Cäsar von ihnen leiten und blenden. Solche höher gebildete Männer lachten des bekutteten Priestertrosses, der aus Aegypten, Syrien, Phrygien zugleich herbeiströmte, wie der Gebildete unter uns über die schmutzigen Franziskaner und Kapuziner lacht; aber in allen Ständen gab es genug, die ihren Geheimnissen lauschten, ihre Künste anstaunten, bis endlich die Zeit immer mehr ihr Recht behauptete, und mit dem zerrissenen Schleier des Geheimnißvollen auch die Achtung und Bewunderung schwand. Wenige glaubten endlich noch an ein Wunder, man stritt bald über die Möglichkeit desselben, und ist es erst dahin gediehen, so wird das Wenige, was ihm zum Grunde liegt, bald ermittelt. Die Orakel verstummten, denn Niemand achtete ihrer, die Wunder hörten auf, denn Niemand glaubte mehr daran. Die Mysterien der Tempel fanden keinen Zugang mehr, als das Christenthum sich den Weg gebahnt hatte. Das letztere hatte sich, weil so manche der heidnischen Priester in ihm eine bessere Rolle zu spielen hoffen durften, bereits in den Besitz der geheimen Kräfte gesetzt, wegen deren sonst die Tempel mit scheuer Furcht betreten wurden. Als Julianus den Tempel Jerusalems wieder aufbauen wollte, wurden die Arbeiter durch Feuer, das aus der Erde quoll, durch Erschütterungen und dergleichen, verscheucht. Die Christen thaten mit Einem Worte ebenfalls Wunder, allein eben deßhalb schwand der letzte Schimmer, der noch geblieben war. Die alten Götter sahen sich vom neuen Gott mit gleichen Waffen angegriffen, und es hing nur von diesem ab, ob er nicht alle ihre Geheimnisse der Oeffentlichkeit Preis geben wollte.

Zugleich hatte die neue Religionslehre auch wesentlich dazu beigetragen, den Glauben an alle geheimnißvolle Lehren der Geisterwelt, so lange zu erschüttern, als sie rein und unverfälscht blieb. Zwar fehlt es nicht an Beispielen, wo sie außerirdische, gute und böse Wesen, wo sie Teufel und Engel thätig sein, und in das Leben der Menschen eingreifen läßt. Man denke nur an die Besessenen, welche so oft vorkommen, und die vermeinte Macht des bösen Prinzips beurkunden, womit die Juden bekannt geworden waren, als sie so viele Jahre in der babylonischen Gefangenschaft zubrachten. Es ist eben so wenig anzunehmen, daß die Apostel dem Glauben an den Teufel entsagt gehabt hätten. Kein Mensch wird den allgemein herrschenden Ideen seiner Zeit ganz entgehen, und so waren auch die Schüler Christi in der Meinung geblieben, daß das böse Prinzip personifizirt als Teufel gedacht auf der Erde wirksam sei. Aber die Lehre, welche Christus und sie vortrugen, erwähnte aller solcher Dinge fast nur historisch, und dann in der Art, daß sie nicht mehr vor dem Lichte des neuen Glaubens bestehen könnten, daß ihnen die Macht benommen sei. Freilich sollte leider auch das Wenige, was sie historisch äußerten, und unbestritten hingehen ließen, weil sie entweder selbst daran glaubten, oder es für unmöglich hielen, es auszurotten, zur Begründung des schrecklichen Wahnes späterhin dienen, und die Existenz des Teufels zu einer Glaubenslehre machen, deren Abläugnen so gut mit Feuer und Schwert und Kerker bestraft wurde, wie das Läugnen der Erlösung, und anderer aus ihren Schriften herausgeklügelten Lehren. Alles hatte vergessen,

daß Christus gekommen war, das Reich des Satans zu zerstören. Ehe der Weise es hätte ahnen können, war der Teufel in der gemeinen Vorstellung mächtiger geworden, als je.

Genug, mit dem Eintritte des Christenthums fielen die Tempel in Trümmern, die Priester zerstreuten sich und waren Opfer des Hasses, der Verfolgung, der Verachtung; denn was den Christen nur irgend Böses von ihnen widerfahren war, das vergalten sie ihnen reichlich. Viele von denselben aber gingen zu der neuen Lehre über, bald überredet vom neuen Lichte derselben, bald von weltlichen Vortheilen gelockt, von der Noth gedrängt, von der Hoffnung belebt, hier neue Schätze zu sammeln, und so brachten sie ihre Tempelgeheimnisse in den Schoß der neuen Kirche.

So lange das Heidenthum bestand, ohne von der Staatsgewalt verboten zu sein; so lange es noch Tempel hatte, oder die Ruinen derselben noch daran erinnerten, welche Werke hier geübt worden seien, welche falsche, ohnmächtige Götter man hier verehrt hatte: so lange hatten die gefährlichen Gegner des Polytheismus auch nichts Nöthigeres und Dringenderes zu thun, als die falschen Wunder an's Licht zu bringen, und die Thorheit der dadurch gestützten Lehre zu beweisen. Aber Moos und Epheu wucherten endlich traurig auf den Trümmern der Tempel, in denen sich keine Hymne mehr zum Lobe der Götter vernehmen ließ. Die Gewohnheit, die ganz neue Ordnung der Dinge, die Nothwendigkeit, hatten ganze Völker mit der christlichen Lehre befreundet; was nun nicht mehr zu fürchten stand, ward nicht allein nicht mehr bekämpft,

sondern im Gegentheil selbst benutzt. Man bestritt nicht mehr die Wunder der Tempel, sondern ließ lieber dergleichen nun auch in den Kirchen geschehen. Der Streit gegen den Glauben an jene hätte am Ende das Denken zu sehr rege machen, und auch den Glauben an die Wunder der neuen Götter, der Martyrer, der Heiligen, der Bischöfe wohl selbst erschüttern können.

Es zerspaltete sich aber die alte, in den Tempeln bewahrte Weisheit in zwei Theile; sie ging in zwei ganz verschiedene Menschenklassen über. — Aus den Priestern der höheren Klassen, aus den Schülern aufgeklärter Weisen Babylons, Persiens, Aegyptens, Etruriens, bildeten sich jene Theurgen, jene Philosophen, welche besonders vom zweiten Jahrhunderte an dem Heidenthume eine edlere Deutung zu geben, seine Fabeln als Allegorien und moralische Erzählungen darzustellen strebten, welche nicht viele Götter verehrten, sondern ein erhabenes Wesen, das aber unter mancherlei Gestalten und tausenderlei Namen von verschiedenen Völkern geehrt wird. In ihre Schulen kamen auch die Christen gern, die hier sündenfrei Schätze der Weisheit sammeln zu können glaubten; besonders da eine strenge Sittenlehre, und eine geregelte, ihr entsprechende Lebensweise jenen Ansichten noch mehr Relief gaben. Aber in ihren Schulen ehrte man auch das Andenken an jene Männer, die in Folge ihres frommen Lebens mit den höheren Mächten des Himmels Umgang gehabt, und so die Macht erlangt hatten, Wunder zu thun, und damit nicht etwa die letzteren geläugnet, bestritten, von zu mächtigen Gegnern herabgesetzt werden möchten, so spann sich auch in diesen Schulen der Schleier des Geheimnisses

um alle diese Lehren. Die Pflicht zu schweigen, von Allem, was der Lehrer mittheilte, Niemandem Etwas zu eröffnen, ward auch hier die erste, und es bildete sich so eine Geheimlehre, welche nicht etwa jedem Schüler und Zuhörer zugänglich war. Synesius, der früher ein Heide, dann ausgezeichneter Philosoph in dem neueren Sinne, aus der Platonischen Schule gewesen war, und als er zum Christenthume übergetreten war, selbst Bischof von Ptolemais wurde, verweiset es in einem seiner Briefe gewaltig einem Freunde, daß dieser nicht eingeweihten Zuhörern einen Theil der geheim gehaltenen Lehre mitgetheilt habe. Christen und diese Heiden waren also in dergleichen Dingen bereits vollkommen einverstanden. Was wir oben von Damascius anführten, der etwa hundert Jahre später als Synesius lebte, beweist, wie hoch das Geheimniß von dergleichen Dingen auch da noch gehalten wurde. Die Geweihten von Memphis und Eleusis hätten nicht zurückhaltender sein können. Die Verschmelzung der christlichen und alten heidnischen Begriffe fand bei Vielen in so hohem Grade Statt, daß es schwer zu bestimmen gewesen wäre, ob sie Christen oder Heiden seien. Es bildete sich in solchen Kreisen die Theurgie, d. h. die Wissenschaft, welche durch die Kraft geheimnißvoller Worte, Charaktere und Gebräuche einen unmittelbaren oder realen Rapport zwischen den Menschen und der Geisterwelt zu bewirken strebt, welche die Geister und Dämonen zwingt, zu erscheinen, wie sich einer der berühmtesten dieser Philosophen, Jamblich, ausdrückt. Das Streben der edelsten Männer und größten Weisen, das eines Sokrates, Plato, Pythagoras ꝛc.

war allerdings auch auf eine Verbindung des Menschen mit Gott hinausgegangen, aber nicht um Wunder zu thun, sondern um dem höchsten Wesen an Reinheit des Willens so nahe zu kommen, als möglich. Diese neuen Platoniker wollten das Jenseits, was nicht sinnlich wahrnehmbar ist, in den Kreis der Sinne ziehen, die Geisterwelt in die wirkliche verpflanzen, sie schauen, mit ihr verkehren, und sie zu Absichten und Zwecken als eine dienende Kraft benutzen. Es war bereits im vierten Jahrhundert bei Heiden und Christen der Glaube fest, daß man mit Engeln und Geistern verkehren könne. So lange der Mensch noch die Götter selbst unter sich wandeln, und nach dem Rechte schauen läßt; so lange Jupiter noch selbst mit dem Merkur auf die Erde herabsteigt, um sie dann vom Wasser ersäufen zu lassen; so lange Abraham sein Brot mit dem Elohim bricht, und ein fein gut Kalb iß't, so lange weiß er Nichts von dergleichen Mittelwesen. Allein allmälig stellt sich das Bild der Gottheit höher, es ist ihm unerreichbar. Er fühlt seine Schwäche, den Blick, das Wort, so hoch hinaufzurichten, und so entstand schon früher jene Vorstellung von Engeln, die besonders, wo die Einheit der Gottheit zum Prinzip ward, lebhaft hervortrat, folglich im Zoroaster'schen Systeme, im Judaismus, als dessen Bekenner so lange in Babylon lebten, in dem darauf gepflanzten Christenthume, im Muhammedanismus, und folglich auch in jener umgeschmolzenen platonischen Philosophie. Plato und Sokrates sprachen, eben weil bei ihnen die Idee der göttlichen Einheit ausgebildet war, schon von Dämonen, von solchen Mittelwesen zwischen

Gott und den Menschen, und Plato nimmt eine große Menge derselben an, indem er die höchste Gottheit als höchsten Dämon (*μέγιστος Δαίμων*) bezeichnet. Auch bei Thales herrschte schon eine ähnliche Vorstellung; die Welt ist voller Geister nach ihm. Sicher haben sich alle jene denkende Köpfe so geäußert, welche über Ursprung und Erhaltung der Welt philosophirten, denn so wie sich die unendliche Kluft zwischen dem Staubbewohner und der höchsten Gottheit zu bilden anfängt, so sucht auch selbst der Gebildete den unendlichen Raum zu füllen, und da sie mächtiger waren, als der Mensch, so war nur ein Schritt zu dem Wunsche, mit ihnen in Verbindung zu kommen, von dieser Verbindung aber allen erdenklichen Vortheil zu ziehen. Die Lehre, wie dieß anzufangen sei, bildete sich daher in der durch jene Verschmelzung des Christenthums und Heidenthums zwar nicht enstandene, aber doch großen Einfluß gewinnende, neuplatonische Philosophie, nnd maßte sich an, höher zu stehen, als die Philosophie selbst, wie Jamblich von der Theurgie sagt, denn letztere, behauptet er, muß ja erst die Lücke ausfüllen, welche das philosophische Denken in Betreff der Vereinigung des Menschen mit Gott und der Geisterwelt läßt.*)

---

*) De Myster. Aegypt. I, 2, 5, 11 et II, 11.

IX.

Der Gründer dieser neuplatonischen, alexandrinischen, schwärmerischen Philosophie, wie man sie nennt, je nachdem man dabei den Ursprung derselben, Plato's Ansicht von den Dämonen, oder den Ort, wo sie sich als Schule bildete, Alexandrien, oder ihre Aeußerung vor Augen hat, war Plotin, geboren zu Lykopolis in Aegypten zu Anfang des dritten Jahrhunderts. Er gehörte zu den Sonderlingen, die gerade durch ihre Eigenheiten die Aufmerksamkeit rege machen und fesseln, und kann als Begründer der Theurgie betrachtet werden, wie er sich denn namentlich des wahrsagenden, in's Zukünftige schauenden Blickes rühmte, und unmittelbare Anschauungen des Geisterreichs zu haben behauptete. Unter seinen Schülern wurde namentlich Porphyrius berühmt, der indessen mehr Skeptiker in der Theurgie war, und sich am wenigsten davon überzeugen konnte, wie denn die Wesen, welche mächtiger als der Mensch seien, von diesen durch Sprüche, Drohungen und andere Mittel dienstbar gemacht werden könnten. Noch berühmter wurde späterhin Jamblich, der die ganze Theurgie in ein System brachte, und na-

mentlich darauf hinarbeitete, der heidnischen Religion durch seine Geisterlehre und Theurgie eine edlere Gestalt zu geben. Bei seinen Zeitgenossen stand er in hoher Achtung; er hieß der Göttliche, der Wunderreiche; er hob sich zehn Fuß von der Erde empor, behaupteten sie, wenn er betete. Ihm war die wirkliche, reale Verbindung mit den Göttern, Engeln, Dämonen, Geistern, ausgemachte Sache; seine Theologie galt ihm mehr, als die Philosophie, denn sie schloß ihm das außer den Gränzen der Vernunft Liegende auf, und ging mit seiner Theurgie Hand in Hand, um durch die letztere, welche in der Lehre von geheimnißvollen Handlungen, Ceremonien, Worten, Zeichen ꝛc. bestand, in wirksame und wirkliche Vereinigung mit Gott und allen Geistern zu kommen. Die Art, wie diese erscheinen und wirken, und mit den Menschen verkehren, wie sie dabei vortheilhaft oder nachtheilig wirken, wird von ihm genau bestimmt. Kurz, in ihm erreichte jene neuplatonische Philosophie ihre völlige Ausbildung, so weit die Schwärmerei, welche das Uebersinnliche in den Kreis des Sinnlichen zu ziehen strebt, eine Philosophie genannt werden kann. Bei ihm und Porphyrius finden sich bereits die deutlichsten Spuren von der geheimen Kraft, welche man den oder jenen Charakteren und Namen zuschrieb, um durch sie auf die Geisterwelt zu wirken, und sie dem Willen des Menschen unterthan zu machen. Gewisse Steine und Pflanzen sollen schon die zitirten übersinnlichen Wesen darstellen, gewisse übersinnliche Bande zu knüpfen und zu lösen im Stande sein, das Verschlossene öffnen u. s. f. Da das ganze Universum voller Dämonen ist, so konnten sie am wenig-

sten in den allgemein verbreiteten, feinern Stoffen, in den so genannten Elementen fehlen, und so fiel späterhin die genaue Kenntniß der Elemente mit der Kenntniß der sie bewohnenden Geister in Eins zusammen, worauf durch die Theurgen des Mittelalters, Albert den Großen, Paracelsus, Agrippa von Nettersheim, das Reich der Undinen, der Sylphen, der Gnomen, der Salamander, und so vieler anderer „Elementargeister," die in Feuer, Erde, Luft und Wasser leben, gebaut wurde.

Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Ueber die Geister.

sagt Goethe in seinem Faust; und dann noch:

Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut.
Salamander soll glühen,
Undine sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen ꝛc.

Schon vor jenen Neuplatonikern hatte der gelehrte Jude Philo zu Alexandrien in der Hauptsache ähnliche Ideen gehabt und verbreitet. Seine Seele des Weltalls war, was die Sprache Gott nennt, aber, behauptete er, man darf sich nicht erkühnen, etwas Anderes von ihm zu sagen, als daß er sei. Er ist und bleibt uns ein Geheimniß.

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden?
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?

läßt Goethe in ähnlichem Sinne seinen Faust sagen. Aber, fährt Philo fort, es gibt auch ein Heer unkörperlicher Geister, und die ganze Schöpfung hat die ihr angemessenen Bewohner; sie sind Mittelwesen, Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen, und mit diesen kann der Mensch in vertrauten Umgang kommen, wenn er die gehörigen Mittel anwendet, namentlich Einsamkeit, Stille, Fasten, Beherrschung der Leidenschaften. Wer wird nicht zugeben, daß hier schon wieder die Grundideen der Theurgie des Plotin, Porphyr und Jamblich vorhanden sind? Daß bei ihnen also schon Verschmelzung von Judenthum, Heidenthum und Christenthum obwaltet?

Man darf jedoch keineswegs glauben, daß diese Ansicht allgemein gewesen wäre. Im Gegentheil ist es mehr als wahrscheinlich, daß viele dieser weisen Männer unter der Hülle solcher Vorstellungen und Behauptungen gerade dasselbe vortrugen und bewahrten, was Aegyptens Priester von den Naturkräften kennen gelernt und angewendet hatten. In den dunkelsten, nun folgenden Jahrhunderten flüchtete sich das Geheimniß von allem solchem Wissenswerthen in einen kleinen Kreis geheimer Gesellschaften, die sich bis in die neuesten Zeiten erhielten, und wo nur die obersten Grade das Verborgene lehrten. Noch Leibnitz ließ sich zu Nürnberg in den Orden der Ro-

senkreuzer aufnehmen, und soll da Unterricht über Dinge empfangen haben, versichert Fontenelle, die er sonst nirgends kennen gelernt hätte. Zu den Männern, welche in solchen engen Kreisen arbeiteten, mögen Albert der Große, der Abt Trithemius, der Mönch Bartholomäus Schwarz, Roger Bacon, gehört haben. Man darf an der Art, wie sie sich in ihren Schriften ausgedrückt haben, und welche allerdings oft ganz anders lautet, keineswegs Anstoß nehmen. Sicher waren ihre Schriften nicht für ihre vertrautesten Schüler bestimmt, sondern für einen minder eingeweihten Kreis, dem eine Tonne hingeworfen werden soll, bis der Meister mit seinen Auserwählten die Besten in's innere Heiligthum führte. Defters mögen auch diese Schriften als eine Art Apologie betrachtet worden sein.

Alle die genannten und noch mehrere ihren Spuren folgende Männer, wie Agrippa, Cardan, Pomponazzi u. s. f. standen im Verdachte der schwarzen Kunst, und sie wollten doch nur in der weißen Magie Meister sein, welche sie auch öfters die natürliche nennen, und dadurch offen genug ihr Wesen andeuten. Was blieb ihnen übrig, als ihr Verfahren, so weit es durchschaut werden sollte, mitzutheilen, und sich so vor dem Richterstuhle der Kirche zu rechtfertigen? Endlich wollen wir aber freilich nicht läugnen, daß auch diese Männer, sich ihrer kaum selbst bewußt, aus dem Gebiete des Wissens in das der nach dem Uebersinnlichen trachtenden Spekulation geriethen, daß es ihnen ging, wie oben dem Arzte Clauderus mit dem Goldmachen. Für das Erstere und Letztere werden sich Belege beibringen lassen.

Es sprachen diese Männer so oft von wunderbaren, kunstvollen Werken, die in's Gebiet der höheren Physik gehören, daß man nur annehmen kann, es seien die Kenntnisse davon, welche die Alten in ihren Tempeln hatten, auf sie übergegangen, oder aber sie waren Erfinder davon gewesen, ehe die neuere Zeit nöthig hatte, sie noch einmal zu suchen. In dem einen oder in dem andern Falle, wovon jedoch der erstere am wahrscheinlichsten ist, hatten sie nicht nöthig, bei Geistern zu suchen, was ihnen schon längst durch physische und chemische Kenntniß gegeben war. Wenn sie freilich verschweigen, wie sie ihre Brennspiegel, ihre Telegraphen, ihre redenden Köpfe ꝛc. fertigten, und so als ruhmredige Charlatane erschienen, so beweiset dieß Nichts gegen sie. Sie hatten ihre Geheimnisse theuer erkauft, und bewahrten sie daher gar sorgfältig, daß nur ein kleiner Kreis höchst vertrauter Schüler davon Kunde bekam. Jeder Andere konnte durch ihre allegorische Sprache mehr gelockt, als befriedigt werden. Aber auch diese Sprache zeigt die Art an, wie sie sich gebildet hatten. Dieß erinnert an die Weise, wie Aegyptens Priester ihre Lehren vererbten; in allen den geheimen Gesellschaften, welche die Lehre der Mysterien fortpflanzten, herrschte Furcht, Schrecken, Verfolgungsgeist. Wider ihren Willen aber entschlüpft ihnen gleichsam das Geheimniß, und wird zu einem ganz natürlichen physisch-chemischen Prozesse. Wenn die Weisen Etwas zu Stande bringen, indem sie die Natur nachahmen, oder ihr durch Kunst nachhelfen, so nennt man das „ein Werk der Magie" (opus magicum) sagt Campanella im 16. Jahrhundert. „Ehe die Kunst allgemein wurde, heißt

sie allemal Magie.“ Die Erfindung des Schießpulvers, des Feuergewehrs, der Buchdruckerei, der Gebrauch der Magnetnadel, waren Gegenstände der Magie, (res magicae) sagt er noch.*) Auf ähnliche Weise sprach Pignatelli etwa hundert Jahre später. „Es ist ausgemacht und gewiß, daß es eine natürliche, d. h. reinmenschliche Magie gibt, durch welche, wer sie besitzt — aber nur Wenige besitzen sie in gehöriger Art (bene), — Wunder thun kann, welche der rohe Pöbel für ein Werk von Geistern hält, weil erstens diese Arbeiten ganz ungewöhnlich sind, und zweitens auf geheim gehaltenem Wege (*secreta ratione*), und auf unbekannte Art bewirkt werden. Pomponazzi, ein Italiener des sechszehnten Jahrhunderts, behauptet sehr richtig selbst von den mosaischen Wundern, so wie von den biblischen überhaupt, daß sie nur Werke der natürlichen Magie gewesen seien. So Etwas dünkt noch unsern Glaubenshelden ein Frevel, so richtig es an und für sich fest steht, denn ein Wunder, wie es der Supernaturalist annimmt, ist nach Hobbes Nichts, als ein Werk, wodurch Gott seine eignen Gesetze, nach welchen er die Welt erschuf und ordnete, vernichtet und überschreitet, um einen Scherz zu treiben; etwas Anderes ist doch z. B. die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Kana nimmermehr, wenn es gleich zu einem Sonntagstexte Gelegenheit gegeben hat. Nach Pomponazzi wurden alle solche biblischen Wunder so sehr auf natürlichem Wege bewirkt, daß er jede Möglichkeit von einem andern abläugnet. Am bestimmtesten drückt sich

*) De sensu rerum IV, 6. u. a. O.

noch Campanella über die Beschaffenheit und Gränzen der natürlichen Magie aus. „Sie ist Nichts, sagt er, als die Kenntniß der Kräfte, die nicht Jedermann weiß, die aber in den Naturkörpern vorhanden sind (quibus tamen [proprietatibus] res naturales re vera gaudent), und von Kennern der magischen Wissenschaft durch Verbindung und Sonderung und auf andere Art so geleitet und gerichtet werden können, daß ganz wunderbare und erstaunenswerthe Dinge daraus hervorgehen.“*) Deutlicher kann sich doch Niemand ausdrücken, um chemische Prozesse zu bezeichnen. Aber auch Pignatelli gibt den Rath: „Bei Dem, was übernatürlich scheint, erst nach dem Natürlichen daran zu fragen, und bei Dingen, die nur durch eine übernatürliche Kausalität zu Stande gebracht werden zu können scheinen, nachzuforschen, ob es keine natürliche, uns noch unbekannte dabei gebe.“ Man sieht, daß diese Italiener, bis auf einen gewissen Punkt wenigstens, weiter waren, als alle ihre Zeitgenossen, und wegen ihrer Grundsätze damals von jedem deutschen Schöppenstuhle zum Feuertode verdammt worden wären. Auch Psellus, der Arzt in Konstantinopel im 12. Jahrhundert, bezeichnet die natürliche Magie nur der Sache nach als Chemie und Physik. „Sie erforscht, sagt er, die Beschaffenheit, Kräfte und Eigenheit der Elemente, der thierischen Stoffe, der Pflanzen, Samen, Früchte, selbst der Steine, Kräuter, und Alles, was zu einander stimmt oder von einander abweicht. Aber freilich ganz konnten sie ihrem Zeitalter nicht über-

*) A. a. O. IV, 2.

legen sein. Wider ihren Willen mischte sich öfters der Glaube an Gestirne und Geister hinein, und alle die Genannten lassen davon ebenfalls Beispiele finden. Manche Andere geriethen auf andere Abwege, wenn auch nicht hier am Ende öfters Verstellung und das Streben obwaltete, unter vorgespiegelten Ideen dem finstern Zeitalter zu schmeicheln, das Wahre zu verbergen, den Strafen zu entgehen, welche Kirche und Justiz damals Jedem drohten, der etwas heller sah, wie Beide. So sprachen Paracelsus und Agrippa erstaunlich viel vom Glauben. Nach ihrer Ansicht thut er Wunder, wie Lavater dadurch bewirken wollte. Auch Paracelsus beschäftigte sich viel mit der natürlichen Magie, mit Erforschung der natürlichen Wunderkräfte aller Dinge, und wie man sie „anregen oder benutzen" solle. Aber ehe er es sich versieht, kommt er auf den Glauben, oder, wie er auch oft thut, auf die Imagination, deren Kräfte ihm so groß sind, „daß sich ihre Wirkungen gar nicht bestimmen lassen." Wenn er das Treiben und Recken unserer Homöopathen von undenkbaren Theilchen ihrer durch Reiben verklärten Arzneien, von ihrer Krätzstoff-, Feigwarzen- und Chankerstofftheorie vernehmen könnte, würde er neue Belege für diese unnennbaren Wirkungen der Einbildungskraft haben. Sie ist jedoch noch immer nach ihm geschickt, große und wunderbare Dinge zu thun, „sobald sie auf einen Punkt konzentrirt wird." Durch die Imagination kann eine Krankheit hervorgebracht und geheilt werden, führt er sehr richtig an. „Mit dem Glauben ist die Imagination so magisch und innig verbunden, daß in ihr vorzugsweise die Allmacht

desselben besteht und durch sie wirkt." Eigentlich kann nichts Wahreres gesagt werden, und nur die Anwendung dieser Sätze war im Geiste seiner Zeit. Alle wahre Magie ist nach ihm nämlich nur die Wissenschaft, durch Hilfe der Imagination große, außerordentliche Dinge zu thun, und um sie zu thun, die Imagination zu erhöhen, und unsern Glauben daran zu stärken. Magische Spiegel, Charaktere, magische Bilder galten ihm alle nur, wenn Glaube und Gebet damit verbunden wird. Durch Gebet, Imagination und Glaube können wir Wunderthäter werden, wie die Propheten, Apostel und Christus, meint er. Hohenlohe hat es in unsern Tagen bestätigt. Uebrigens war Paracelsus, wie sein getreuer Nachfolger, der große Hahnemann, viel zu oft im Widerspruch mit sich selbst gerathen, und von einem Extrem auf's andere gesprungen, als daß man behaupten könnte, es sei ihm bei Dergleichen nur einmal Ernst gewesen. Sicher waren ihm alle dergleichen Dinge wohl nicht stets von Wichtigkeit. Er wollte Aufsehen erregen, Eindruck machen, widersprechen. Was er Heute sagte, verläugnete er Morgen, gerade wie Hahnemann, der jeden Arzt für einen Thoren erklärt, welcher seinen Merkur nicht bis zum Speichelfluß und Merkurialfieber reichte, der den Kampfer fast nur zu halben Skrupeln anwendete u. s. f., späterhin aber Jeden einen Ignoranten schalt, welcher nicht mit Decillionteln zu heilen verstand.

In ähnlicher Art räsonnirte der ihm an Geistesrichtung sehr ähnliche Agrippa von Nettersheim, der ebenfalls späterhin Alles, was er früher behauptet hatte, zurücknahm. Was Paracelsus dem Glauben und der

Imagination zuschreibt, geschieht bei ihm durch die geheime Kraft des Wortes, doch so, daß auch die Imagination dazu kommt, welche freilich bei so vielen Dingen im Staate, im Leben und in der Kirche das Beste thun muß. Was wären unsere Zeremonien, unsere Sakramente ohne Imagination! Die barbarischesten Wörter waren ihm die liebsten, nur müsse man dabei fest glauben, daß ihnen etwas Göttliches beiwohne. Er mischte mit den Begriffen von der Wirksamkeit solcher Wörter noch viele kabbalistische Ideen ein. Immer blieb indessen auch bei ihm der Hauptgedanke, wie bei Paracelsus, daß Magie nichts als höheres Naturstudium sei. Ihm, wie so vielen seiner Zeitgenossen, und noch viel mehr den Weisen, die Jahrhunderte vor ihm lebten, schwebte, mehr oder weniger dunkel, immer der Gedanke vor, daß der Mensch mit eigner Kraft das innere Leben der Dinge ergreifen, die Hülle der Natur, bis auf einen gewissen Grad mindestens, abstreifen, und so vor dem blinden Uneingeweihten scheinbar Wunder thun könne. In der Art waren bei den alten Völkern Moses und jeder Prophet, ja Christus selbst, ein Magier, ein Wunderthäter; in der Art waren es Zoroaster und die Priester Aegyptens, die Weisen Indiens, Persiens. In der Art flossen Politik und Magie damals in Eins zusammen. Der Magus erkannte die Natur in höherem Grade, als die große Menge, er beobachtete das Menschenleben, er forschte nach dem Geschick der Staaten, der Völker, und bestimmte die Zukunft nach den Erscheinungen der Gegenwart. Er saß im Rathe der Fürsten. Sie wendeten sich an ihn, wenn sie Frieden schließen, oder Krieg be-

ginnen wollten. Die jüdischen Geschichtbücher geben uns davon auf jeder Seite beinahe Kunde. Selbst auch ungerufen kam er in den Rath des Volkes oder Königs, um seine bald geachtete, bald gefürchtete Stimme vernehmen zu lassen. Bei Albert Magnus, Tritheim, Pignatelli und so vielen andern Genannten und nicht Genannten finden wir die letzten Spuren dieser Magie. Was späterhin vorkommt, ist nur noch roher Zauberglaube, in's Gemeine herabgezogen; ausgearteter Ueberrest von besseren Kenntnissen, oder ausgeartete theosophische Schwärmerei, zu der von den genannten Meistern schon der Grund gelegt war. Hier spielt der Glaube die Hauptrolle, der noch durch die Imagination den rechten Nachdruck erhält, wenn auch dieser nicht gerade, wie bei Paracelsus, erwähnt wird. Von Jakob Böhm bis auf Swedenborg und Hohenlohe ließe sich hier eine große Liste solcher Glaubenshelden aufführen, ungerechnet die Franzosen und Engländer, welche in dergleichen Thorheit nicht zurückblieben. Auch an solchen gläubigen Frauen hat es nicht gefehlt. Vom siebenzehnten Jahrhundert an bis zur Seherin von Prevorst, und der Gebärerin des neuen Heilandes in England, gab es ebenfalls eine große Zahl von frommen Närrinnen, oder — Betrügerinnen.

Eine eigne, achtungswerthe Ausnahme von dem Anspruche auf außerordentliche, übernatürliche Kräfte machte der Sohn der Wüste, welcher eine neue Religion verkündete. Muhammed suchte weder sich, noch seiner Lehre durch Wunder Ansehen zu schaffen. Im Gegentheil bekannte er offen, daß ihm diese Gabe versagt sei. Allein gerade seine Lehre sollte dazu beitragen, den Glauben an

übernatürliche Kräfte und Wesen, und die Beherrschung derselben zu individuellen Zwecken recht auszubreiten. Mit wildem Grimm fielen die Araber nämlich über alle benachbarten Länder her, und stürzten ihre Verfassung über den Haufen, mit blinder Wuth, namentlich auch gegen die Religion und ihre Diener darin anstürmend. Besonders verfolgten sie in Persien jene uns wohl bekannten Magier. Doch bald machte der wilde Kriegergeist einem friedlicheren Sinne, die Rohheit der Kultur Platz, und indem Anfangs die Bewahrer geheimer Weisheit nach allen Richtungen zerstreut worden waren, begannen nun kaum hundert funfzig Jahre später die Araber selbst, sich mit der Magie eben so leidenschaftlich zu beschäftigen, wie sie die Lehrer derselben Anfangs in Persien, in Aegypten ꝛc. verfolgt hatten. Vornehmlich wollten sie von ihnen die Kunst, Gold zu machen und verborgene Schätze zu finden, erlernen. Das Streben nach Beidem läßt sich leicht erklären. Schon lange zuvor hatte man sich in den ägyptischen Tempeln damit beschäftigt.

Die ersten Schriften über Goldmacherkunst fanden sich in Aegypten. Schon zur Zeit des Diocletian's müssen sie daselbst in großer Menge da gewesen sein, denn dieser gab ein merkwürdiges Edikt, „zu Folge dessen eine genaue Nachforschung in Betreff aller Bücher veranstaltet werden sollte, die von der bewundernswürdigen Kunst, Gold und Silber zu machen, handelten." Er fürchtete, sagten die Schriftsteller jener Zeit, daß die Aegypter durch den dadurch erlangten Reichthum zur Rebellion bewogen werden könnten. Vielleicht wollte er aber nur dem thörichten Streben nach solcher Kunst ein Ende

machen. Daß Diocletian nicht alle solche Bücher vertilgen konnte, ist natürlich, und so kamen sie nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber über die ganze Erde; denn in China studirte man in den vermeinten Anleitungen eines Pythagoras, Hermes Trismegistus, Salomo ꝛc. eben so gut als in dem übrigen Europa. Die Finsterniß des Mittelalters, die Sucht, reich zu werden, trug nicht wenig bei, immer das Geheimniß zu suchen, wie man den Stein der Weisen finden könne. Die Griechen und Römer scheinen von dieser Thorheit keinen Begriff gehabt zu haben. Wenigstens hat Plinius in seinem Verzeichnisse menschlicher Erfindungen, Künste, Entdeckungen und Thorheiten der Verwandlung der Metalle nicht im Entferntesten gedacht, und Diocletian's Edikt gibt die erste Spur davon.

Als die rohen Sieger gelernt hatten, wie vielerlei Genüsse zu erhaschen seien, wenn man sich im Besitze des edlen Metalles sehe, so konnte der Besiegte nicht besser thun, als seinem Feinde mit der Hoffnung schmeicheln, ihm solches aus einer Menge Stoffe zu fertigen, oder die Orte in der Erde zu zeigen, wo es verborgen sei. Auf der andern Seite ist aber Gold und Edelgestein gerade Das, was einem despotisch regierten Volke am liebsten sein wird. Beim ewig wechselnden Schicksale, das ihn Heute auf die höchste Stufe des Thrones erhebt, und Morgen kaum seines Lebens schont, sieht er nicht in Palästen, Landgütern, Weinbergen und Herden das glückliche Loos des Lebens, sondern in Gold und Juwelen, die leicht verborgen und schnell geflüchtet werden können. In Folge davon waren bereits im 11. Jahrhundert die

Araber sowohl in Spanien, wie auf der Nordküste Afrika's wegen ihrer geheimen Wissenschaften, ihrer vermeinten Zauberkünste so berühmt, daß aus allen Orten wißbegierige Schüler zu ihnen eilten. Namentlich wurde Toledo, Sevilla, Salamanka deßhalb besucht. Die Schule von Toledo war ganz besonders berühmt, und erhielt sich gegen dreihundert Jahre lang im Rufe.*) Alle

---

*) Die Sucht, Gold zu machen, herrscht noch jetzt im Orient. Auf dem Berge Almund bei Hamadan wachsen angeblich Pflanzen, aus denen man den Stein der Weisen gewinnen kann. Vor einigen Jahren kam ein armer Perser zu einem reichen und versicherte ihm, daß er die wichtige Entdeckung gemacht habe. „Aber," sagte er treuherzig, „ich bin arm; Jedermann weiß es. Werde ich plötzlich reich, so muthmaßt man meinen Fund, und martert mich, bis ich es entdecke. Wenn Ihr es wißt, ist keine Gefahr dabei. Ich will Euch meine Kunde mittheilen. Seid Ihr nach einigen Experimenten zufrieden gestellt, so gebt mir einen Theil der Schätze, die ihr damit zu erwerben vermögt, ich eile dann nach Ali's heiligem Grabe und ende in frommen Gebeten meine Tage ruhig unter türkischem Schutze." Dieß Wörtlein klang so vernünftig, daß der Reiche ihm gern einigen Glauben beimaß. Jetzt wurde er nun vollens mit allen Dingen bekannt gemacht, die zum Prozeß vonnöthen waren. Eines fehlte nur: die Erde von Baduhs. „Aber diese," versicherte der Besitzer vom Stein der Weisen, ist nicht bloß auf dem Berge Almund, sondern auch noch in andern Gegenden Persiens zu finden, denn sie wird noch zu vielen andern Dingen gebraucht. Wir wollen gleich sehen, ob dem so sei. Sendet auf den Markt, und laßt darnach fragen!" Und in der That kamen die Diener gar bald mit einer zu sehr mäßigem Preise gekauften Erde zurück. Als der Tiegel nun mit Allem in's Feuer eingesetzt war, ging der Prozeß vor sich, und — lauteres Gold lag zuletzt auf dem Boden. Der reiche Perser war außer sich vor Freuden. Es wurde ein neuer Prozeß gemacht, und gleiches Ergebniß war die Folge davon. Jetzt gab er dem Goldmacher die versprochene Summe, 2000 Tomans (25,000 Thaler), und ging nun allein an's Werk. Jedoch siehe da: die Krämer, welche die Erde von Baduhs verkauft hatten, waren zur Stadt hinaus. Nun, man kann

geheimen Gesellschaften Europa's standen mit iyr in Verbindung, und die meisten spätern Entdeckungen in der Physik oder Chemie waren dort, wo nicht bekannt, doch wenigstens schon vorbereitet und eingeleitet. Nach dem Beispiele, das jene arabisch-spanischen Universitäten gaben, scheint man die sogenannte weiße, oder höhere, erlaubte Magie auch auf andern hohen Schulen gelehrt zu haben, in wiefern durchaus nichts Unerlaubtes darin gesehen wurde, nach Beherrschung der Natur und Geisterwelt durch genauere Erforschung ihrer Kräfte zu trachten.

---

sie ja aus anderen Städten beziehen, tröstete er sich, und schrieb nach Schiras, nach Ispahan, nach Teheran, nach Tauris, nach allen Orten, wo er Freunde hatte, so viel von der Erde zu kaufen, als auf dem Markte sei. Aber aus Schiras und Ispahan, Teheran und Tauris und allen Orten kam Brief auf Brief und meldete, daß kein Mensch je von der Khâk el Baduhs oder Baduhserde habe reden hören. Jetzt ging dem Betrogenen der Tag auf. Er forschte nach. Bald erfuhr er, daß die Erdeverkäufer mit dem Goldmacher einverstanden gewesen wären. Der Letztere hatte in ihre Kügelchen 30 bis 40 Goldstücke gemischt, und sie angewiesen, auf Alle zu achten, welche — Khâk el Baduhs kaufen wollten. In Bagdad lachte der Goldmacher, und in Hamadan lachte Jedermann über den betrogenen Geizhals. (Leipz. Tagebl. 13. Jun. 1830).

X.

Die Menschen gleichen sich alle. Hoffnung und Furcht regiert die Vornehmsten und Geringsten. Während sich die reichen Römer von den Isispriestern Geister zitiren, die Zukunft wahrsagen, die Träume deuten, Talismane, Ringe und tausend andere Dinge fertigen ließen, um vor Gefahren sicher zu sein, suchten auch die niederen Klassen solcher Wohlthaten theilhaftig zu werden. Es war bereits im zweiten Jahrhundert nach Christus ein seltsamer Geschmack an übernatürlichen Dingen Mode geworden, denn die Schwärmerei steckt wie der Schnupfen an. „Christen und Heiden eiferten um die Wette in dergleichen Dingen. Aegypten war das Hauptdepot aller solcher Weisheit. Alle Juden, Christen, Samariter, Patriarchen, Rabbiner, Bischöfe, Aelteste sind in dieser Provinz Serapisdiener, Zeichendeuter, Wahrsager, Gaukler ꝛc.“ schrieb der Kaiser Hadrian zu jener Zeit. Schon damals zeigte sich die verderbliche Meinung, die unter allen Völkern herrschte, daß Menschen die Macht hätten, über den Lauf der Gestirne zu herrschen, ihren Nebengeschöpfen Böses zuzufügen; daß sie diese

Macht mittelst wirksamer Kräuter, geheimnißvoller Worte und Gebräuche, eines Bundes mit über- oder unterirdischen Geistern übten. Kaum, daß in den aufgeklärtesten Ländern Europa's dieser Wahn seit etwa 100 bis 50 Jahren vollkommen ausgerottet ist, in sofern wir auf die Gesetzgebung Rücksicht nehmen, denn unter dem Volke findet er mehr oder weniger noch in gar vielen Gegenden Statt. Die Folge dieses Wahnes war damals auch Verfolgung und harte Bestrafung der dieses vermeinten Verbrechens Angeklagten. Die Chronik aller Städte, die Geschichte aller Länder erzählt uns von Tausenden, die später mit dem Flammentode oder mit Qualen aller Art deßhalb belegt wurden. Am schrecklichsten fand aber auch solche Wuth gegen Hexen zu inquiriren, unter den römischen Kaisern Valentinian und Valens im Jahre 373 nach Chr. im römischen Reiche Statt. Hier wurden, unter dem Vorwande, daß die Hexerei und Zauberei geübt werde, den Kaisern nach dem Leben zu trachten, Alte und Junge, Männer und Frauen von jedem Stande, in solcher Menge eingezogen, daß es nicht Wachen genug gab, die Gefängnisse zu sichern; die reichsten Familien verarmten durch die damit verbundenen Erpressungen, und die Unschuldigsten zitterten für ihr Leben oder ihre Freiheit. Besonders zeichneten sich Roms und Antiochiens Gerichtshöfe durch diese Prozesse aus. Die Leichtgläubigkeit ging darin so weit, daß, als der König Para von Armenien, den man mit mehreren Hunderten seines Gefolges hatte aufheben wollen, auf einem Seitenwege entkam, der römische Befehlshaber seine Unachtsamkeit entschuldigte, indem er angab, der König habe zau-

bern können, und sich vor Aller Augen mit seinem Gefolge in anderer Gestalt fortbegeben.

Woher, möchte man fragen, dieser allgemeine Wahn schon in damaliger Zeit? Die unendliche Menge von untergeordneten Tempeldienern hatte sich bei der Verarmung der Tempel, bei dem verminderten Ansehen der Tempeldiener überhaupt, zu Dem gewendet, welches ihnen am zugänglichsten sein mußte. Ihre ganzen Kenntnisse beschränkten sich auf einzelne Worte und kleine Kunstgriffe, aber reichten hin, die Menge zu täuschen, und sie glauben zu lassen, daß Himmel und Erde von ihnen beherrscht werden könne, daß sie die Gewalt über Lebende und Todte hätten. Daß hierbei nicht bloß Thorheiten, sondern auch Betrügereien aller Art geübt wurden, läßt sich von solchen Gauklern und Charlatanen leicht denken; denn wie oft führt noch ein so genannter weiser Mann, ein Schatzgräber, ein Geisterbanner, mit denen sich jene verscheuchten Diener des Serapis und der Isis wieder am Besten vergleichen lassen, unsern leichtgläubigen Landmann hinter's Licht! Auf solche Art läßt sich das eben mitgetheilte Verfahren im 4. Jahrhundert unter den Römern erklären. Gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts kommen ähnliche strenge Verordnungen gegen die Zauberei bereits in der Mitte der Franken und Visigothen zum Vorschein. Es kann hier nur an ganz gemeine Gaukelei gedacht werden, denn, was das Streben nach der höheren Weisheit betraf, so konnte diese den Edleren sicher keine Sorge machen. Von ihr hatten sie wohl keine Ahnung. Aber die Menge jener Unwissenden, welche doch Viel zu wissen vorgaben, hatte sich zu oft betrügerische Streiche zu

Schulden kommen lassen, um nicht Furcht und Bedenken zu erregen. Zugleich übte wohl auch das Christenthum hierbei einen entschiedenen Einfluß aus. Der Glaube an gute und böse Geister, an ihren thätigen Einfluß und an die Möglichkeit sie nach eignem Willen handeln zu lassen, hatte sich mehr oder minder zur Basis der ganzen vermeinten Zauberei gestaltet, von welchem nur die Eingeweihten des ersten Ranges eine Ausnahme machten, während die noch fern stehenden Schüler mehr oder weniger dabei erhalten wurden. Je nachdem der Zauberer mit bösen oder mit guten Geistern verkehrte, je nachdem war er geehrter Wohlthäter oder gefürchteter Feind der Menschen. Aegyptens Priester bereits hatten ihr Heer von guten und bösen Geistern; so wie in Persien der Ormuzd an der Spitze der ersteren, und der Ahriman an der Spitze der andern steht, so galt bei ihnen Osiris als Symbol des guten, und Typhon als das Sinnbild des bösen Prinzips. Ein Gleiches läßt der Volksglaube des ganzen Orients sehen. Nur der Mosaismus macht davon eine rühmliche Ausnahme. Sein theokratisches System gestattet es nicht, daß sich der Jehovah von einem Ahriman oder Typhon behelligt sähe. Allein Israels Volk kam mit den anderen Völkern in Berührung. Ein großer Theil war nach dem Innern Asiens abgeführt gewesen, und er kehrte mit dem dort allgemeinen Dämonenglauben zurück. Es darf dieß um so weniger wundern, da die Gesetzgebung des Moses die ganze Volksmasse nicht durchdrungen hatte. Wie hätte sonst so leicht in Samaria ein Götzendienst eingeführt, dem Baal geopfert werden können? Kurz, die Idee vom Satan, vom Prin-

zip des Bösen, war späterhin so allgemein herrschend, daß sie selbst im Leben Jesu, der Apostel, der ersten Christen, so lebendig blieb, wie bei allen ihren jüdischen Zeitgenossen, aber sich nur dadurch motivirte, daß Christus gekommen sei, die Werke des Satans zu zerstören. (1. Joh. III, 8.) Es würde vergebliche Mühe sein, ihn und seine Schüler von dem herrschenden Volksglauben freisprechen zu wollen. Und auch die Ansicht, daß er nebst den Aposteln sich hier bloß demselben accommodirt habe, will uns nicht zusagen. Wer so offen und frei jedem Volksurtheil entgegen tritt, wie Christus, als er die Krämer zum Tempel hinaustreibt, mit den Zöllnern aß, das strenge Sabbathsgebot nicht achtete, hätte doch wohl die Pflicht auch gehabt, einem so mächtigen Wahne entgegen zu treten, wenn er ihn für einen Wahn gehalten hätte.

War nun aber schon bei den alten Griechen und bei den Römern die Meinung allgemein, daß es eine erlaubte und eine unerlaubte und Böses bezweckende Zauberei gebe, so mußte mit der Entstehung des Christenthums, in welchem die Existenz des Satans und seiner Scharen immerfort eine Hauptrolle spielte, die Idee der letztern Art von Zauberei in der genauesten Verbindung mit dem Glauben an den Teufel stehen. Die Griechen lassen bereits die Macht der Götter durch geheime, ihnen, den Göttern, nicht gehorchende Kräfte von Zauberinnen beherrscht werden. Zum mindesten glaubte das Volk so, und achtete deßhalb seine Medea, Circe, Erechtho, Canidia; denn wenn ein Horaz dergleichen besingt, so muß man ihn freilich immer nur als Spötter betrachten.

Er glaubte von solchen Dingen am Wenigsten. Aegypten und Persien waren, was ihre Weisen, ihre Eingeweihten des höchsten Grades betrifft, von solcher Meinung frei, denn hier ging Alles auf die Kenntniß und Benutzung der geheimen Kräfte und Wirkungen in der Natur hinaus. Aber jene bereits unter dem Volke herrschende Ansicht der Griechen und Römer, mußte nun, als sich das Christenthum hier ausbreitete, dieser Idee von der Mitwirkung des Satans und seiner Gesellen mächtigen Vorschub leisten. Es ist auffallend Anfangs, aber erklärlich, wie so viele Züge, die in den Hexenprozessen vorkommen, auch schon von den alten Zauberschwestern berichtet werden. Die Canidia des Horaz (Epod. V.) hat mit ihren Schwestern Vipern in's Haar geflochten, dem Grabe einen wilden Feigenstrauch entrissen, Zypressenholz, weil es zum Verbrennen der Leichen dient, Federn vom Uhu, Eier von demselben, in Blut von häßlichen Kröten getaucht; Kräuter von Jolkos und Hiberia liegen bereit, Knochen, dem Maul einer nüchternen Hündin abgejagt. Ein Knabe wird lebendig bis an den Hals begraben und muß den schrecklichsten Hungertod sterben, damit aus seiner gedörrten Leber und dem saftlosen Mark „ein gar bewährter Liebestrank" gebraut wird.

Die Hekate, die Hexen- und Zauberkönigin, spielt noch ihre Rolle im Kreise von Macbeth's Zauberschwestern. Sie hält sich am liebsten auf Kreuzwegen auf, ein Zug, der in der christlichen Zauberei immer vorherrschte. Sie wandelt über Grabhügel und durch schwarzes, geronnenes Blut mit schrecklichem Sausen und Brausen über die Kreuzwege; ihr Schlangenhaar pfeift durch die Lüfte,

wildes Hundegebell begleitet sie, nebst den Gespenstern, welche sich ihr zugesellt haben. Wenn sich auf diese Weise eben so früh schon zwei solche Begriffe bei den Völkern gebildet hatten, wo das Christenthum zuerst allgemeinen Eingang fand, darf es auch nicht wundern, daß sie selbst nach Jahrhunderten immer noch Anhang und Anklang fanden. Das griechische Reich der Unterwelt mit allen Schrecknissen modificirte sich bei den Christen zum Reiche des Satans, der immer darnach strebte, die Herrschaft wieder zu gewinnen, welche er zu erlangen suchte, als er vom Schöpfer abfiel, wie der Ahriman, dem er nachgebildet wurde, einer Schlange gleich. Es hatte Christus zwar diese Idee besiegt, aber nur auf kurze Zeit; Satan war nicht vernichtet, der Volksglaube an ihn machte sich auf's Neue, und fast noch viel mächtiger, geltend, und ehe man es sich vermuthen konnte, herrschte der allgemeine Glaube, daß Gott und Satan im steten Kampfe lägen, daß Letzterer zwar immer den Kürzeren ziehe, aber immer, wie die lernäische Schlange, neue Kraft entwickle. Christus hatte erklärt, daß er gekommen sei, die Werke des Teufels zu zerstören, und die Theologen der folgenden Jahrhunderte bewiesen durch Wort und That, daß Satan mächtiger, als je sei. Vierzehn Jahrhunderte lang hatte man alle Spitzfindigkeit aufgeboten, die Welt mit unzähligen Teufelchen und Teufeln zu bevölkern, und der Hexenhammer, eine Ausgeburt Roms, krönte das spitzfindige dogmatische Lehrgebäude, indem es die Art, wie man mit dem Teufel und seinen Scharen verkehren könne, wie Satan und sein Heer wirke, wie dieß zu erforschen und zu bestrafen sei, systematisch festsetzte. So sehr bleibt der

beſte Wille hinter der That zurück! Was hatte Chriſtus gewollt, und wie Wenig war von ihm in der Art erreicht worden? So wenig iſt es ihm gelungen, den der Vernunft Hohn ſprechenden Dualismus zu vernichten, daß noch jetzt ſehr viele Theologen die Lehre vom Teufel für ſo wichtig halten, wie die von Gott, und um keinen Preis die perſönliche Exiſtenz desſelben in Zweifel ziehen möchten, Jeden aber, der es thut, für einen Freigeiſt ausſchreien, verketzern und, wenn ſie können, auch verfolgen!

Wie ſich aus den Myſterien des Alterthums zuletzt die gemeine, verrufene Hexerei geſtaltete, möchte zunächſt aus dem ſogenannten Hexenſabbath herzuleiten ſein. Es erwähnt desſelben bereits der heilige Auguſtin mit dem Worte Sabbath, und als Verſammlung von Zauberinnen. Die ältere Zeit kennt zwar dergleichen auch, aber nur Einzelne, und immer ſpielen ſie da eine großartige, gehaltene Rolle. Ihnen folgen die Schrecken der ganzen Unterwelt, während die Zauberinnen, die Hexen des Chriſtenthums mehr als verächtliche, boshafte, widrige, gemeine Geſchöpfe herumkriechen, und nur darauf denken, den Nachbaren einen Streich zu ſpielen. Einen Sturm, ein Hagelwetter, ein Gewitter zu erregen, war das Höchſte, was ſie mit Hilfe des Satans vermochten. Doch, das gehört nicht hierher; es handelt ſich nur von der Angabe, daß ſie einen Sabbath, d. h. einen Verein, einen geſchloſſenen Kreis bildeten, der verſchiedene Grade zuließ, vor deſſen Aufnahme eine Art Weihe vonnöthen war. Die, welche hier aufgenommen zu werden ſuchten, gehörten der Hefe des Volkes an, und ſo waren auch die Formen der Weihe ihrer Bildungsſtufe angemeſſen. Aber die

Sache war da; und so, wie das Alterthum Denen, welche zum Heiligthum im Innern der Tempel gelangen wollten, mannichfache Prüfungen auflegte, von ihnen erst Eide und Beweise von Muth und Ergebenheit verlangte, um ihnen die Ehre und die Macht zu gewähren, nach der sie trachteten: eben so gab es auch hier Dergleichen, daß wir wohl ohne Bedenken die Zauberei und Hexerei des Mittelalters für ein, freilich ganz ausgeartetes, Seitenstück der alten Tempelweisheit halten können. Die höheren Grade derselben pflanzten sich in den Schulen der Philosophen, der Theurgisten fort, und beschäftigten unter dem Namen der weißen Magie viele der besten Köpfe bis in die neuere Zeit, wo die Wissenschaft allen Schleier ablegte, mit Ausnahme einzelner Männer, welche in theosophischen, mystischen Schwärmereien einen Ersatz für die enthüllten Geheimnisse suchten. Die niedern Grade jener Weisheit, welche schon zur Zeit der Ptolemäer in allen Arten der Charlatanerie und Gewinnsucht und Prellerei ausgeartet war, da den vielen Priestern der Isis, des Serapis u. s. f. Nichts blieb, als auf solchem Wege Geld zu gewinnen, und Unterhalt zu finden, verloren sich endlich auf diesen Abweg. Eben aber, weil diese Weisheit in der Hefe des Volkes ihre Hauptrolle spielte, blieb uns von allen den Zeremonien, von welchen die Aufnahme begleitet war, nur eine sehr unvollkommne, oft in den Nebenumständen von einander abweichende Kenntniß übrig, die, weil der Satansglaube dem ganzen Wesen eine andere Gestalt geben mußte, nothwendig den alten Ursprung noch mehr verdunkelte. Indessen fehlt es nicht gänzlich an Spuren, welche an jene alten Zeremonien in den Myste-

rien erinnern, und die von der List und Habsucht beibehalten worden sein mögen, die Thoren zu gewinnen, welche von Neugier, Leichtgläubigkeit, Habsucht und andern Gründen den Betrügern zugeführt wurden. Wir finden, wie bereits Tiedemann bemerkte, in den Beschwörungsformeln barbarische Worte, welche gar keinen Sinn geben, aber wahrscheinlich einer Zeit, einer Sprache entstammen, die recht gut wußte, was damit gesagt werden sollte. War doch schon, wie wir oben bemerkten, bei den Griechen ein Solches der Fall. Wenn die Weihe in den großen Mysterien zu Eleusis ihr Ende erreicht hatte, entließ der Hohepriester Alle mit den Worten: **Kongk om Panx.** Unendliche Mühe hat man sich gegeben, in Aegyptens, in Phönikiens Schriften eine Spur von diesen Worten zu finden, bis endlich der Kapitän Milford vor mehreren Jahren in Indien die Entdeckung machte, daß die Brahminen jede ihrer gottesdienstlichen Versammlungen mit den Worten: **Kanscha om panscha** schließen. Das erste Wort bezeichnet den Gegenstand des höchsten Sehnens, das **Om** kennen wir schon, und **Panscha** bedeutet Wechsel, Wanderung, Reihe, Ordnung, Pflicht. Alle drei Wörter drückten also den Wunsch, den heißesten Wunsch aus, daß die Geweihten alle endlich mit dem höchsten Wesen Eins werden möchten, und Eins auch würden, wenn sie treu allen Pflichten gegen Gott und die Menschen nachkämen; und alle drei endlich zeigen auf den alten Ursprung der alten Geheimnisse selbst hin.

Neben solchen barbarischen Worten in den Beschwörungsformeln finden sich in den Spuren, welche uns das Mittelalter von seiner Zauberei hinterlassen hat, auch

manche astrologische Bilder, und sie lassen sich nach der Bildungsstufe, auf welcher meist die Unglücklichen standen, welche sich damit beschäftigten, ebenfalls nur als ererbtes, durch Tradition fortgepflanztes Mittel erklären, denn von ihnen konnte weder die rohe Idee, noch die vermeinte Wirkung derselben ersonnen werden.

Auch die Art, wie sich die Hexen auf den Sabbath zu begeben glaubten, erinnert an solchen uralten Ursprung. Sie rieben sich deßhalb vorher mit einer Salbe ein. Es kommen leider die lächerlichsten Tollheiten vor, wie sie nur Juristen aushecken konnten, die vom Teufelsglauben verblendet, und von der Justiz zu Allem berechtigt waren. Man sollte glauben, daß sie alle im Gehirn zerrüttet gewesen wären, als sie dergleichen Dinge unterschrieben, aber aus ihren Akten allein ergibt sich doch, daß sich die Hexen vorher mit einer Salbe einrieben, oder unverständliche, barbarische Worte sprachen. Das Einreiben scheint den Vorzug gehabt zu haben, und allgemein in Gebrauch gewesen zu sein. Es erfolgte, so weit die durch Angst, Furcht, Ueberredung und Folter abgepreßten Aussagen darthun, nach der Anwendung der Salbe ein tiefer, anhaltender, fester Schlaf, von wunderlichen, traurigen Vorstellungen begleitet, welche mit wollüstigen Bildern wechselten. Genug, die Salbe setzte beide Haupthebel in Bewegung, welche auf den Menschen wirken: Schrecken und Freude. Die Mittel, aus welchen die wirksame Salbe bereitet wurde, die Kenntniß ihrer Wirkung, kann sicher nicht der Generation zugeschrieben werden, welche so viel Opfer deßhalb verbrennen sah. Die, welche sie anwendeten, waren ja meist eben so arm, als unwissend. Ohne

Zweifel hatte sie sich daher von jener Zeit an fortgeerbt, wo in den Tempeln Alle, welche zu höheren Graden der Weisheit gelangen wollten, sich salben lassen mußten. Lucian und Apulejus*) erzählen von der Salbe, welche eine Pamphila zu solchem Zwecke bereitete; Beide aber theilen erst wieder mit, was sie in uralten milesischen Mährchen gefunden hatten.

Es hatte solches Salben zur Folge, daß die Unglücklichen, welche davon Gebrauch machten, im Traume irgend wohin versetzt wurden, während das Alterthum den Neophyten dadurch nur in jene Trunkenheit der Sinne zum gränzenlosen Glauben wiegen wollte, der zu Erzeugung und Unterhaltung des bei dem Aufzunehmenden erforderlichen Wahnes so unumgänglich nöthig war. Bei den vermeinten Hexen fand etwas ganz Aehnliches Statt. In allen ihren Aussagen herrscht eine gewisse Uebereinstimmung deßhalb. Zwar hat Tiedemann die Meinung, daß Letztere von den Fragen herrühre, welche der Richter gethan habe, und deren übereinstimmende Beantwortung durch die Folter bewirkt worden sei. Allein, die Fragen mußten doch ursprünglich von den Angeklagten selbst dem Richter gleichsam in den Mund gelegt worden sein. Bei den ersten Prozessen der Art war der Richter doch ebenfalls im Dunkel. In der Hauptsache war er klar. Es waren „mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwörungen und andern abscheulichen zauberischen Aberglauben und Uebertretungen, Lastern und Verbrechen, die Geburten der Weiber und Jungen der Thiere, die Frucht der Ernte,

*) Metamorphos. IV.

die Weintrauben und die Baumfrüchte, wie auch die Menschen, die Frauen, die Thiere, das Vieh von unterschiedener Art, auch die Weinberge, die Obstgärten, die Bäume, Wiesen, Weiden, Korn und andere Feldfrüchte verdorben, erstickt und umgekommen," wie sich der Papst Innocentius VIII. in seiner Zauberbulle, als ein recht heiliger, weiser und unfehlbarer Priester des Herrn, ausdrückt. Aber die Art, wie das Alles geschah, mußte doch vorher erforscht werden, und erst, nachdem mehrere, durch die Folter abgepreßte, gleichlautende Aussagen vorhanden waren, konnte der Richter späterhin gleich das Ergebniß davon zum Ziele eines neuen Verfahrens machen. Hier war also offenbar ein Geist der alten Mysterien von Mund zu Mund fortgeerbt worden. Wem dieß schwer zu glauben dünkt, denke doch an die heilige Scheu, in welcher sich die Mispel von der alten Druidenzeit her bis in die späte Nachwelt fortpflanzte. Wie lange erhielten sich nicht die Eichen der Druiden in Ansehn? Die Kirche konnte ihnen nicht anders dasselbe rauben, als bis sie das Bild einer Maria oder sonst eines Heiligen hinpflanzte, um eine Abgötterei durch eine andere, meist noch anstößigere, zu verdrängen. Karl der Große eiferte bereits gewaltig gegen die Verehrung, welche noch immer solchen Hainen und Quellen und Bäumen gezollt wurde.*)

---

*) Unter Bäumen, an Steinen, Quellen ꝛc. zusammen zu kommen, war bei den alten Franken so gewöhnlich, daß er deßhalb strenge Befehle erließ. „Was die Bäume, Steine und Quellen betrifft, wo viele alberne Leute sich versammeln," lautet einer derselben, „und hier Kerzen anzünden und andern Aberglauben treiben, so verordnen Wir, daß dieser Mißbrauch, der in Gottes Angesicht so strafbar und abscheulich ist,

Selbst jetzt sind von solchen alten Erbtheilen einer längst untergegangenen Vorwelt Spuren da. Dodwell sah in Griechenland ein Beispiel davon. Er zeichnete eine altgriechische Todtenkammer; da naheten sich zwei türkische Weiber, und seine Gegenwart war ihnen lästig genug. Endlich, nach mancherlei Sinnen und Berathen, baten sie ihn, fortzugehen, weil sie ein wichtiges Geschäft in der Höhle zu verrichten hätten. Dodwell erfuhr von seinem griechischen Führer, daß diese Höhle von den Schicksalsgöttinnen bewohnt würde, denen die Türkinnen ein Opfer gebracht hätten. Als er hinein ging, fand er auch wirklich eine Schale mit Honig, Mandeln und Kuchen. Wohlriechende Kräuter auf einem Kohlenbecken verbreiteten einen angenehmen Dunst, und Alles stand auf einem weißen Tuche, das einen flachen Stein deckte. Er mochte ein Altar gewesen sein, auf welchem in der Vorzeit den unterirdischen Mächten Todtenopfer gebracht wurden.*) Also vielleicht zweitausend Jahre lang hat sich, bei allem Wechsel der Religion, die alte Sitte und heilige Scheu, welche der Bewohner des Peloponnes vor den unterirdischen Mächten hatte, unverändert erhalten. Warum hätte nicht eine Zeremonie forterben sollen,

---

abgeschafft und vernichtet werde, wo er auch immer Statt finde.“ Ein anderer Befehl verfügt, „daß der Pfarrer, der nicht diesem Wesen abhilft, eines wahren Sakrilegiums schuldig geachtet werde.“ Die Sitte war auch Schillern nicht unbekannt. Sein Thibaut sieht die Tochter

— zu ganzen Stunden sinnend
Unter dem Druidenbaume sitzen,
Den alle glücklichen Geschöpfe fliehn.

*) Morgenbl., 1829. Nro. 243.

welche unter Umständen Statt fand, die ihr einen, die Einbildungskraft beschäftigenden Charakter verliehen? Was von solchen Zeremonien gilt, läßt sich auf die dabei ursprünglich beschäftigten Individuen anwenden. Gregor von Tours redet noch von Pythien, die in Gallien zu seiner Zeit waren. Karl der Große ächtete die Frauen, welche zukünftige Dinge prophezeihten, bereits als Hexen. Späterhin sammelten sich in Frankreich Männer und Frauen häufig an einsamen Orten, um bei Speise und Trank, mit Gesang und Tanz und Dergleichen das Fest der Diana, oder Dame Abunde zu begehen. Der Priester, welcher dabei den Vorsitz führte, war mit einem Bockfelle bekleidet,*) er trug eine Maske mit Bart und Hörnern, dem Pan zu gleichen, oder dem Mendes der Aegypter, welchen die Griechen in ihre Tempel verpflanzt hatten. Wahrscheinlich kamen auch noch andere, ähnliche Thiermasken vor, wie sie in den ältesten, ägyptischen Zeremonien bereits vorkommen, und auf allen Basreliefs der Tempel dort die Wißbegier und Verwunderung zugleich rege machen. Der Pan, die Diana, erinnern uns lebhaft an die Religion, welche dem Christenthum Raum machen mußte. Aber wie viel mehr Stoff zum Nachdenken gewährt nicht das Fest selbst, der Tanz, die Bocks-

*) Dulaure, Hist. de Paris, V. p. 259. Auch unter den fränkischen Königen herrschte bereits die Meinung, daß die Hexen alle Jahre sich einige Male versammelten, und ihre Spiele hielten. Es wurden daher gegen alle der Hexerei Verdächtige scharfe Gesetze gegeben. Allein, nun kamen wieder dadurch so viele Unschuldige in Verdacht, daß ein neues Gesetz Jeden, der Einen der Hexerei beschuldigte, ohne es erweisen zu können, zu 62½ Fl. Strafe verurtheilte; für jene Zeit eine große Buße. (L. Salica, Tit. 66.)

maske? Spielen sie nicht in den Hexenprozessen eine Hauptrolle? Der Priester des Pan hatte sich nun bereits in den Satan verwandelt, ohne welchen ein frommer Christ in alter Zeit nicht leben konnte, der Satan aber erschien bei dem Hexensabbath stets in der Gestalt eines Bockes. Es ging bei allen diesen Festen sicher nicht sehr sittlich zu; denn Landleute waren es, der Wein that das Seinige, die Maske des Bockes selbst veranlaßte lüsterne Ideen, und daß in den späteren Hexenprozessen das Bekenntniß von mancherlei anstößigen, natürlichen und unnatürlichen Genüssen eine Hauptrolle spielte, ist bekannt genug. Neben dem Bocke hatte auch die Katze eine wichtige Rolle in der alten Hexenwelt. Auch sie mußte oft ihre Hülle leihen, den bösen Feind zu bergen, die honette, fromme Gesellschaft einzuführen. Die arme Renate, welche noch 1749 vor Würzburgs Thoren verbrannt wurde, hatte ganz und gar nicht geläugnet, daß mehrere Katzen, die sie in ihrer Zelle hielt, „zu ihrer Unterhaltung und zum Ausschicken, zugegebene Teufel gewesen seien.“ Solchen Unsinn glaubten noch die geistlichen Herren in Würzburg vor einigen 80 Jahren, und es darf uns daher nicht wundern, wenn Macbeth's Hexen so einen Werth darauf legen, daß sie die Katze dreimal haben schreien hören. Aber so wie die Erscheinung und Anbetung des Bockes in den alten Mysterien der Aegypter eine große Rolle spielte, so war auch die Verehrung der Katze daselbst sehr groß, und gleich wie die niedere Priesterklasse den Weg zum ganzen Zauberglauben der spätern Zeit überhaupt bahnte, so ist auch sicher diese Scheu vor der Katze, diese Bedeutung derselben, von ihnen ein-

geführt worden. Noch so manches Andere erinnert an denselben früheren Ursprung. Wie wichtig war nicht der Schlüssel bei so manchen Zaubereien? Aber keine Gottheit der Aegyptier entbehrt desselben. Immer ist er die sie fast immer begleitende Hieroglyphe, und bedeutet die höchste Gewalt, das größte Ansehen, die Herrschaft über Alles. In den Büchern, welche sich mit Entdeckung der vermeintlichen Geheimnisse der Zauberei beschäftigen, kommen nicht selten Figuren vor, die offenbar ebenfalls auf jenen ägyptischen Ursprung hindeuten. Bald erscheint die Seejungfer aus dem ägyptischen Thierkreise, bald ein Mann auf einem Krokodil reitend, mit einem Sperber auf der Hand. Oefters sieht man ein Kamel, oder einen Wolf, oder einen Menschen mit einem Hundskopfe, (der Anubis.)

XI.

Woher aber, möchte man fragen, die überwiegende Zahl von Zauberinnen oder Hexen gegen die der Zauberer oder Hexenmeister? Nicht, als ob es nicht ebenfalls der Letzteren viel gegeben hätte, denn die oben angeführte Bulle bestätigt es schon, indem sie sehr viele Personen beiderlei Geschlechts des Verbrechens der Zauberei bezüchtigt. Aber die weibliche Mehrzahl war überwiegend, so daß vielleicht gegen einen verbrannten Hexenmeister oder vermeinten Zauberer hundert Hexen gerechnet werden können, so weit die Akten in solchen schrecklichen Prozessen darüber Auskunft geben. Einen Beleg für diese Behauptung liefert Könnern, unweit der Saale. Kaum 1500 Einwohner zählt es, und doch hatte es in einem Jahre, 1594, viermal das Schauspiel, eine Hexe verbrennen zu sehen. In der That mußte der Verstand der Menschen schrecklich umnebelt sein, und schon aus dem Umstande, daß solche Prozesse nicht mehr vorfallen, erhellt, daß die Menschheit einige Fortschritte gemacht hat. In den, dem Brocken nahen Gegenden waren die Hexenprozesse überhaupt am häufigsten. Von 1569 bis 1598 wurden in

Quedlinburg 40 bis 60 Unglückliche verbrannt, also gewiß jedes Jahr 1 bis 2. Da indessen Quedlinburg gegen 12,000 Einwohner hat, so steht Könnern, war es alle Jahre so, wie 1594, einzig da; besonders da außer den 4 Verbrannten noch 2 auf der Folter starben, und fünfen das Messer ganz an der Kehle stand. Jeder Bürger hatte zur Exekution 3 bis 12 Gr. beizutragen. Wären in Könnern jährlich 2 Hexen bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts verbrannt worden, so hätte dieß eine ungeheure Menge gegeben, und sehr wahrscheinlich ist diese Annahme. Das Aktenstück über 1594 steht übrigens in dem 1587 angefangenen Memorialbuche des Raths zu Könnern, sub Fol. 113 b, Anno 1594. *) Von Hexenmeistern ist hier keine Spur. Der größte Prozeß der Art fand 1670 zu Mora in Schweden Statt; es war zugleich der schrecklichste, wo nicht weniger als zwei und siebenzig Weiber der Hexerei überwiesen, und mit funfzehn Kindern hingerichtet, sechs und funfzig andere aber am Leibe gezüchtigt wurden. Ueberall kommt aber Nichts von Männern vor, die daran Theil genommen hätten. Die Zauberbibliothek von Horst, welche sehr viele solcher

---

*) Sonst hatte der Scharfrichter gute Zeit! In dem westphälischen Städtchen Coesfeld, das jetzt kaum 2800 Einwohner hat, verdiente 1631 derselbe für Foltern, Köpfen, Verbrennen und Hängen vermeinter Hexen 169 Thaler. Für jede Tortur bekam er 3, für jede Hinrichtung 5 Thaler. Nehmen wir an, daß derselbe für jede seiner Arbeiten 4 Thaler im Durchschnitte erhielt, so sind 42 Menschen in einem Jahre gefoltert, oder um's Leben gebracht worden, weil — die Menschen damals Nichts als den Teufel und seine Werke zu sehen glaubten. Und doch wollen jetzt sogar wieder Lehrer an Hochschulen den Teufelsglauben in Gang bringen!

Hexenprozesse mehr oder weniger ausführlich erzählt, hat fast nur Einen Fall der Art, der entfernter Weise hierher gehört; er betrifft einen unglücklichen Taschenspieler, welcher von polnischen Bauern so lange geprügelt wurde, bis er gestand, daß er ein Hexenmeister sei, worauf er aus Gnaden gehangen wurde.*)

Eins der furchtbarsten, entsetzlichsten Beispiele von solchen, der Zauberei wegen eröffneten Prozessen, das statt vieler hundert andern dienen kann, war der gegen den Juden Lippold 1573 eingeleitete. Es war derselbe Kammerdiener, Leibarzt, Münzmeister, Rathgeber und vertrauter Günstling des Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Letzterer starb plötzlich, und nun klagte man den Juden der Zauberei, so wie der Vergiftung seines Herrn an. Der erstern war er längst verdächtig gewesen, weil er als Arzt ohne Zweifel öfters chemische Prozesse zur Fertigung der Tinkturen und Essenzen unternahm. Selbst seine Frau warf ihm einmal vor: „Wenn nur der Kurfürst wüßte, was du für ein heimliches Unwesen getrieben!“ Denn wer damals Etwas that, was nicht in den gewöhnlichen Kram paßte, mußte Zauberer sein, oder, um Zauberei zu treiben, es thun. Die Vergiftung bewies man, weil der Kurfürst 1) schnell, und 2) kurz nach einem genossenen Glase Malagawein gestorben war, der also — denn in der Logik war man damals weit — vergiftet gewesen sein mußte. Freilich hätte man wohl denken sollen, daß der

---

*) Horst's Zauberbibliothek, V, 263 fgg.

Jude als Zauberer keines Giftes erst vonnöthen gehabt hätte, und daß überhaupt bei dem Juden gar kein denkbarer Grund vorhanden sein konnte, gegen seinen Herrn und Wohlthäter eine solche Bosheit zu üben. Größer, reicher, angesehener, mächtiger, konnte er durch dessen Tod doch nun und nimmermehr werden. Ueberdieß war die Ursache des Todes vom Kurfürsten so offenbar, daß gar kein Zweifel bei Vernünftigen obwalten konnte. Er hatte einen offenen Beinschaden gehabt, der schnell vertrocknete und, wie sehr häufig, mit Schlagfluß endete. Aber alle solche Dinge waren Nichts, wo einmal ein Schlachtopfer der Juristen und Theologen der Zauberei wegen als Opfer auserkoren war. Auch der schon durch seinen Reichthum, seine Gunst beim Kurfürsten verhaßt gewordene Lippold war nun gleich dem schrecklichsten Lose verfallen. Man brachte ihn auf die Folter, laut §. 44 der Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V., und unter den schrecklichsten Qualen gestand er Alles, was man wissen wollte. Die Gunst des Kurfürsten hatte er gewonnen, weil er ein Stückchen von dessen Rocke und Beinkleidern, und ein Büschelchen Haare unter einer Schwelle des Jagdschlosses Grunnitz vergraben; er war ein großer Zauberer gewesen, weil er den Zahn von einem schwarzen Hunde, Menschenknochen, zerbrochene Nähnadeln, in einen Federkiel geschlossen, eine Schwalbe gekauft, einen neuen Faden Zwirn in einer Nähnadel einem Hahne durch die Zunge gezogen, Charaktere auf ein Pergament geschrieben hatte u. s. f. Man fand ein Zauberbuch bei ihm, worin mancherlei Kunststücke niedergeschrieben waren, z. B. ein paar Teufelchen in ein Glas zu bannen, und sie zum Antworten

zu zwingen.*) Und so wurde der Unglückliche 1573, Mittwochs vor Fastnacht, nach öffentlich abgelegtem Bekenntnisse von Allem, was man von ihm verlangte, zehn Mal mit glühenden Zangen gekniffen, dann gerädert, darnach geviertheilt, und zuletzt mit dem Zauberbuche verbrannt. Unter dem Gerüste seiner Qualen aber lief eine Maus hervor, dieß war der Zauberteufel, der dem Juden so lange beigestanden, und ihn doch — den einfältigen Richtern Berlins Preis gegeben hatte. Seht, dieß war die Frömmigkeit eurer Vorfahren, eurer gläubigen Vorfahren! Ach, der ärgste Unglaube that wohl nie so viel Schaden, als nur der Glaube an den Teufel bis kaum vor hundert Jahren gethan hat. Und doch gibt es noch Theologen genug, die ganz von ihm wieder — besessen zu sein scheinen!

Doch, zur Beantwortung unserer Frage, warum es so viele Hexen und so wenig Zauberer gegeben habe?**)

---

*) Nun? folglich beschäftigte er sich doch wohl mit dergleichen Gaukeleien? Leicht möglich. Kein Mensch entgeht dem Einflusse seiner Zeit. Daß der Jude Lippold der Meinung gewesen sein kann, durch solche Mittel übernatürliche Dinge hervorzubringen; daß er gedacht haben kann, es gebe Mittel solcher Art, durch welche man die Gunst der Großen gewinnen, den Teufel in ein Glas bannen könne, ist leicht möglich. Aber vom Meinen bis zum Vollbringen ist ein großer Schritt.

**) Nach Horst (Dämonomagie, II, S. 143) wurden immer ungefähr hundert, ja zweihundert Zauberinnen gegen Einen Zauberer hingerichtet, und er leitet es aus 2. Mos. XXII, 18 ab: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen," eine Stelle, die wir wahrscheinlich gar nicht mehr recht verstehen, die vielleicht nicht richtig geschrieben ist, und eine Linie, ungefähr ein Haar breit, zuviel hat, (מ statt ם), weßhalb er noch die Bemerkung macht: „Man müsse eine

Es mag sich dieß Verhältniß zunächst und hauptsächlich auf das Ansehen gründen, in welchem bei allen keltischen und germanischen Völkerschaften die Frauen als Priesterinnen, als Verkündigerinnen der Zukunft, standen. Der tapfere Ariovist wagte nothgedrungen eine Schlacht, ohne ihrem Rathe, ihrer Prophezeihung zu folgen, und verlor sie. Sie führten häufig den Namen Allrunen, oder Allraunen, d. h. Frauen, die Alles wissen, die in die Zukunft schauen können. Es war ihnen ein theokratisch-politisches Ansehen eingeräumt, von welchem wir uns kaum noch einen Begriff machen können. Manche derselben erlangten einen unvergänglichen Namen, wie die Aurinia, Janna und Velleda. Es wohne in den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches, glaubten die alten Deutschen, nach Tacitus.*) Die Zeiten änderten sich. Als die christliche Religion auch in die Wälder von Thuiskon's Söhnen drang, wußten die sie verkündenden Boten bereits, daß die Deutschen sogenannte heilige Frauen hätten, welche wahrsagten, und das Zukünftige berichteten, indem sie den Lauf der Flüsse,

---

Offenbarungsurkunde, deren Aussprüche, indeß der Vernunft und dem menschlichen Gefühl zu schweigen geboten wird, über Leben und Tod entscheiden, mit Schauder in die Hand nehmen." Wir setzen zum Letztern hinzu, daß man ihr nicht mehr glauben müsse, als die gesunde Vernunft auch ohne sie begreift, und ihr eher zu Wenig, als zu Viel glauben, wenn es auf Menschenwohl ankommt. Daß aber gerade darum vorzugsweise so viel Hexen verbrannt wurden, dünkt uns nicht wahrscheinlich. Auch sie hat dazu beigetragen, aber nicht an sich, sondern in Folge der übrigen Verhältnisse, die wir hier aufzählen.

*) De Morib. VIII.

die Beschaffenheit der Wellen beobachteten.*) Aber, die frommen Männer, aus Rom gesandt, sahen in diesen heiligen Frauen nur Dienerinnen des Teufels, Zauberinnen, die durch dessen Hilfe die Zukunft wahrsagten, und als ihnen erst die weltliche Macht zu Gebote stand, verfolgten sie dieselben mit echt christlicher Liebe auf Tod und Leben. Die Folge davon war, daß sich die Edleren und Besseren zurückzogen, oder in ein Kloster gingen, und da in Entzückungen fielen, um einen Himmel und Heiland zu träumen, und späterhin den christlichen Olymp zu bevölkern, wo sie noch heutigen Tages ihr Plätzchen behaupten. Aber der Volksglaube läßt sich nicht so leicht ausrotten, wie ein Heidenbote denkt. Er wird nur mehr in's Dunkel zurückgedrängt, und brütet im Stillen fort. Es gab ununterbrochen Leute, welche bei weisen Frauen Rath suchten, und folglich fanden sich auch Frauen, die ihn gern gaben. So wenig die heiligen Eichen der Druiden und Druidinnen schwanden, wenn gleich dieselben geächtet waren, so wenig fehlte es auch gleich an den Letzteren selbst. Selbst Könige und Fürsten blieben hierbei nicht zurück, wie Macbeth's Schicksal allein beweisen würde, in sofern er sich bei dergleichen Zauberschwestern Raths erholte. Doch, was vorher Ehre und Ansehn gewährte, drohete jetzt Gefahr und Schande, und so ward selbst der Name zum Schimpfworte, denn ursprünglich bedeutete Hexe, Hägse, eine weise Frau, gerade wie das Wort *Saga*, nach Cicero**) von *Sagiendo* stammend,

---

*) Clemens Alex. Stromat. I, 99.

**) De Divinat. I.

ein Wissen bezeichnet, und Trude oder Drude, eine Druidin.

Es ist in der Beantwortung dieser Frage zugleich im Allgemeinen eine zweite berichtigt, die sich wohl auch aufdrängen dürfte: Woher nämlich die Jahrhunderte lang bestehende krasse Ansicht von einem Bunde, von einem genauen, fleischlichen Umgange mit dem Teufel kam? Daß die sogenannte weiße, erlaubte Magie angeblich lehrte, wie man die guten Geister, die Geister, welche in den Elementen befindlich waren, um diese und jene Wunder zu thun, die Zukunft zu erforschen u. s. f., behandeln müsse, haben wir schon mehrmals bemerkt, und wenn wir statt des Wortes: Geister, ein anderes: Kräfte, Eigenschaften, setzen, so würde Alles auf ganz natürliche, chemisch-physische Prozesse, und eine Anleitung dazu hinauslaufen, womit vermuthlich auch die in's Innerste eingedrungenen Adepten solcher Lehre wohl einverstanden waren. Das Reich der bösen Geister dagegen stand allein der schwarzen, unerlaubten Magie offen; und da die christliche Kirche in den Göttern, den Orakeln, den Wundern des von ihr gestürzten Heidenthums Nichts, als den Teufel, seine Scharen und seine Werke sah, da die von ihr verfolgten Priester und Priesterinnen Nichts als Diener und Dienerinnen der Hölle waren, die fortgehende Macht des Satans aber ihr eine ausgemachte Lehre blieb: so mußte auch nothwendig die Idee vorwalten, daß alle Solche, welche Zauberei trieben, es nur als Vertraute des Satans thun könnten. Vergessen darf man, wie wir erinnerten, hierbei nicht, daß jene Junna's, Aurinia's, Velleda's und ihre zahlreichen Schwestern des Druidinnen-,

des Allraunen=, des Hägsenchors, der Sage nach in dem Volke der Germanen und Kelten nicht ausstarben, sondern nur mehr in die Dunkelheit zurücktraten, und in der That mehr nothgedrungen, Werke der Finsterniß übten, die unzugänglichsten, wildesten, einsamsten Orte und Berge wählten. Woher wäre sonst der Brocken je zu seinem Namen gekommen? So wie wir oben von Verordnungen lasen, welche in Frankreich gegen vermeinte Hexenfeste gegeben wurden, so bildeten sich dergleichen auch in Niedersachsen, wo die höchste Spitze des rauhen, wilden, weitläufigen Harzes, wenn die Lüfte des Frühlings nur ein wenig lockten, die sicherste Stätte gegen die blutgierigen Scharen des fränkischen Schlächters darboten, wie die Sachsen ihren Bekehrer, Karl den Großen, nannten. So war der Glaube, daß alle solche Unholde, männlich oder weiblich, dienstbare Werkzeuge des Teufels seien, gleich vom Anfange her, wo das Christenthum nach Deutschland kam, historisch=dogmatisch, und damit auch juristisch begründet, da die dagegen erlassenen Gesetze Ergebniß der kirchlichen Lehre und Lehrer waren. Wie sich dagegen auch die Meinung von dem fleischlichen Umgange mit dem Satan bildete, der im Hexenhammer, jener schrecklichen Prozeßordnung des Mittelalters, wie sie bis zum jüngsten Tage wohl nicht wieder erscheinen wird,*) mit allen Unanständigkeiten, Unziemlichkeiten erscheint, wird ebenfalls theils historisch, theils leider auch biblisch nachzuweisen sein. Historisch leitet uns schon die Bocksmaske

---

*) So drückt sich Horst darüber aus. Zauberbibliothek VI, S. 93.

darauf hin, welche aus den ägyptischen Mysterien endlich bis in die Versammlungen der Zauberer und Hexen gedrungen war, und sicher, wie auch einst in Aegypten, allerdings ein Bild von manchen Unziemlichkeiten gewesen sein mag. Historisch leitet die Bemerkung darauf hin, daß alle Die, welche sich mit der Hexerei beschäftigten, sicher nicht oft die Unschuldigsten und Sittlichsten waren. Sie hatten sich selbst gleichsam aus dem Kreise der Besseren ausgeschlossen, um irdisches Gut zu gewinnen, um Rache zu üben, sonstige böse Zwecke zu erreichen, und sich den sinnlichen Genüssen hinzugeben, war wohl oft das am mindesten Strafbare. Daß man ihnen nun aber geradezu Schuld gab, solchen Hang bei und mit dem Teufel zu befriedigen, war leider, wie so Vieles, Ergebniß einer falsch interpretirten Bibelstelle, die, wie jede solche, unmittelbar dem Munde Gottes entflossen sein sollte, mithin auch einmal so verstanden, als eine unmittelbare Offenbarung angesehen, und dem gemäße Folgerungen begründen mußte. An und für sich kann kein Denkender und unbefangen Prüfender in der dem Hexenprozeß in dem Betrachte zum Grunde liegenden Stelle etwas Verfängliches finden. 1. Moses VI, 1—6 wird erzählt, daß die Menschenzahl auf Erden zugenommen habe, daß Töchter geboren worden seien, daß „die Kinder Gottes“ nach diesen Töchtern geschaut, sie schön gefunden und zu Weibern genommen hätten; darüber sei Gott böse geworden; warum? sieht man nicht wohl ein; denn der Grund, der hiervon angegeben ist: „Es seien aus solcher Vermischung gewaltige und berühmte Leute geworden,“ befriedigt uns wenigstens nicht. Genug, es

kam deßhalb die Sündfluth. Indessen in dem ganzen Alterthume, so wie auch in späteren Zeiten bei Völkern, die auf einer niederen Kulturstufe standen, herrschte eine Meinung, welche zu dieser Stelle den Schlüssel gibt. Die alte Legende, die hier nämlich von Moses, oder dem Sammler des Pentateuchs aufgenommen war, konnte eben daher so kurz und dunkel sein, weil sie etwas ganz Bekanntes berührte, wovon nur wir nicht mehr eine Vorstellung haben. Es können, lautete jener alte Volkswahn, gute und böse Geister mit den Menschen Umgang haben, und daraus außernatürliche Empfängnisse, übernatürliche Geburten, wenn gleich menschliche Wesen, erzeugt werden. Dieser Glaube ging von der polytheistischen alten Welt in's Judenthum, erbte so auf die Apostel fort, theilte sich durch sie den Kirchenvätern mit, und hatte sich noch in dem alten Werthe behauptet, als der Criminalcodex des Hexenprozesses gegeben wurde. Die Stelle von Moses wurde daher nicht anders gedeutet, als daß Engel, und zwar gefallene, böse, mit Frauen verkehren könnten, und wenn man angenommen hätte, daß dieß hebräischer Volksglaube gewesen sei, so hätte man auch wohl Recht gehabt. Nur die beibehaltene Anwendung und Schlußfolge der christlichen Kirche war schauderhaft. Im Hiob werden diese „Kinder Gottes" näher als Engel, bereits von den 70 Dolmetschern, bezeichnet, unter denen Satan eine Hauptrolle spielt, obschon Luther ebenfalls die Bne Elohim des Moses, auch hier wieder als Kinder Gottes einführt. Daß der Umgang der Jungfrauen mit ihnen eine Empfängniß und Geburt zur Folge haben könnte, war in ganz Asien uralter Volksglaube, der aus Liedern,

Jahrhunderte vor Muhammed, gedichtet war, wie aus Jesaias VII, 14, wo das Wunder verheißen wird, daß eine Jungfrau einen Sohn gebären wird; ferner aus Ps. II, 7, und CX, 3 erhellt, welche Stellen auch auf eine übernatürliche Geburt hindeuten. An sich nahm der Mosaismus keinen Teufel an, denn die Geschichte von Hiob stammt aus Arabien, und die Legende von unserer Muhme, der Schlange im Paradiese, ist eine ihm fremdartige Einleitung; allein, wenn auch Moses selbst die Idee nicht dogmatisch festsetzte, so konnte er sie doch nicht aus den Köpfen der Israeliten verbannen, und so blieben diese, wie alle ihre nahen und fernen Nachbaren, bei der alten Ansicht, so daß der Name Gottessohn, Götterssöhne, im alten und neuen Testament sehr häufig, wie bei den griechischen und römischen Schriftstellern, vorkommt. Große Helden und Gesetzgeber wollten und sollten durch solche übernatürliche Beschattung die Welt beglückt haben. Esra ward Gottes Sohn genannt, Pythagoras und Plato ein Götterssohn, Christus ein Gottessohn. Der Heroen, welche das griechische und römische Alterthum aus dem Umgange der Götter mit schönen sterblichen Mädchen geboren werden ließ, ist eine übergroße Zahl. Selbst Alexander wurde so eingeschwärzt, und seine Mutter von einer Schlange verführt,*) gleich der Eva.

---

*) Die auffallendste Schilderung der Art findet sich Hebräer VII, 2 u. 3, wo Melchisedech ohne Vater und Mutter gezeugt und geboren worden sein soll. Solches hat selbst der Polytheismus nicht, denn Hesiod läßt den Hephästios nur von der Juno jungfräulich geboren werden, und die Minerva kam nur ohne Mutter zur Welt, (ἀμήτωρ) Ein späterer Schriftsteller, Jul. Pollux, sagt von sich, aber

Aber auch Göttinnen steigen hernieder, einen Endymion, einen Anchises zu beglücken, denn die Phantasie, welche die zwischen den Menschen und dem höchsten Wesen befindliche Kluft mit Geistern aller Art ausfüllt, wird auch nicht umhin können, sie nach doppeltem Geschlechte zu denken, und so finden sich die männlichen und weiblichen Buhl- und Gesellschaftsteufel der Hexenperiode bereits in der persischen, indischen, arabischen Geisterlehre vor. Die Dews erscheinen selbst in allen Masken und Gestalten, wie die Hexenteufel, als Wölfe, Katzen, Schlangen, aber mit einem Merkmale, aus dem ihr Charakter, ihre Natur abzunehmen ist, wie im Hexenhammer angegeben wird. Bei Paulus finden sich überhaupt mehrere solche rabbinisch-pharisäische, urweltliche Ideen, namentlich ist sein Gebot in Hinsicht der Meinung vom Umgange der Geister mit dem weiblichen Geschlechte bemerkenswerth. Er verlangt, daß der Mann mit unbedecktem Haupte bei dem Gebete erscheine, das Weib aber soll in keinem Falle so kommen, sondern es bedeckt tragen, διὰ τοὺς ἀγγέλους, wegen der Engel (1. Korinth. XI, 10)*), wegen jener

---

natürlich nur scherzweise, ebenfalls, daß er, weil er keine Mutter habe, ohne Mutter, wie Minerva, und weil er keinen Vater habe, ohne Vater, wie Vulkan, sei. (Onomastic. p. 278.)

*) Paulus urtheilte hier, wie sein Zeitgenosse Josephus, der jene berüchtigte Stelle des Moses ganz so nimmt, wie späterhin der Hexenhammer. Etwas subtiler drückte sich der uns schon bekannte Jude Philo darüber aus. Die damaligen Juden waren, meint Horst (Zauberbibl. VI, S. 7), zur Hälfte von Dämonen besessen, und die andere Hälfte gab sich damit ab, die Dämonen oder Teufel auszutreiben. Daß Christus diesem Unwesen ein Ende machen wollte, ist nicht genug zu rühmen. Wie wenig dieß Streben gelang, zeigt der Hexen-

„Kinder Gottes," die, nach der Ansicht der Rabbiner, hauptsächlich von den schönen Haaren eines Mädchens angelockt werden können. Man muß solche, eigentlich Nichts, was zu unserer christlichen Belehrung dienen kann, und doch auch so Vieles in anderer Bedeutung enthaltende Stellen in's Auge fassen, um daraus den offenbaren Beweis zu entnehmen, daß die den alten und neuen Codex bildenden Schriften, wie alle andern verfaßt worden sind: von Menschen, die ihre guten, wie ihre falschen Ansichten gegen ihre Zeitgenossen aussprachen, und lehren, unterrichten, trösten wollten, so gut sie es vermochten.

Wenn jene Lehre vom Umgange der guten und bösen „Kinder Gottes," der Elohim, mit denen Abraham ein fein gut Kalb speisete, und welche Paulus durch einen Frauenschleier abhalten wollte, sich schon dergestalt aus der ersten christlichen Gemeinde unter den Aposteln in die unter den ihnen folgenden Kirchenväter verpflanzte, und hier recht methodisch ausbildete, so daß sie bereits im Paradiese mit der Schlange begann, da die ganze rabbinische Sagenwelt mit griechischer, römischer philosophischer Spitzfindigkeit zu einem Systeme verarbeitet wurde, das den Teufel wieder zum Ahriman machte, wie ihn Zoroaster dem Ormuzd gegenüber stellte: so trug nur der Verkehr der Europäer mit dem Osten während der Kreuzzüge

---

prozeß und die Erzählung von Teufelsbesessenen, die bis in's 18. Jahrhundert reichen. Selbst Paulus scheint in dieser Hinsicht noch nicht bekehrt gewesen zu sein, so wenig, wie der sonst scharfsinnige Philo und eben nicht leichtgläubige Josephus. (Antiquit. Jud. I, 4).

vollends dazu bei, die bösen Geister der Araber, die Dschins, zum allgemeinen Volksglauben zu verwandeln. Wie die Dews der Parsen, denen sie nachgebildet waren, können sie allerhand Gestalten annehmen, und verkehren nur gar zu gern mit Frauen und Mädchen. Bei den Arabern waren sie keineswegs so böse wie der Teufel, aber die christliche Asketik und Diabolologie sorgte da schon für den gehörigen Zusatz, daß die arabischen Genien kaum noch kenntlich blieben. Je mehr sie indessen auch in arabischen Mährchen oft als Versucher der weiblichen Tugend erscheinen, je mehr selbst Muhammed Gebet und Wachsamkeit gegen sie empfiehlt, je mehr selbst der uralte arabische Volksglaube bereits auch unter ihnen böse und gute Genien unterschied, desto leichteres Spiel war da für Mönche und Geistliche, ihre Lehre der alten Kirchenväter recht praktisch zu entwickeln, und wenn eine Nonne, eine Heilige, ein Einsiedler, einmal den Stachel des Fleisches fühlte, sie von irgend einem Versuchungsteufel auf die Probe stellen zu lassen, der nun der Unschuld Fallstricke legte, bis ihn etwa Kreuz, Weihwasser, und eine biblische Beschwörungsformel verscheuchte. Da die arabischen Genien alle denkbaren Formen annehmen konnten, so mußte auch das Teufelsheer der unfehlbaren Kirche nicht nachstehen, und der höllische Proteus, wie ein dickleibiges Buch den Satan nennt,*) erscheint bald als brüllender Löwe der Apostel, die ihn in die christliche Kirche verpflanzt hatten, bald als ein schmeichelnder Jung-

---

*) Der höllische Proteus, oder tausendkünstige Versteller von Erasmus Franciscі. Nürnberg, 1725. 1120 Seiten, ohne die lange Vorrede und das Register.

gesell,*) bald als Bock und bald als Maus, und wie es sonst die Einbildungskraft verlangte. Da nun auch die Dschins, die Genien der Araber, wie Jedermann aus den Mährchen der Tausend und Einen Nacht weiß, gutmüthig genug waren, sich allen Künsten der Magie zu unterwerfen, und jede Laune des Meisters zu befriedigen, der sie zu seinem Dienst durch Wort, Kreis, Räuchern, Talisman u. s. f. herauf beschworen hatte, so fehlte ihnen auch gar nichts, um im Hexenprozeß als Teufel die Hauptrolle zu spielen. Bei uns ist freilich der tolle Wahn seit freilich noch nicht einem Jahrhunderte, ja kaum seit einem halben Jahrhunderte verschwunden.**) Im Morgenlande ist er noch bis diese Stunde geblieben. An den Quellen des Nils fand wenigstens Bruce einen kleinen Völkerstamm, der dem Umgange der Dschins mit Frauen sein Dasein zu verdanken vorgab. In Kairo und vielen andern Städten des Orients wahrsagen viele Frauen, welche mit den Dschins Umgang zu haben behaupten. Vor kaum hundert Jahren hätte der Leipziger Schöppenstuhl dergleichen, nach solchem offenen Bekenntnisse, ohne Weiteres zum Scheiterhaufen verurtheilt; dort thun sie sich darauf Etwas zu Gute. Das Weib steht dort auf einer niedern Stufe der menschlichen Gesellschaft. Würdigt sie ein Genius seines Umganges, so muß, da ein solcher nicht

---

*) So kamen einmal zwölf junge hübsche Reiteroffiziere in ein Nonnenkloster, und wurden hier sehr gastlich aufgenommen, bis die Aebtissin Verdacht schöpfte, und das Wort Jesu aussprach, worauf alle mit ihren Pferden verschwanden. Der Hexenhammer theilt das Geschichtchen treulich zur Warnung mit.

**) Noch 1781 ward in Glarus eine Hexe verbrannt.

so schwarz und schlecht ist, wie einer unserer Teufel, dieselbe durch Geist und Körper ausgezeichnet sein, denn sonst wird er sich nicht zu ihr gesellen, und so können freilich Solche, die sich mit Zauberkünsten, mit Prophezeihen nähren, wohl so einen Umgang vorgeben.

Werfen wir auf Alles dieses noch einen Blick, es im Zusammenhange zu übersehen, so ergibt sich, daß die ganze alte Welt der Meinung war, die übermenschlichen Wesen, Gott, Götter, Geister, von beiderlei Geschlecht, könnten mit Menschen verkehren, und vorzugsweise herrschte diese Ansicht in Asien, bis in die neuere Zeit herauf; namentlich kam sie auch durch die Kreuzzüge recht in Europa auf, obgleich auch früher schon durch den Aufenthalt der Sarazenen in Sizilien, in Spanien dieselbe verbreitet worden sein mag.*) Als kirchliche Lehre trat sie namentlich im Mittelalter auf, und zwar zuerst in Spanien, im südlichen Frankreich, was wiederum auf ihren morgenländisch-arabischen Ursprung hindeutet. Es erschienen schon vor dem Hexenprozeß in Arras, der 1459 Statt fand, „Daemones, qui illudunt foeminas," und die letztern „adorant aprum, osculantes in ano suo;" noch genauer schon bezeichnet es die Nachricht vom genannten Prozeß in Arras, denn da „ergriff ein Jeder die Seine, es wurden die Lichter ausgelöscht — und vermischete sich

*) Schon im 6. Jahrhunderte ließen einige Kirchenlehrer, z. B. der Bischof Jornandes von Ravenna die Hunnen so erzeugt sein. Die Wahrsagerinnen seien aus Deutschland vertrieben und aus Rache dafür die Dämonen angerufen worden, sich mit ihnen zu vermischen. Auch Attila sollte ein Sohn aus solcher Ehe sein. Bereits um diese Zeit dachte man sich den Teufel am liebsten schwarz, wie einen Mohren.

fleischlich mit einander!“ Der älteste biblische Beleg für diese Meinung findet sich bei 2. Moses XXII, 18, und diese Stelle diente namentlich bei dem durch den sogenannten Hexenhammer, oder die Anleitung, wie die Untersuchung gegen Hexen und Zauberer zu führen, zur Grundlage des ganzen Verfahrens, zumal, da ihr noch eine andere, ebenfalls ganz falsch verstandene, auch von Luther falsch übersetzte*) Stelle bei Moses: „Die Zauberinnen sollst du von dir thun,“ zu Hilfe kam. Eine aus der Phantasie des in der Kindheit noch befindlichen Menschengeschlechtes stammende Sage, eine aufbewahrte Sage aus jener Zeit wurde so, weil der Offenbarungsglaube sie zu einem göttlichen Worte stempelte, die Ursache des qualvollen Todes von Tausenden, die zum großen Theile so unschuldig waren, wie die Sonne am Himmel, zum Theil aber von einem Wahne selbst bestrickt waren, der so epidemisch wirkte, wie manche Convulsionen und Epilepsien in Klöstern und Spitälern. Jakob Sprenger, ein Dominikanermönch, hatte das abscheuliche Verdienst, als Inquisitor und als Verfasser des Hexenhammers die ganze Sache historisch und juristisch in Ordnung zu bringen. Der fromme Mann wußte Alles; der Körper des Satans war ihm so gut bekannt, wie jeder seiner Genossen; die Art, wie und wenn er Unzucht trieb, und durch diese treiben ließ, ward von ihm auf's Ge-

---

*) Statt Zauberinnen haben nämlich die 70 Dolmetscher, Giftmischer, φαρμακούς. Aber selbst, wenn die Uebersetzung richtig wäre, so gehört sie zu den unglücklichsten Vorschriften. Drei Worte, inhaltsschwer, entschieden über das Glück, die Ehre, das Leben von Tausenden.

naueſte erörtert. Acht und Vierzig Hexen, die er binnen fünf Jahren einäſchern (incinerari) ließ; Ein und Vierzig, die ein „lieber Mitbruder, Cumanus, einäſchern ließ, hatten Alles in Güte und freiwillig bekannt," d. h. nachdem er ſie durch Liſt, durch Ueberredung, durch Martern aller Art, dahin gebracht hatte, aus Furcht vor Erneuerung der Letztern Alles zu ſagen, was ſie ſagen ſollten. In ganz Europa ward ſein Werk als Criminalcodex bei dieſem angeblichen Verbrechen zum Grunde gelegt, und die Exiſtenz der Zauberei überhaupt, der Umgang mit Teufeln, zu einer förmlichen Glaubenslehre erhoben, mindeſtens aber als ein Axiom hingeſtellt, an dem Niemand, ohne ſelbſt in Gefahr zu kommen, zweifeln durfte. Die Widerſprüche einzelner Obrigkeiten und Biſchöfe, die menſchlicher und weiſer waren, kamen bald in Vergeſſenheit. Die Zauberei allein wurde bloß mit dem Schwerte, und auch wohl dem Strange, dem Rade,*) beſtraft, der Umgang mit dem Teufel zog den Tod in den Flammen nach ſich. In der Regel ward ſolcher Umgang bei den Hexen allemal vorausgeſetzt, und in der peinlichen Frage die Sache bald, wie man geahnet, in's Klare gebracht. Eine Ausnahme vom Feuertode konnte dann wahrhaftes Wehklagen von dem oder jenem frommen Prieſter rege machen. Nur ein Beiſpiel davon:

Am 29. Oktober 1668 wurde in Eilenburg eine Hexe hingerichtet. Ach, das war ein großes Unglück! Verbrannt hatte ſie werden ſollen. Allein der Teufel, „als

---

*) S. die Beſchreibung von des Juden Lippold's Ende S. 201 fgg.

ihr lieber Buhle," hatte den Schöppenschreiber in Leipzig verblendet, daß er, statt verbrennen, mit dem Schwerte hinzurichten, copirte; und den Senior des Schöppenstuhls hatte er verblendet, daß er beim Revidiren und Unterschreiben des Urthels das Ding nicht gemerkt hatte, und sogar die kurfürstlichen Räthe hatte er verblendet, daß sie beim Lesen und Confirmiren des Urthels die Verblendung der Leipziger Schöppen nicht gesehen hatten; „denn es war fast unmöglich, daß nicht Einer von ihnen solchen Irrthum sollte angemerket haben, wenn nicht der böse Volant*) sie dießfalls verblendet!" sagt die „Eilenburgische Chronik" Peter Simon's S. 769 zum Schlusse der Nachricht von solcher schrecklichen Verblendung. Ja wahrlich, verblendet waren damals alle Rechtsgelehrte, und die Theologen obendrein, sonst hätten sie nicht solche Barbareien von Rechts wegen begangen! Aber wie würde sich der berühmte Benedict Carpzov geärgert haben, er, der so lange im Schöppenstuhle Leipzigs die Hauptrolle spielte, wenn ihm und den Herren Collegen der Teufel so ein Schnippchen geschlagen hätte!

---

*) So nannten unsere Vorfahren gar oft den Teufel. Als Jüngling kannte ich einen alten Oekonomen Volland, der entsetzlich böse wurde, wenn man ihn volant nannte. „Der Teufel heißt so!" rief er, „ich heiße Volland!"

**) Er starb zum Glück bereits 1666. 46 Jahr lang war er Assessor und Senior des Schöppenstuhls gewesen und hatte vielleicht ein paar Hundert Hexenurtheile unterzeichnet, ohne daß ihn der Teufel so geblendet hätte.

XII.

Die Reformation hatte also diesem schrecklichen Wahne auch kein Ende gemacht? So wenig, daß, als sie festen Fuß gefaßt hatte, die Sache fast noch schlimmer wurde. Der Ursachen gab es mancherlei. Zuerst konnte der Volksglaube durch sie so wenig gleich umgestimmt werden, wie durch Christus und seine Apostel. Dann war das Haupt der Reformation, Luther, von der Existenz des Teufels, seines Dichtens und Trachtens, und Wirkens so fest überzeugt, daß er gar nicht daran denken konnte, ein Wort dagegen zu äußern. Im Gegentheil schien ihm Papst und Teufel immer Hand in Hand zu gehen. Vergessen darf man auch nicht, daß die ganze Reformation vornehmlich nur gegen den päpstlichen Auctoritätsglauben gerichtet ward, daß statt dessen die Bibel als oberste Erkenntnißquelle gesetzt wurde, daß diese für unmittelbar von Gott gesprochenes Wort galt, daß folglich die Lehre vom Teufel, und was damit zusammenhing, so gut erwiesen war, wie in der katholischen Kirche. Bisweilen scheint bei Luther ein besseres, helleres Gefühl erwacht zu sein, denn so behauptet er fest, daß Christus gekommen sei,

die Werke des Teufels zu zerstören; eben so läugnet er allerdings einmal, daß der Teufel im Umgange mit einer Hexe ein Kind erzeugen könne. Dagegen aber wollte er ein anderes Mal ein sogenanntes Wechselkind, einen Wechselbalg, einen Krielkopf, und wie man solche vermeinte Teufelskinder zu nennen pflegte, in die Mulde getragen wissen, und „das Homicidium daran wagen." Der Fürst von Dessau aber, und der Kurfürst von Sachsen, welchen er den Rath gab, wollten ihm „nit folgen," sie ließen bloß in den Kirchen täglich bitten, daß Gott den Teufel hinwegnehme. Ein Jahr nachher starb auch das arme, wahrscheinlich kretinartige, von der englischen Krankheit gequälte Geschöpf, denn „es that dasselbige Nichts, als daß es nur fraß, und zwar so Viel, als irgends vier Bauern oder Dreſcher."*) Hier sind also Gründe genug, warum es nicht anders wurde. Im Gegentheil folterten und verbrannten die Protestanten mit den Katholiken um die Wette. Des großen Hexenprozesses in Schweden, in Mora, haben wir schon erwähnt; ein ähnlicher fand unter der Elisabeth in England zu Warbois Statt. Jakob I., ihr Nachfolger, schenkte einer Hexe das Leben, um Alles recht genau zu erfahren, und schrieb nun selbst eine Prozeßordnung, die statt des deutschen Hexenhammers eintrat. Er bekämpfte nämlich die Wenigen, welche die Hexerei zu bezweifeln gewagt hatten. In Dänemark fand nicht minder ein großer Hexenprozeß zu Kiöge Statt. Kurz, ein unermeßliches Drama von Jammerr, Verzweif-

---

*) Luther's Tischordnung, Kap. 14. Es war dieß 1531 ungefähr vorgefallen.

lung, Elend, Aberglauben, Unsinnigkeit, Finsterniß und Barbarei wiederholte sich in ganz Europa, bald hier, bald da; bald spielten Einzelne die schändliche Rolle dabei, bald gleich eine große Menge, und überall lagen dem Drama jene furchtbaren Stellen von Moses zum Grunde, die Moses selbst, wenn er sie hätte erklären sollen, nicht vollkommen verstanden hätte. Und ein paar tausend Jahre nach ihm waren alle Theologen, Aerzte und Rechtsgelehrte darüber einverstanden! Noch zu Ende des 17. Jahrhunderts kamen Schriften derselben heraus, welche den nefandum Lamiarum cum diabolo coitum abhandelten. Noch 1741 wurde eine solche von einem Wittenberger Juristen, Johann Keim, neu aufgelegt. Die erzeugten Kinder des Satans spielten selbst in der Physik eine Rolle. Sie kamen in die Handbücher der Moral. Der entsetzlichste Hexenprozeß fand noch 1728 in Ungarn Statt. Da verbrannte man zu Szegedin 7 Hexen und 6 Hexenmeister, unter welchen sich der zwei und achtzigjährige Stadtrichter befand. Wenn nicht die Akten vorlägen, die Berichte der Zeitgenossen und Augenzeugen es bestätigten, man glaubte solche Abscheulichkeiten nicht.*)

---

*) Selbst ein Fürst war damals vor solcher protestantischen Teufelswuth nicht sicher. Das auffallendste Beispiel solcher Art ist das Verfahren, welches 1628 gegen Johann Friedrich den Vierten, Herzog zu Sachsen, Statt fand. Er, geboren 1600, der fünfte Sohn des Herzogs Johann des Dritten von Weimar (starb 1605), lebte gerade in der Zeit, wo der Kryptokalvinismus in Sachsen die Köpfe verwirrte. Um den Prinzen davor zu bewahren, mußte er nebst seinen Brüdern, die Concordienformel, den Katechismus, auswendig lernen; einige Stunden in der Bibel täglich lesen; Früh und Abends Betstunden beiwohnen; so oft Kirche war, in die

Gab es denn nun aber gar Niemanden, den das empörende Schauspiel ergriff, und der es zu bekämpfen wagte? Allerdings ging eine geraume Zeit hin, die Sache war zu gefährlich, sie gehörte zu den Glaubensartikeln. Noch bei dem berühmten oder berüchtigten Criminalisten Carpzov in Leipzig galt ein Teufelsläugner ziemlich für so strafbar, als ein Gotteslängner. Dieß war eben das Unglück für die der Hexerei Beschuldigten, daß ihnen kein

---

Kirche gehen; vor der Kirche eine Vorbereitung einnehmen, und nach der Kirche eine Prüfung darüber aushalten. Dieß hatte bei dem lebhaften Knaben gerade die entgegengesetzte Wirkung. Er legte sich lieber auf Physik und Chemie, die damals aber in Magie und Alchemie ausgeartet war; er wollte sich lieber in den Krieg, als in die Kirche begeben; er meinte, sehr richtig, in der Bibel sei Manches nur poetische Ausschmückung u. s. w. Kurz, er sagte, was jetzt Jeder sagen und denken kann. Allein solche Rede damals, verbunden mit Destilliren, Digeriren, Sternbeobachten, erschien seinen Brüdern schrecklich. Sie meinten, er habe ein Bündniß mit dem Teufel, und so brachten sie es dahin, daß er, General in dänischen Diensten, Anfangs in Arrest kam. Die dänischen Feldprediger machten nun zuerst ihr Probestück mit Bekehrungsversuchen, die aber an dem Starrkopfe nutzlos abliefen. 1625 kam er aus dem Arrest los, und ließ sich nun in Ichtershausen (im Weimar'schen) nieder, wo er, nach Abtretung seines Landestheiles, als Privatmann lebte, bis er 1627 nun ganz als „Ungeheuer und Eigenthum des Teufels" verschrieen war. Seine fürstlichen Brüder verachteten ihn; sie hätten ihn gar zu gern verbrennen lassen, wenn er nicht Fürst gewesen wäre, denn der Bruder kümmerte die Frommen nicht. „Reiß dein Auge aus!" hätten sie gedacht. Die Geistlichen in Weimar schürten dabei wacker. Sie drohten mit der Rache des Himmels, „wenn man ihn nicht bald aus der Gewalt des Teufels reiße!" Der Unglückliche mußte den Kerker fürchten. Er floh, im April 1627, fiel aber in Tilly's Hände und wurde seinen Brüdern wieder ausgeliefert, die ihn am 30sten Mai 1627 nach Oldisleben, wie einen schweren Verbrecher bringen, und von dreißig Musketieren, so wie von neun Bürgern bewachen ließen. Am 30. November 1627

Anwalt beistehen konnte und wollte.*) Das angeschuldigte Factum hatten sie, den Schmerzen zu entgehen, oder vom Uebermaße derselben überwältigt, vor besagter Gerichtsbank eingeräumt, und so gab es nur einen Weg, sie zu retten, ihre ganze Aussage als nichtig darzustellen, in wiefern Alles, was ihr zu Grunde lag, null und nichtig

---

kam er in einen Kerker nach Weimar, und hier fing nun die Geistlichkeit ihr Inquisitions- und Bekehrungsgeschäft an. Sie berathschlagte mit der Jenaer. Beide klagten den Fürsten „des epikurischen Atheismus, magischer Handlungen und Teufelsbeschwörungen" an, konnten ihn aber leider gar nicht bekehren; wüthend machten ihn die Zionswächter mit ihren Quälereien, bis sie ihm endlich am 28sten Oktober 1628 das Geständniß abpreßten: er habe sich wirklich dem Teufel verschrieben. Den Tag darauf fand man ihn todt, mit einer bedeutenden Wunde in der Seite. Das hatte natürlich der Teufel gethan, und darum wurde die ganze Ernestinische Geistlichkeit um Rath befragt, „ob er eines ehrlichen, christlichen Begräbnisses werth zu achten?" „Quod non!" sagte diese. Man setzte ihn irgendwo in der Stille bei.

So behandelte man damals einen Fürsten! Wie mag es aber andern Leuten gegangen sein, die in den Geruch des Unglaubens kamen? Der eine Bruder des Unglücklichen ist Ernst der Fromme gewesen. Sein Zeitalter mag solche Frömmigkeit entschuldigen, Gott aber alle Menschen vor dergleichen bewahren!

Wer dieses Beispiel von protestantischer Inquisition recht genau kennen lernen will, lese nur Johann Friedrich der Vierte, Herzog zu Sachsen, Ernestinischer Linie. v. B. Röse, 1827.

*) Der Hexenhammer gestattet ihnen zwar einen solchen, aber „vertheidigt der Defensor seinen Clienten über die Gebühr, so wird er billig für noch schuldiger gehalten als der Zauberer oder die Hexe selbst, nämlich für einen Hexen- und Katzenpatron, der gefährlicher ist, als ein Hexenmeister. In dem Maße, als er hitzig bei seiner Defension zu Werke geht, steigt der Verdacht gegen ihn." (S. Horst Dämonomagie II, S. 100.)

sei, und in der Einbildung existire. Das aber wagte Keiner, weil er selbst vom Gegentheil überzeugt, oder für seine Sicherheit zu besorgt war. Noch im Anfange des 18. Jahrhunderts galt Thomasius für einen „Hexenadvokaten," d. h. einen „Vogelsteller des Teufels," er galt für einen „des Teufels betrügenden Gesandten;" er habe den Teufel geläugnet, gotteslästerlich von der Versuchung Christi gesprochen, das teuflische Bündniß geläugnet, sei in Irrthum und Atheisterei versunken," u. s. f. Wenn Solches im Anfange des 18. Jahrhunderts geschah,*) so muß man sich in der That wundern, wie nur irgend Jemand früherhin ein Wort des Zweifels, ein Wort der Vorsicht laut werden lassen konnte. Den Teufel und diese seine Werke zu läugnen, war fast gefährlicher, als Gott, als die Gottheit Christi zu läugnen, zum mindesten hielt es gleichen Schritt. Indessen einzelne gute Köpfe mit trefflichem Herzen gepaart, gab es doch in der finstersten Zeit. So warf schon im 15. Jahrhundert ein Deutscher, Ulrich Molitor, zu Kostnitz die Frage auf: „Ob es auch Hexen gebe, und ob nicht dafür auf der Folter abgepreßten Zeugnisse überall unzuverlässig wären?" Die Herausgeber des Hexenhammers klagten in dem Vorworte desselben, daß es Seelsorger und Prediger gebe, welche dem Volke versicherten: es gebe keine Hexen, oder es sei wenigstens mit ihren Künsten Nichts. Bereits im 16. Jahrhundert trat ein Jurist, Franciscus Ponzivibius zu Piazenza, mit einem Tractatns de lamiis auf,

*) 1705 in einer Schrift: Petri Goldschmid's verworffener Hexen- und Zauberadvokat, d. i. wohlgegründete Vernichtung des thörichten Vorhabens Herrn Chr. Thomasii ꝛc.

und nahm darin an, daß die Hexen irre geleitet, verblendet seien, mithin ihre Aussage nichts beweise. Ueberhaupt hat in Italien der Hexenprozeß nie den Eingang gefunden, welchen er in andern Ländern hatte, obschon die Bulle des Papstes Innocenz VIII. ihn eigentlich begründete. Die römische Sündentaxe erlaubt das Abkaufen der darauf gesetzten Strafen, und diese bestanden in Bologna wenigstens bloß in Pranger und Ruthenschlägen, welche bei solchen, die sich für Hexen ausgaben, Andere zu bevortheilen, auch wohl noch jetzt angewendet werden dürften. *)

Auf ihn gestützt, denn er kannte diesen Vorgänger sehr wohl und citirt ihn mehrmals, erschien ein Mann, der alle Ehre und Achtung verdient: der Arzt Johannes Wier oder Weyer oder Piscinarius, geb. 1515 zu Grave in Brabant, gest. 1558. Wer war denn Selbiger? Ein Ehrenmann, wie gesagt, schon seiner äußern Stellung nach: Leibarzt beim Herzog von Kleve; seinen Schriften nach: ein äußerst gelehrter Mann; seiner Denkungsart nach: freimüthig, offen; seinem Glaubensbekenntniß nach: vermuthlich Katholik, denn er führt häufig Fälle an, wo er in Klöstern um Rath gefragt wurde; er spricht von Ketzern, zu denen aber keiner gezählt werden dürfe, als wer, ein- und mehrmal belehrt, hartnäckig in seinem Wahn beharre. Es findet sich eine Zuschrift von einem Abte;

---

*) Blätter für liter. Unterhaltung, Nro. 58, 1829. In Venedig hatte ein Verfahren gegen Zauberei eingeleitet, zwar die Verurtheilung Vieler zur Folge, aber der Rath dort ließ sie nicht vollziehen, und trotzte selbst einer Bulle von Leo X., 1521, welche im Geiste der von Innocenz VIII. lautete.

er berührt mehrere katholische Lehren, z. B. die vom Fasten; aber indem er sie aus Gründen der Vernunft und der Bibel bekämpft oder besser: beschränkt, entschlüpft ihm kein Wort des Spottes *), der Bitterkeit, wie man damals fast von allen Religionsparteien vernahm; und wenn er dagegen alberne Mährchen von Luther erzählt, z. B. daß der Teufel dessen Mutter als Braut verführt und ihn mit ih erzeugt habe, so widerlegt er dieß mit gleicher Kürze und Ruhe: „Selbst der gemeine Mann sieht ein, daß Luther's Lehre wahrlich mit andern Wahrheitsgründen bekämpft und entkräftet werden müsse, als durch solche Dichtungen." Vermuthlich war er gegen alle solche polemische Streitigkeiten indifferent und ein Rationalist wie fast alle Aerzte (De Valenti und Comp. ausgenommen).

Und was hat denn Johannes Wier Großes, Gutes gethan? Gar nichts. Aber gewollt hat er desto mehr und gewagt hat er. Er war wohl der erste Deutsche, welcher gegen die damaligen Hexenprozesse auftrat. Man schreibt dieß Verdienst dem berühmten Thomasius zu, und seit seiner Zeit ist auch im protestantischen Deutschland keine Hexe mehr verbrannt worden. „Thomasius vindicirte", sagt Friedrich II., „den Weibern das Recht, alt zu werden". Allein

Der Erfolg —
Ist nur der That Gepräge, nicht ihr Werth.

---

*) Einmal scheint er zu spotten. „Wenn man Hexen bestrafen will", sagt er, „so mag es meinetwegen (per me licet) nach der Sündentaxe in Rom geschehen, wo man liest: wenn eine Zauberin ihre Künste abgeschworen hat, wird sie mit Turon. 6. Duc. 2 angesetzt". Das „Turon. 6" wage ich nicht zu erklären.

Nicht nach Dem, was wir vollbringen, sondern was wir wollen, müssen wir gerichtet werden. Das Vollbringen hängt häufig von Dingen ab, die nicht in unserer Gewalt stehen. Ein Baum fällt nicht auf den ersten Hieb. Schon vor Thomasius hatten in England und Holland und Deutschland redliche, gelehrte, menschenfreundliche Männer gegen die Hexenprozesse gesprochen, aber kein Mensch hatte ihre Stimme gehört, weil der Wahn bei Katholiken und Protestanten, bei Theologen und Juristen gleich groß war; Thomasius trat keck auf und griff das Uebel bei der Wurzel an. Er läugnete den Teufel, oder doch wenigstens seine Werke auf Erden, und damit fielen die Hexen von selbst weg. Das hatte ein gewisser Balth. Bekker in Holland zwar auch gethan, aber seine Stimme hatte nicht durchdringen können, wie die des berühmten Thomasius. Der Jesuit Spee, der 1631 sich gegen die Hexenprozesse auflehnte, ging anonym und schüchtern zu Werke und sein Werk mußte deßhalb ganz unbemerkt bleiben. Anders steht es mit unserm Joh. Wier, an den ein Zeitgenosse, ein Abt, schrieb, „daß er primum hanc glaciem perfregisse et miseras aniculas ab atroci quadam tyrannide vindicasse“.*) Von ihm kann man sagen, daß er zuerst mit einer Kraft und Offenheit gegen die Hexenprozesse auftrat, wie es bis auf Thomasius Keiner wagte. Zwar läugnete er nicht den Teufel — wie hätte dieß damals Einer wagen können? es denken ja jetzt noch manche

---

*) „Das er zuerst dieses Eis gebrochen und die unglücklichen alten Weiber vor einer schrecklichen Barbarei gesichert habe“.

Gelehrte auf hohen und niedern Schulen, daß sie der Teufel in den Klauen habe, wenn sie nicht demüthig an ihn und seine Werke glauben, — allein er räumt nur nicht dem Teufel die Gewalt ein, welche vonnöthen war, wenn Hexen Das begehen wollten, weßhalb sie hingerichtet wurden. Im Gegentheil sagt er geradezu, daß unter allen wahnhaften Vorstellungen, welche im Umlaufe wären, die von sogenannter Zauberei als schrecklichste dastehe, und alle religiöse Streitigkeiten wegen mancherlei Ceremonien und nicht gleichförmig verstandener Schriftstellen Nichts gegen die Meinung von dem Schaden seien, den alte unsinnige (dementatae) Weiber, die man Hexen nenne, angeblich an Menschen und Vieh thun sollten. Die Vorschriften in dem damaligen „Hexenhammer" nennt er geradezu Thorheit und Gottlosigkeit, und in seiner Zuschrift „an den Kaiser, alle christliche Könige und Fürsten" schildert er solch Verfahren als eine „**foedissimam labem Europae, hominum errorem crassissimum, caedem insontium frequentissimam**". Hätte denn ein Thomasius kecker und fester sprechen können? Und Johannes Wier hat nicht einmal so gesprochen. Wir haben mehr als Eine Arbeit von ihm: „**De praestigiis daemonum**" (von den Blendwerken des Teufels); „**De lamiis**" (von den Hexen) und „**De pseudomonarchia daemonum**" (von der erdichteten Herrschaft des Satans). Alle sind ziemlich selten. Wir haben bloß die erste in Händen gehabt und zwar die Ausgabe von 1568 (gedruckt in Basel, 8., 697 Seiten). Die 1. Ausgabe erschien 1556 in Fol. Das Buch ist dem Herzog Wilhelm von Kleve dedicirt, der ein sehr vorurtheilsfreier Mann gewesen sein muß-

denn Wier führt zum Beweise, wie wenig das Geständniß einer Hexe gelten kann, von ihm an, daß ein Mädchen, welches als Hexe verklagt war, weil die Kühe eines Bauers weniger Milch gaben, sich gleich dazu bekannte, aber auch noch 16 andere Weiber im Dorfe als Mitgenossinnen anzeigte. Der Herzog, statt alle 17 verbrennen zu lassen, sandte die Erstere zu einem Geistlichen, der sie von ihren Vorstellungen und Einbildungen glücklich heilte. Sie nahm ihre Aussage zurück, die Kühe gaben wieder wie gewöhnlich Milch und die Unglücklichen waren dem Tode entgangen, den damals dreist jeder Schöppenstuhl ausgesprochen hätte. Das Buch selbst muß auch, nach den mehreren Auflagen zu schließen, viel gelesen worden sein. Aber freilich, Wirkung hat es weder bei den Theologen noch bei den Juristen hervorgebracht und zwar vorzehmlich, weil Wier das Uebel nicht bei der Wurzel anfaßte. Wer dem Teufel selbst einräumt, daß er sich nach sonst gemeiner Meinung auf Erden wirksam zeigen und die Menschen verblenden*) könne, wie Joh. Wier

---

*) Er nimmt nämlich 1) mit Recht an, daß viele vermeinte übernatürliche Dinge auf sehr natürliche Weise bewirkt werden können. Häufig seien vermeinte Hexen auch 2) alte, blödsinnige (amentes) oder 3) von bösem Wahne (malinconia) befangene oder 4) aus Furcht vor der Tortur, durch das schreckliche Gefängniß zum Geständniß der Zauberei gebrachte Weiber. Endlich spiegle Mancher allerdings aber auch wohl 5) der Teufel vor, daß sie in die Lüfte fahre, mit ihm fleischlich verkehre u. s. w. und ihr Geständniß komme daher. Daß zu jener Zeit, wo Hexerei die allgemeine Unterhaltung war, Phantastinnen, an krankhafter Reizbarkeit leidende Mädchen und Weiber sich solche Dinge einbilden konnten, ist eben so natürlich, als wenn andere Phantastinnen mit dem Herrn Christus zu conversiren vermeinten. Mit Recht dringt W. darauf, daß alle

allerdings im Allgemeinen und selbst bei den Hexen zugibt und nur in Betreff der Wirkungen läugnet, welche er bei Hexen haben müßte, wenn sie durch die Lüfte fahren, Stürme erregen, Menschen und Vieh krank machen sollten u. s. w., mag die letztere Unmöglichkeit noch so plausibel darstellen, überzeugen aber kann er nicht; und so gelang es auch ihm nicht, dem Gräuel ein Ende zu machen. Nur sein guter Wille ist zu loben gewesen. Wenn Andere, gleich ihm, gesprochen und dem Teufel selbst zu Leibe gegangen wären, so hätten die Hexenprozesse 100 Jahre vor Thomasius ein Ende haben können.*)

---

solche Gegenstände Nichts gelten. Indem er aber zugibt, daß der Teufel die Weiber verblenden könne, mußte er auch, folgerecht, einräumen, daß er auf andere Art mit ihnen zu verkehren vermöchte.

*) Durch Wier haben wir auch einige Nachrichten von dem berüchtigten Joh. Faust. Es sind über dessen Leben und Treiben noch so manche Dunkelheiten verbreitet, daß auch die kleinste Gabe von Zeitgenossen desselben mit Dank angenommen werden muß. Wier nennt a) seinen Geburtsort Kundling, einen kleinen Flecken (oppidulum), und erzählt von ihm, daß er die Magie in Krakau erlernt habe, wo sie sonst öffentlich gelehrt worden sei. b) Geübt habe er dieselbe in Deutschland einige Jahre vor 1540 „zur Bewunderung gar Vieler mit Lügen und Betrug von mancherlei Art. In eitler Prahlerei und Versprechungen habe er allerdings etwas geleistet." Als Beweis vom letztern führt er an, daß er einem Sacristan des Barons Hermann zu Batoburg an der Mosel unweit Gelderns Gränze versprochen habe, ihm, wenn er, der Sacristan, Wein genug schaffe, das Geheimniß zu lehren, ohne ein Schermesser den Bart wegzubringen. Der Leicht-

---

a) De praestigiis daemon. Basel, 1568. S. 142 u. 143.
b) Nämlich die höhere sogenannte weiße Magie. Man sehe oben, das über die maurischen Universitäten Gesagte nach.

Chr. Thomasius, der von der fortgeschrittenen Cultur doch einigermaßen unterstützt, noch kecker auftrat und besser

---

gläubige ging darauf ein, und Faust ließ ihn eine Arsenikſalbe einreiben, welche die Haut und Haare zugleich wegnahm. Wier hatte dieß Geschichtchen vom Betrogenen mehr als Einmal („non semel") gehört. Daß „Johannes Faustus," wie er ihn nennt, vom Teufel geholt worden sei, erzählt er nicht, sondern berichtet bloß, man habe ihn in einem würtembergischen Dorfe neben seinem Bette mit dem Gesichte auf der Erde liegend gefunden, nachdem, wie man sage (ut fertur), in der Nacht vorher das Haus erschüttert worden wäre. Im Ganzen scheint Faust also doch nichts als ein herumziehender, liederlicher Taschenspieler gewesen zu sein, der übrigens damit prahlte, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe; denn Wier erzählt noch, daß er (Faust) glaubte, der Teufel komme zu ihm (ingredi), weßhalb er ihn sein Brüderchen (sororium) zu nennen pflegte. Es ist merkwürdig, daß Luther seiner mit keinem Worte gedenkt. Luther war ein erklärter Feind von allem Teufelswerke, aller Zauberei und drang auf die strengste Bestrafung derselben. Er spricht so oft in seinen Schriften von Hexen und Zauberern und Teufelswerken, und doch hat er nichts von Johannes Faust gesagt, der in Wittenberg unter seinen Augen solch Blendwerk getrieben haben soll. Joh. Manlius gab 1565 eine Sammlung, Collectanea locor. commun. ex lectionibus praecipue Melanchthonis haustis, heraus, worin er also hauptsächlich von seinem Lehrer mitgetheilte Notizen auftischt, und darin erzählt er S. 38 ff. drei Mährchen, die Letzterer auf dem Katheder zum Besten gegeben haben soll. Zwei derselben hat Melanchthon nur von Hörensagen. Faust habe nämlich zu Venedig in die Luft fliegen wollen *), sei aber vom Teufel verlassen worden und heruntergestürzt, daß er halb todt dagelegen habe. Dann erzählte Melanchthon das Ende von Faust, gerade wie es Wier gehört hat. Das dritte Ereigniß ist angeblich in Wittenberg selbst vorgefallen, allein es gehörte, wenn es Statt fand, keine Hexerei dazu. Der Kurfürst Johann wollte ihn festnehmen lassen, und der Patron war eben fortgegangen, als

---

*) Machte er vielleicht hier den Seiltänzer?

durchdrang, als er 1701 seine Disputation vom Laster der Zauberei schrieb, und diese als „eine fette Lüge und Unwahrheit darstellte," erregte doch noch „ein ungewöhnliches Murren und Grießgramen," und wurde, wie wir schon zeigten, heftig genug angefeindet. Das Lärmengeschrei ging in Halle, wo er disputirte, und Leipzig, „so wohl auf der Kanzel, als in Schriften an." Aber die gute Sache siegt. In protestantischen Ländern kam kein Hexenprozeß mehr vor. Katholische Länder ließen nur selten noch solche grausame Tollheiten blicken. In Frankreich hatte die Sache schon etwas früher ein Ende genommen.*) Eben so in England. Die Vorgänger von

---

die Wache kam. Wenn nun auch Melanchthon in der That dieß erzählt hat, so beweist es gerade für den Charakter des Faust und — wer er eigentlich war, sehr wenig. Allein freilich ist auch dem guten Manlius nicht einmal dieß Wenige auf's Wort zu glauben, denn er erzählt von Melanchthon und dem Abt Tritheim noch andere Dinge, die offenbar unwahr sind. In jedem Falle bleibt es auffallend, daß Faust angeblich in Wittenberg in Sachsen war, und seiner von dem fruchtbarsten Schriftsteller jener Zeit, von Luther, mit keinem Worte gedacht wird, so oft sich namentlich dieser über Hexerei u. dergl. geäußert hat. Wohl aber dürfte er zu seiner Zeit, so lange er lebte, bei weitem weniger beachtet worden sein, als nach seinem vielleicht von etwas auffallenden, zufälligen Umständen begleiteten Tode. Das Gerücht, die damalige Liebe zum Wunderbaren, that das Ihrige, um den Charlatan, Wunderdoctor, Taschenspieler, Seiltänzer ꝛc. zu einem Bundesgenossen des Teufels zu machen.

*) Die Sorbonne zu Paris, welche so oft durch ihr Urtheil Spott und Haß auf sich geladen hat, fällte 1398 doch auch einmal in dieser Angelegenheit ein äußerst vernünftiges Urtheil. Auf Anregung des berühmten Joh. Gerson, Kanzlers der Universität, erließ sie 27 Artikel gegen die Zauberei, und erklärte darin unter Anderm, daß es ein verderblicher Irrthum sei, wenn man Geister oder Teufel in Steine,

Thomasius hatten ihm das Eis gebrochen. Selbst der ehrliche Priester Corn. Loos in Mainz verdient hier genannt zu werden. Er nannte den ganzen Hexenprozeß eine Ungerechtigkeit, ehe noch das 16. Jahrhundert zu Ende war, denn er starb schon 1593. Leider setzte man deßhalb den Teufelsadvokaten, wie er genannt wurde, fest, und er mußte widerrufen. Gleiche Behauptung, von Neuem geäußert, hatte neue Verhaftung zu Folge, und er mußte nochmals widerrufen. Von da an schwieg er, denn sonst hätte man ihn am Ende selbst verbrannt.

Vorsichtiger ging der Jesuit Friedrich Spee zu Werke; er gab anonym eine Schrift gegen den Hexenprozeß 1631 heraus*), die an alle Regierungen, geistliche und richterliche Behörden gerichtet war, und starb sehr jung, schon vier Jahre nachher, so daß sein Name nie bekannt geworden wäre, wenn er sich nicht dem nachmaligen Erzbischof von Mainz, Johann Philipp, entdeckt hätte. Letzterer war so überzeugt von Spee's Rechtlichkeit und Einsicht, daß hier, wie Thomasius berichtet, in Mainz zuerst alles Verbrennen der Hexen aufhörte, und viele andere deutsche Staaten nachfolgten. Wenn

---

Ringe, Spiegel, Bilder, einzuschließen und diese todten Massen dadurch zu beleben suche. Die Meinung, daß Bilder von Wachs, von Metall oder von andern Materien durch zauberische Künste wunderbare Kräfte erhielten, sei ein Gott gleich mißfälliger Aberglaube, so daß diejenigen, welche sich ihrer bedienten, und die, welche sich davor fürchteten, vor Gott gleich strafbar wären. — Für jene Zeit, so vernünftig gesprochen, wie 500 Jahre lang nachher selten geschehen ist.

*) Cautio Criminalis.

das ist, so möchte man sich freilich wundern, wie es in Sachsen namentlich noch so lange beim Alten blieb; wüßte man nicht, das Sachsen im Kleben am Alten ausgezeichnet ist und noch erst wieder in diesem Jahre durch seine Landtagsverhandlungen über die Emancipation der Juden neue traurige Belege davon gegeben hat. Noch mehr muß man sich wundern, daß Thomasius 70 volle Jahre darauf so wegen einer Ansicht angefeindet werden konnte, die doch schon Früchte getragen hatte, wenn seine Angabe richtig ist.*) Gleichzeitig mit Spee hatte auch ein Protestant in Würtemberg sich so geäußert: Theod. Thumm, oder Thummius, wie ihn Thomasius nennt. Er läugnete, so sattelfester orthodoxer Lutheraner er auch war, so sehr er die Kalvinisten und alle andere Jsten bestritt, dennoch, daß der Teufel sich mit Hexen vermischen könne. Es bestände dergleichen nur in bloßen Einbildungen und Träumen.**) Beiden wirkte nur ein Anderer entgegen: **Del Rio**, ihr Zeitgenosse, ein spanischer Jesuit, der aber in den Niederlanden lebte. Er schrieb ein Werk: **Disquisitiones magicae**, Untersuchungen über die Zauberei, das mit vieler Kritik den alten Aberglauben verband und erst lange nach seinem Tode, denn er starb 1608, nämlich mit den Arbeiten von Thumm und Spee zugleich erschien. Auch in England war Jemand aufgestanden, den Hexenprozeß und

---

*) In der Vorrede zu „Joh. Webster's Untersuchung der vermeinten Hexereien ꝛc.," 1718. Horst führt von der wohlthätigen Wirkung, die Spee's Arbeit hatte, nichts an. S. dess. Dämonomagie, I, S. 264.

**) Thomasius a. a. O.

Hexenglauben zu verdrängen: Reginald Scott. Seine „Entdeckte Zauberei," die alle dergleichen Dinge auf Einbildung zurück führte, gab hauptsächlich beim pedantischen König Jakob I. Veranlassung, gegen ihn und Joh. Wier in's Feld zu rücken, den alten Sauerteig zu behaupten, und mit allen Waffen der Dogmatik zu verkämpfen. Auch in Frankreich hatte ein Arzt, Gabriel Naudé, dem Zauberwesen einen Stoß beigebracht, indem er sich bereits 1625 der berühmten Männer annahm, welche man in Verdacht der Zauberei zu haben pflegte. Wer aber am meisten an den Pforten der Hölle rüttelte, daß sie späterhin ganz zusammen stürzten, war Balthasar Bekker, ein Geistlicher in Amsterdam, zu Ende des 17. Jahrhunderts, der schon früher im Verdacht der Irrlehre stand, wie es damals nur zu leicht einem Theologen gehen konnte. Jetzt schrieb er, 1691, seine „bezauberte Welt", von welcher binnen wenigen Monaten 4000 Exemplare abgingen, und wodurch seine Ansichten in der ganzen Welt verbreitet wurden. Der Hexenprozeß fand dort nicht mehr Statt, aber die Theologen waren noch von dem Teufelswesen fest überzeugt, und sie fielen wüthend über den Freigeist her, der mit Hilfe der Philosophie und Exegese darzuthun strebte, daß sie im Irrthume seien. Je freimüthiger er sprach, desto mehr Aergerniß gab er. Auch ein anderer holländischer Geistlicher, Van Dale, hatte schon die Existenz des Teufels angefochten; doch freilich nur vorsichtig; ein Anderer hatte zu beweisen gesucht, daß nur ein Teufel sei. Aber Bekker ging offen und muthig zu Werke, und da er die Bibel drehen und deuten mußte, wo nicht die Existenz, doch die Wirk-

samkeit des Teufels wegzustreiten, so gab er doch auch manche Blöße. Wir haben schon bemerkt, daß Christus und die Apostel das Dasein des Teufels wohl selbst glaubten und seine Herrschaft nur durch die neue Lehre gebrochen zu sehen hofften. Sie sagen an so vielen Orten, daß, wer auf sich wachsam ist und betet, von diesem einem Löwen gleich herum irrenden Feinde nichts zu fürchten habe. Wollen wir aber streng logisch urtheilen, so müssen wir nach ihrer Ansicht des Teufels Gewalt über die Menschen zugeben, sobald sie nicht wachsam sind und folglich in des Teufels Klauen fallen. Es bleibt hier nichts übrig, als anzunehmen, daß diese Stifter des Christenthums lehrten, wie sie es meinten, und da sie Menschen waren, wie alle andern zu ihrer Zeit, so konnten sie sich auch nicht ganz von den Vorurtheilen, Meinungen und Ansichten derselben losreißen. So weit wagte Bekker nicht zu gehen; er hätte es aber immer können thun, denn 1693 entsetzten ihn liebevoll seine Brüder doch des Amtes, weil ihn weder Consistorien noch Synoden hatten eines Bessern belehren können, und er starb fünf Jahre darauf (1698) als ein Märtyrer der guten Sache. Den Teufel konnte damals Jeder predigen, aber läugnen durfte ihn Keiner. Gleich nach ihm erschien Thomasius, 1701, mit seiner Dissertation beginnend, von der schon oben gesprochen wurde, aber fast alle Jahre gab er kleine oder größere Arbeiten in der Art noch heraus, und übersetzte namentlich mit vieler Mühe manche englische Schriftsteller, die in seinem Geiste geschrieben hatten. Seiner Freimüthigkeit konnte man wenig anhaben. Er war Jurist, auf keine symbolischen

Bücher verpflichtet, keines Predigtamtes verlustig und als Professor vom preußischen Adler geschützt. Dem Teufel selbst ließ er seine Existenz, ob er sich zwar so darüber ausdrückte, daß man nicht weiß, ob er es ernstlich oder als Satiriker meinte. „Ich glaube", sagt er, „daß der Teufel ein Geist sei, der in vielen Menschen noch heut' zu Tage Böses wirke." — Aber, setzt er auch noch hinzu: „Ich glaube, daß der Teufel sich noch heute zum öftern in einen Engel des Lichts verstelle und geistlicher Weise in denen Hertzen, Gedanken, Händen, und in dem Munde, der Feder der Pharisäer und Ketzermacher wirke und sich ein jeder Christenmensch für diesem Teufel gar sehr zu hüten habe." *) Hier ist offenbar wohl von einem orthodoxen Glaubensbekenntnisse keine Spur. Mag er noch an den Teufel geglaubt haben oder nicht, gefürchtet hat er ihn und alle seine zahlreichen Gegner in keinem Falle, die Früchte seines Freimuthes erntete er aber bei Lebzeiten, denn, als 1715 einige Menschen bei Jena in der Christnacht einen Schatz heben wollten und vor Kälte und Kohlendunst umkamen, erklärten alle drei oberen Facultäten in Leipzig auf die Frage: ob die Thoren vom Teufel erwürgt worden seien, daß der Teufel dabei ganz unschuldig sei und Thomasius fand dieß „bei dem allgemeinen Zustande auff denen Universitäten" höchst wunderbar. Ich „gratulire meinem Vaterlande höchlich, sagt er darüber, daß es anhebet, so deutliche und unvermuthete Proben von sich zu geben."

---

*) A. a. O. in der Vorrede zur Uebersetzung von Webster's Untersuchung ꝛc.

Dem Hexenprozeß wurde, wie wir oben sahen, nun allmälig ein Ende gemacht. Den großen Prozeß 1728 im finstern Ungarn abgerechnet, kommen nur noch wenige, einzelne, Fälle vor,*) von denen, was den Pöbel betrifft, selbst das neunzehnte Jahrhundert noch nicht frei gesprochen werden kann, denn einzelne Mißhandlungen unglücklicher Frauen, welche Milchverfälschung, blutige Milch und Kinderkrankheiten verschuldet haben sollen, finden öfters hier und da in den Ländern Statt, wo finsterer Teufels- und ähnlicher Glaube noch herrscht. Mit dem Hexenprozesse schwand dadurch noch nicht der Teufel selbst und die Furcht vor ihm. Diese gingen noch Hand in Hand. Alle christlichen Lehrbücher, die Heilsordnung wie der Himmelsweg prägten die Lehre vom Teufel ein, wie die vom Heilande. Ihn auf der Kanzel abzuläugnen oder zu bestreiten, würde nur zu Absetzung geführt haben. Erst mit Friedrich II. kam auch hier helles Licht. Wie wenig sich Religionsform, und Sinn und Gefühl für dieselbe einimpfen läßt; wie im Gegentheile durch Zwang in dergleichen Dingen gerade das Gegentheil bewirkt wird, zeigt am auffallendsten das Beispiel von Friedrich II. Er wurde von frühester Jugend an genöthigt, jeden Morgen ein kleines und ein großes Gebet durchzumachen; das kleine, so wie er aus dem Bette kam, knieend, nach auswendig gelernter Form. Das große mit allen Domestiken, worauf ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen und ein oder ein paar Lieder

---

*) Der letzte war in Spanien 1783. Die Hexe, welche dort verbrannt wurde, hatte — Eier gelegt.

gesungen wurden, nach dem Frühstücke. Ihm folgten Evangelium, Katechismuslehre, am Montage und alle Tage Abends wiederum Beten und Singen kniend und in Gegenwart aller Domestiken. Was war die Folge davon? Daß Friedrich, so lange er lebte, den größten Widerwillen gegen alle solche Formen hegte. Dieß war gut! Kaum hatte er die Regierung angetreten, so schrieb er in seinem verdorbenen Deutsch an den Staatsminister von Brand:

„Die Religionen müssen alle Tolerirt werden und
„mus der Fis'kal nuhr das Auge darauf haben, daß
„keine der anderen Abrug (Abbruch) Thon, den
„hier Mus ein jeder nach Seiner Faßon
„Selich werden."

So schlecht das Ding geschrieben ist, so zu wünschen wäre es, daß es in den Kanzleien aller Länder und Studirzimmern aller Geistlichen hinge! Denn fast überall wollen sie, man soll nur nach ihrer „Faßon" in den Himmel kommen. Er, von einem orthodoxen Vater auf die abscheulichste Weise zum mechanischen Frommsein gezwungen, war dadurch der abgesagte Feind von allem Religionszwang und zum Spötter über alle die vermeinten Geheimnisse und unbegreiflichen Lehren geworden, mit denen man ihn gequält hatte. Ihm ward der Teufel namentlich ein Gegenstand des Spottes, und da Voltaire, und so mancher anderer Freigeist, in Berlin seinen Wohnsitz aufschlug, da der König an der Spitze freier Geister stand, so erwachten auch gar bald deutsche Männer, welche den alten Sauerteig mit kräftiger Hand ausfegten. Nicolai, Mendelssohn, Les-

sing, Teller, Sander, Reimarus, Gebhardi, von Loen, geben das Zeichen dazu. Wie hat nicht Nicolai durch seinen Sebaldus Nothanker die orthodoxen Männer von Wittenberg an bis nach Rotterdam gegeißelt? Wie wurde das starre Lutherthum in seiner allgemeinen deutschen Bibliothek vor Gericht gezogen? Was wirkte Lessing durch seinen Freigeist, seinen Juden, seinen Nathan, seine wolfenbüttelschen Beiträge? Jetzt sah man endlich dem Teufel selbst zu Leibe gehen; man bestritt geradezu die Existenz, indem man theils die Bibel so lange exegesirte und dieß war das Schlechteste: — bis er daraus verschwand, theils ihr, — und dieß allein ist der Weg! — in diesem Betrachte nicht mehr Auctorität einräumte, als wie ihren Verfassern nach Maßgabe der Zeit, wo sie schrieben, und der Kenntnisse, die sie hatten, zukommen durfte. Allmälig blieb der vor kaum funfzig Jahren noch so gefürchtete Satan nur eine Phrase auf der Kanzel, den theologischen Handbüchern gab er Gelegenheit zu einer historischen Digression. Seit 1815 hat sich wieder eine Partei von Frömmlern erhoben, die sich Mühe geben, den verbannten Amor wieder zu Ehren zu bringen. Man hat in Leipzig von ihm predigen gehört, man hat in Berlin, und Bremen und Hamburg und Nürnberg neue Teufelsapostel gesehen und gehört. *) Allein sein Reich

*) Noch 1833 erst erschien in Heilbronn eine Schrift „über das Besessensein oder den Einfluß des bösen Geisterreichs in der alten Zeit; mit Berücksichtigung dämonischer Besitzungen in der neuen Zeit," worin zwei der letztern vom Verf. „aufmerksam beobachtet" wurden.

ist vorbei; in sofern es sich auf so schreckliche Verirrungen erstreckt, wie wir mit Schaudern Jahrhunderte lang beobachtet haben.*) Nicht, als ob damit aller Aberglaube verschwunden wäre.**) Der Mensch, in der Mitte zweier Welten schwebend, dem Thierreiche angehörend und eines höhern Aufschwungs fähig, sucht noch in der Zukunft zu lesen, wie zu Joseph's Zeiten in Aegypten, er will aus werthlosen Stoffen Gold machen, wie

---

Alle Bibelstellen wurden in dieser Schrift buchstäblich genommen; wer es nicht thut, frevelt am Heiligen; ist ein Jünger der Modephilosophie, von „sadducäischer Gelehrsamkeit." Die Teufel sind mächtige, sittliche, böse Geister, — theils in der Luft oder in wüsten Gegenden ꝛc. Könnte so eine Partei in der Kirche und dem Staate die Oberhand gewinnen, so wäre es sicher um uns geschehen! Und solche Dinge werden noch also jetzt gedruckt!

*) Für immer und überall? Ersteres möchte sich in Europa annehmen lassen, in den anderen Welttheilen weniger, in sofern unter den rohen Völkern dort der Glaube an Zauberei so allgemein ist, als bei uns; und gelingt es den Methodisten, ihre christlichen Lehren allgemein zu machen, so kann dieser Glaube an Zauberei dann auch leicht so ausarten, wie er sich im Mittelalter Europa's bildete und bis in's achtzehnte Jahrhundert währte. In Bussa am Niger sahen die Reisenden Lander zwei „Hexen" einbringen, „welche die Geister von fünf Menschen gegessen haben sollten," d. h. solchen, die durch ihre übernatürliche böse Einwirkung gestorben waren. Sie wurden zur Sklaverei verurtheilt. Aber wenn diese Negern nun einmal Methodistenchristenthum kennen? (Die Entdeckung des Nigers ꝛc. Leipzig, bei Schaarschmidt. 1834. S. 136 ff.)

**) So gerieth Joh. Müller 1783 fast in Lebensgefahr, als er 1783 einmal unter einem Baume laut einem Freunde den Tacitus vorlas; die Bauern hielten ihn für einen Zauberer. Noch soll es in Westindien Pflanzer geben, die vermeinte Zauberer unter ihren Sklaven jämmerlich mißhandeln. 1817 tödtete ein Vater in Flandern seine Tochter, seine Schwester, seine Gattin, weil sie Hexen wären.

vor tausend und mehr Jahren; er will mit Geistern verkehren, wie schon Saul mit dem des Propheten Samuel. Aber was sonst allgemeiner Hang in der Zeit war, ist jetzt nur auf einzelne Köpfe eingeschränkt, die entweder befangen sind oder List genug haben, Befangene hinter's Licht zu führen oder aber die zu solchen Dingen sich der Kräfte der Natur bedienen wollen. Im Besitze der letztern glauben sie schon zu sein, oder doch noch zu kommen. „Man citirt noch Geister," sagt Horst,*) aber es geschieht nicht mehr in der Verzweiflung und Teufelsfurcht vor Faust's Höllenzwang. Man findet es noch möglich; man achtet es für wünschenswerth, sich mit Geistern in Verbindung zu setzen. Aber man läßt den Teufel weg und sucht lieber zwischen sich und guten Geistern freundliche Verhältnisse anzuknüpfen. Man hält die Kunst, Gold zu machen, nicht für unmöglich an sich, man vermuthet, oder behauptet auch wohl geradezu, daß der Himmel seine Auserkornen mit so tiefen Einsichten begnadigen könne und werde. Aber eben darum nimmt man nicht, nie in den frühern Jahrhunderten, zum Teufel, als kleinem Magister, wie man ihn in der Alchemie im siebzehnten Jahrhunderte nannte, seine Zuflucht, sondern vertraut sich Gott und der Natur. Man spricht noch von Magie und verborgener Naturkraft. Aber man buhlt nicht um die Gunst der Hölle, man tritt in kein Bündniß mit dem Satan, wie in der vergangenen Zeit, um der Natur und ihrer verborgenen Kräfte Meister zu werden. Man betrachtet die Magie vielmehr als einen

*) Dämonomagie, I, S. 292.

der Zweige der unermeßlichen geheimen Naturwissenschaft, in der man weiter kommen werde, sobald man die Natur in ihren Tiefen mehr erforscht habe, und strebt so die ehemalige dämonische Magie in eine natürliche Magie, wie man sie nennt, in eine höhere Lebenswissenschaft für die erleuchteten Erkornen zu verwandeln.

Vom Magnetismus, vom Somnambulismus, hat man in der Art besonders Viel gehofft und erwartet es noch. Er schien ja die Pforten des Jenseits aufgeschlossen zu haben. In jedem Falle stehen wir hier an demselben Punkte, von welchem wir ausgingen. Mit der natürlichen Magie begann unsere Wunderwelt. Wer die Kräfte der Natur kannte und anzuwenden wußte, war ein Magier, ein Zauberer. Sie artete aus; sie durchwanderte das vermeinte Reich der Hölle und es blieb ihr in der Meinung derer, welche noch Etwas von ihr hoffen, nichts übrig, als was ihr zum Grunde gelegen hatte. Was bereits von Kräften der Natur und Kunst den Alten bekannt war und wie sie dieselben zu ihren Zwecken geheimnißvoll benutzten, soll Gegenstand der folgenden Abschnitte sein.

Ende des ersten Theiles.

Leipzig, 1854.

Otto Wigand.

Verbesserungen.

Seite 6, Zeile 7 von unten lies: **tradunt.**
— 13, — 8 — — — **Adamsberge zu Ceylon.**
— 36, — 2 — oben — **Sagen.**
— 88, — 12 — — — **bestätiget.**
— 148, letzte Zeile lies: **in den daher stammenden.**
— 220, Note *) lies: **Tischreden.**
— 223, — *) Z. 5 lies: **Ketzerpatron.**

Verbesserungen.

Seite 6, Zeile 7 von unten lies: **tradunt.**
— 13, — 8 — — — **Adamsberge zu Ceylon.**
— 36, — 2 — oben — **Sagen.**
— 88, — 12 — — — **bestätiget.**
— 148, letzte Zeile lies: **in den daher stammenden.**
— 220, Note *) lies: **Tischreden.**
— 223, — *) Z. 5 lies: **Ketzerpatron.**

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

*r

Das Reich der Geister, der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei

Bd.: 1

Leipzig (1834)
40.6933-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702509-1